

Interessante Abenteuer unter den Indianern

John Frost

<36616584730019

Interessante Abenteuer
unter den
Indianern.

Enthaltend
Erzählungen der merkwürdigsten Begebenheiten in den ersten indianischen Kriegen,
sowie auch
Ereignisse während der neuern indianischen Feindseligkeiten in Mexico und Texas.

Von
John Frost, LL. D.,
Verfasser der „Bilder-Geschichte der Vereinigten Staaten," der „Bilder-Geschichte der Welt" u. s. w.



Illustrirt mit vielen Holzschnitten,
nach Zeichnungen von W. Croome und andern ausgezeichneten Künstlern.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Philadelphia:
J. Kohler, No. 911 Arch Straße.

SHERMAN & CO., PHILADELPHIA.

Vorrede.

Die nachfolgenden Erzählungen sind auf's Sorgfältigste aus einer großen Masse von Stoff zusammengetragen, welchen der Verfasser während der vielen Jahre seines fleißigen Studiums der amerikanischen Geschichte gesammelt hat. Sie umfassen solche Ereignisse, die durch ihr schlagendes und außerordentliches Gepräge am meisten dazu beitragen können, dem Leser eine richtige Idee über die Indianer, ihre besondern Arten der Kriegführung, und ihren allgemeinen Charakter zu verschaffen.

Es ist eine auffallende Thatsache, daß die Indianer als eine Masse sich noch jetzt fast in demselben Zustande befinden, wie die ersten Entdecker der neuen Welt sie fanden. In Bezug auf Religion, Sitten und Gewohnheiten sind sie noch immer so roh und wild wie von je her. Die westlichen Stämme jagen mit Bogen und Pfeil, und ziehen mit Speer und Schild in den Krieg. Gewisse Stämme, welche sich ursprünglich östlich vom Missisippi ansiedelten, sind in einem gewissen Grade Christen und civilisirt geworden. Ihre Geschichte und ihre gegenwärtigen Zustände würden für sich allein schon den Gegenstand eines sehr interessanten Werkes bilden— ein Werk, welches der amerikanischen Literatur leider noch fehlt. Aber die wilden, westlichen Indianer sind noch Heiden, und befinden sich im rohesten Zustande. Wenn die Theilnahme des amerikanischen Volkes nicht auf passende Weise auf diesen Gegenstand gelenkt wird und keine Mühen und Kosten gescheut werden, diese Stämme zu civilisiren und zu bilden, so hat man hinlänglichen Grund zu der Befürchtung, daß sie mit der Zeit gänzlich erlöschen werden, so daß nach einem Jahrhundert kein lebender Repräsentant all der mächtigen Nationen mehr existiren wird, welche früher im Besitze

dieses Landes waren. Unwissenheit, Aberglaube und wechselseitige Uneinigkeit unter den Stämmen jagen sie schnell ihrer Vernichtung entgegen. Aber ein solches Resultat sollte das gesittete Volk nicht gestatten, welches ihnen und ihren todten Ahnen die schöne Besitzung verdankt, welche es jetzt inne hält. Die auf den folgenden Blättern verzeichneten Thatsachen enthüllen Charakterzüge der Indianer, welche Bewunderung und Sympathie erwecken, im Verein mit andern Zügen, welche in einem gebildeten Herzen das lebhafteste Mitleiden für ihren unglücklichen und kläglichen Zustand erregen. Sie könnten gebildet, civilisirt und gerettet werden. Aber so lange man sie als Feinde betrachtet, welche erwünschte Ländereien besitzen, oder lediglich als Pelzjäger für die Weißen, als bloße Gegenstände der Eroberung und Speculation, so lange ist keine Hoffnung für die armen Indianer mehr vorhanden. Hier und da erhebt sich wohl eine Stimme zu ihrer Vertheidigung, aber Selbstsucht und Vorurtheil sind vielzüngig, und das Geschrei, daß die Indianer nicht gebildet werden können, sondern untergehen müssen, ist an der Tagesordnung. Doch wollen wir hoffen, daß noch einmal ein geistreicher und beredter Vertheidiger ihre Sache aufnehmen, und daß die Segnungen der Civilisation ein Ueberbleibsel der einst so zahlreichen und mächtigen Urbewohner Nord-Amerika's, für die Zukunft retten mögen!

Inhalt.



Interessante Abenteuer.

Vor etwa zwei und einem halben Jahrhundert, der Periode der ersten Ansiedlung Nordamerikas durch die englischen Kolonisten, fanden viele Kriege zwischen den Weißen und den Indianern statt, und beide Parteien kämpften mit gleicher Erbitterung um den Besitz des Bodens. Das Resultat ist die jetzt vollständige Ausrottung der Indianer und die Thatsache gewesen, daß der Boden, welcher einst die Heimath der Indianer war, jetzt ruhig und in Frieden von den Weißen bewohnt

wird. Diese Kriege sind voll von interessanten und romantischen Abenteuern; sie liefern viele Beispiele von Muth, Tapferkeit, Verachtung von Gefahr und heroischer Erduldung von Leiden, Beispiele, welche zugleich dazu dienen, den festen Charakter unserer Vorfahren und die besondern und originellen Charakterzüge ihrer wilden Feinde näher zu bezeichnen. Die Erzählungen dieser Abenteuer sind glücklicher Weise in vielen Fällen für uns gerettet. Einige von denselben wurden von den Leidenden selbst erzählt; andere dagegen waren so außerordentlich, daß sie einen Platz in den localen und nationalen Annalen fanden.

Sie strotzen von abenteuerlichen und gefahrvollen Scenen, welche schwerlich ihres Gleichen in den Annalen der Kriegsgeschichte finden. Solche Scenen entfalten die geheimen Seiten des Charakters mit lebendigeren Farben, als die feinsten Schilderungen der Feder. Grausamkeit, vor der das Herz erschaudert, Rachlust, die keine Gränzen und keine Gnade kennt; List, Schlauheit und Ausdauer im Kriege; Heldenmuth, Dankbarkeit gegen Freunde, Verrath gegen Feinde, Stoicismus, scharfe Beobachtungsgabe und das zarteste Ehrgefühl — alle diese Charakterzüge eines Indianers muß man nicht in den schriftstellerischen Abhandlungen des Moralisten, sondern in den Berichten von wirklich erlebten Abenteuern studiren. Aber allem diesem liegt etwas mehr, als eine Charakterschilderung und eine abenteuerliche Erzählung zu Grunde. Es liegt eine tiefe Moral darin verborgen. Die Eigenschaften, welche wir an dem feindlichen Indianer mit Schauder bemerken, sind dem Indianer im Allgemeinen allein nicht eigen. Wir finden sie unter allen Menschen; sie existiren in allen Zweigen der Gesellschaft. Die Civilisation modificirt, ja sie verringert sie vielleicht unter den Weißen; und wenn wir dadurch, daß die übeln Folgen der unbegränzten Willkühr der

armen Indianer aufdecken, unserm eigenen Volke den Werth der Segnungen der Civilisation deutlich vor's Herz bringen, wenn wir die Jugend veranlassen könnten, diese Segnungen zur Ausrottung ihrer eigenen wilden Leidenschaften zu benutzen, dann würden wir mit der Erzählung unserer „Interessanten Abenteuer" einen wirklich moralischen Zweck erreicht haben. Und wir haben keinen andern Zweck bei der Herausgabe dieses Werks vor Augen. Wir haben uns bemüht, den wahren Charakter des Indianers und seiner Feinde mit naturgetreuen Farben zu schildern und eine nützliche Moral aus dem Gemälde zu ziehen. Und somit schreiten wir dann ohne alle weitere Einleitung zur wahren Erzählung selbst.





Gefangenschaft und Flucht der Mrs. Frances Scott von Washington County in Virginien.

Mittwoch, den 29. Juni 1785, spät am Abend kam eine ziemlich starke Gesellschaft bewaffneter Männer auf ihrer Reise nach Kentucky am Hause vorüber: Einige von ihnen schlugen zwei Meilen entfernt ihr Lager auf. Herr Scott, welcher in einer Gegend an der Gränze wohnte, ermahnte die Familie in der Regel, auf ihrer Hut zu sein; aber an diesem unglücklichen Tage, nachdem eine so große Anzahl von Leuten vorbeigezogen waren, legte er sich kurz nach Einbruch der Dämmerung zu Bett und war noch dazu so unvorsichtig, eine der Thüren des Hauses offen zu lassen; die Kinder waren ebenfalls schon im Bett und schliefen. Frau Scott war fast schon entkleidet, als sie zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen und Schrecken durch die offen gelassene Thür mehrere bemalte Wilde mit vorgestreckten Waffen hereinstürzen sah und ein fürchterliches Geschrei erheben hörte. Herr Scott, der noch wach war, sprang sogleich zum Bett heraus; aber in dem-

selben Augenblick wurde nach ihm geschossen: Er brach sich Bahn mitten durch die Feinde und gelangte auch wirklich zur Thür hinaus, stürzte aber ein paar Schritte davon zusammen.

Ein Indianer packte Frau Scott; befahl ihr, auf einem bestimmten Fleck stehen zu bleiben und sich nicht zu rühren; andere zerschlugen und zerschnitten die Kehlen der drei jüngsten im Bette liegenden Kinder, hoben sie dann heraus und schleuderten sie auf den Boden neben ihre Mutter. Das älteste Kind, ein schönes Mädchen von 8 Jahren, erwachte, sprang aus dem Bette, lief zu ihrer Mutter und schrie im kläglichsten Tone: „O Mama, Mama, rette mich!" Die Mutter beschwor in der tiefsten Angst ihres Herzens und unter einer Fluth von Thränen, die Wilden, ihres Kindes zu schonen; aber mit brutaler Blutgier schwangen sie den Tomahawk und erschlugen es in den Armen ihrer Mutter. Dicht neben dem Wohnhause des Herrn Scott wohnte eine andere Familie, Namens Ball. Die Indianer machten auch auf sie zu derselben Zeit, als sie Herrn Scott überfielen, einen Angriff. Da die Thür aber verschlossen war, so schoß der Feind durch eine Oeffnung zwischen zwei Brettern in's Haus hinein, tödteten einen jungen Burschen und versuchten dann die Thüre aufzusprengen; aber ein noch lebender Bruder des Getödteten schoß durch die Thür, so daß der Feind seine Bemühung aufgab und sich davon machte. Der übrige Theil der Familie stürzte zum Hause hinaus und entfloh. In Herrn Scott's Hause befanden sich vier gute, stark geladene Büchsen und eine Menge von Kleidungsstücken und Möbeln, welche theilweise von Leuten, die sich auf der Reise nach Kentucky befanden, zurückgelassen waren. Die Indianer, 13 an der Zahl, beluden sich mit dieser Beute, machten sich dann eilig davon und zogen ohne Unterbrechung die ganze Nacht hindurch weiter. Am nächsten Morgen gab ihr Häuptling einem Jeden seinen

Antheil und schickte neun von der Bande aus, um Pferde von den Bewohnern am Clinch zu stehlen.

Am 11. Tage nach der Gefangenschaft der Frau Scott, machten die 4 Indianer, welche sie unter ihrer Aufsicht hatten, an einem Platze halt, den sie als Sammelplatz und zur Jagd bestimmt hatten, da sie bereits starken Mangel an Mundvorrath litten. Drei von ihnen gingen aus und der Häuptling, ein alter Mann blieb zurück, um die Gefangene zu bewachen, welche sich jetzt ziemlich willig zeigte, mit nach den indianischen Dörfern zu ziehen; eine List, wodurch sie den erwünschten Zweck erreichte, die Wachsamkeit ihres Wächters zu verringern. Während des Tages, als der alte Mann gerade damit beschäftigt war, eine Hirschhaut zu putzen, kam die Gefangene, welche da saß und über ihre Lage nachdachte und ängstlich auf eine Gelegenheit zur Flucht harrte, zu dem Entschluß, dieselbe zu versuchen; sie näherte sich gleichgültig dem Indianer und bat ihn um Erlaubniß, eine kleine Strecke weit an einen Strom zu gehen, um sich das Blut, das noch immer seit der verhängnißvollen Nacht der Ermordung ihrer kleinen Tochter an ihrer Schürze klebte, abzuwaschen. Er sagte ihr in Englisch: „Geh zu!“ sie ging an ihm vorüber, doch so, daß sein Gesicht grade nach der entgegengesetzten Gegend, welcher sie sich zuwandte, gerichtet war. Auch war er sehr eifrig mit seiner Arbeit beschäftigt. Nachdem sie an's Wasser gekommen war, eilte sie ohne Verzug weiter; wanderte einem hohen, kahlen Berge zu und zwar bis spät in den Abend hinein, als sie sich in's Thal herabwandte, um die Spur des herwärts genommenen Weges aufzusuchen. Sie hoffte, ihren Weg zurückzufinden, ohne sich zu verirren oder in der unbewohnten Gegend Hungers zu sterben. Als sie quer durch's Thal durch an die Seite des Flusses kam, den sie für den östlichen Arm des Kentucky Stromes hielt, bemerkte sie im Sande Spuren von

zwei Männern, welche den Fluß heraufgegangen und gerade wieder zurückgekommen waren. Sie vermuthete, daß dies ihre Verfolger gewesen seien und dankte der göttlichen Vorsehung aus tiefstem Herzen für eine so zeitige Rettung.

Sie war ohne Lebensmittel und irgend eine Waffe oder ein Instrument, sich eine solche anzufertigen, auch fast ohne Kleidung mit der furchtbaren Gewißheit, daß ein ungeheurer Zug hoher felsiger Gebirge zwischen ihrem jetzigen Aufenthaltsort und den Bewohnern der östlichen Gegend lag; ebenfalls war ihr die Entfernung der Kentucky'schen Ansiedlungen unbekannt und sie selbst fast so unbewandert wie ein Kind mit der Art und Weise, wie man die Waldungen durchsteuern muß. So war ihre Lage natürlich eine in der That trostlose. Aber ein gewisser Tod, entweder vor Hunger zu sterben oder von wilden Thieren zerrissen zu werden, schien ihr leichter, als in der Gewalt von menschlichen Wesen zu sein, welche ihr Herz mit Schauder erfüllt hatten. Sie flehte den Himmel um Schutz an, nahm ihren ganzen Muth zusammen und wanderte vorwärts. Nach einer dreitägigen Reise wäre sie beinahe mit den Indianern zusammengetroffen, die nach Clinch ausgeschickt waren, um Pferde zu stehlen; glücklicher Weise aber hörte sie sie herankommen und verbarg sich hinter einem Baume, bis die feindliche Schaar vorüber war. Dies beunruhigte sie von Neuem und verwirrte ihren Geist so, daß sie sich verirrte und einige Tage lang rückwärts und vorwärts herumwanderte. Endlich kam sie an einen Strom, welcher aus dem Osten zu kommen schien. Indem sie vermuthete, daß dies der Sandy-Strom sei, beschloß sie, ihn bis zu seiner Quelle, welche in der Nähe der Clinch-Niederlassung ist, zu verfolgen. Nachdem sie mehrere Tage an ihm hinauf gewandert war, kam sie in die Gegend, wo der Strom durch das große Laurel-Gebirge fließt, und wo sich ein ungeheurer Wasserfall und zahllose hohe



Mrs. Scott in Gefahr, wieder gefangen zu werden.

felsige Klippen an der Wasserfläche entlang befanden. Dieser Weg schien unzugänglich und das Gebirge steil und schwierig zu ersteigen. Unsere unglückliche Reisende beschloß indessen, daß der letzte Weg der beste sei. Sie kletterte deßhalb eine zeitlang bergan; da sie jedoch zu einer Reihe unzugänglicher Felsen kam, so wandte sie sich wieder dem Fuße des Gebirges und der Stromseite zu. Nachdem sie in einen tiefen Hohlweg herabgestiegen und über mehrere steile hohe Felsen geklommen war, erreichte sie die Stromseite, wo sie zu ihrer unaussprechlichen Betrübniß bemerkte, daß ein senkrechter oder vielmehr ein funfzehn oder zwanzig Fuß hoher überhängender Felsen das Ufer bildete. Hier trat eine feierliche Pause für sie ein. Sie versuchte umzukehren; aber die Höhe der Klippen und Felsen, über die sie herabgeklettert war, hinderte sie daran. Sie ging darauf wieder an den Rand des Abgrundes und betrachtete sich die Tiefe desselben als den bestimmten Platz, wo sie entweder allen ihren Mühseligkeiten ein Ende machen oder oben bleiben und Hungers sterben oder von wilden Thieren verschlungen werden müßte. Nach einer ernsten Berathung mit sich selbst und einem inbrünstigen Gebet entschloß sie sich, von der Höhe hinabzuspringen; ein Entschluß, den sie auch sogleich ausführte. Obgleich der Platz, wo sie hinunterspringen mußte, mit unebenen Felsen bedeckt war, so hatte sie doch kein Glied gebrochen; da sie jedoch von dem Fall beträchtlich betäubt war, so war sie eine geraume Zeit unfähig, weiter zu wandern. In Folge der trocknen Jahreszeit war der Strom seicht; deßhalb ging sie im Wasser und, wenn's möglich war, am Ufer, bis sie durch's Gebirge hindurch war, eine Entfernung von wahrscheinlich mehreren Meilen. Später, als sie am Ufer des Stromes entlang wanderte, biß eine giftige Schlange sie in den Fuß. Sie hatte zwar Kraft genug, dieselbe zu tödten; da sie aber die Giftig-

keit der Art recht wohl kannte, so kam sie zu der Ueberzeugung, daß der Tod sie bald heimsuchen müßte. Um diese Zeit war Frau Scott bereits vor Müdigkeit, Hunger und Angst zu einem wahren Skelett zusammengeschrumpft; und dieser Zustand ihres Körpers war wahrscheinlich das Mittel, sie vor den Wirkungen des Giftes zu retten. Doch mag dem sein, wie ihm wolle, das war Thatsache, daß nur sehr wenig Schmerz auf den Biß folgte und die geringe Geschwulst, die sich zeigte, zog sich in den Fuß.

Unsere wandernde Freundin verließ jetzt den Strom und kam nach einem tägigen Marsche dahin, wo sich das Thal in zwei Theile, die beide eine verschiedene Richtung verfolgten, zerspaltete. Hier trat wiederum ein ängstlicher Zweifel ein; das arme Weib war fast erschöpft und überzeugt, daß sie, wenn sie weit vom rechten Wege abkäme, nie wieder ein menschliches Wesen erblicken würde. Während dieser zweifelhaften Spannung flog ein schöner bunter Vogel dicht an ihr vorüber, flatterte am Boden entlang und verlor sich ihren Blicken endlich in einem der beiden Thäler. Dies zog ihre Aufmerksamkeit auf sich und während sie noch darüber nachdachte, was es wohl zu bedeuten habe, flatterte ein anderer Vogel von gleichem Aussehen und in gleicher Weise an ihr vorüber und flog in's selbe Thal, wie der erste. Das bestimmte sie zu der Wahl ihres Weges und so erreichte sie zwei Tage später — es war der 11. August — die sogenannte New-Garden-Niederlassung am Clinch; hätte sie, wie ihr seitdem die Jäger erklärt haben, das andere Thal eingeschlagen, so würde sie gradeswegs nach dem Ohio zurückgekommen sein. Frau Scott erzählte, daß die Indianer ihr berichtet hätten, daß ihre Bande aus vier verschiedenen Nationen zusammengesetzt sei, von denen sie zwei, wie sie sich zu erinnern glaubte die Delawares und Mingos nannten.

Ferner erzählte sie, daß sie während ihrer Wanderschaft, vom 10. Juli bis zum 11. August, kein anderes Mittel ihrer Lebenserhaltung hatte, als daß sie den Saft von jungen Rohrstangen, Sassafrasblättern und anderer ihr unbekannte Pflanzen, aussog und verschluckte; daß sie auf ihrer Reise Büffel, Elenthiere, Hirsche und häufig selbst Bären und Wölfe gesehen, von denen jedoch keiner, obgleich einige sehr dicht an ihr vorüberkamen, auch nur den geringsten Versuch machte, sie anzugreifen.

Eines Tages kam ein Bär mit einem jungen Rehkalb in seinem Maule dicht an sie heran; als er sie jedoch bemerkte, ließ er seine Beute fallen und lief davon. Der Hunger reizte sie, das Fleisch zu holen und zu essen; bei reiferer Ueberlegung aber stand sie davon ab, indem sie befürchtete, der Bär möge zurückkehren und sie angreifen; außerdem hatte sie auch eine starke Abneigung gegen den Genuß von rohem Fleisch. Frau Scott verblieb lange Zeit in einem sehr schwachen Gesundheitszustande, untröstlich über den Verlust ihrer Familie und namentlich über die grausame Ermordung ihrer kleinen Tochter.

Interessante Erzählung der Abenteuer des Capitain Isaac Stewart, welcher wahrscheinlich die Goldminen Californiens schon vor 1782 kannte.

Diesen Bericht entnehmen wir einer Auswahl von Erzählungen von den durch die Indianer verübten Gewaltthätigkeiten, wie sie im Jahre 1808 zu Carlisle vom Erzbischof Loudon veröffentlicht wurden. Eine Randbemerkung des Dr. Mease benachrichtigt uns, daß er aus Süd-Carolina war; zugleich bezieht sich der Doctor zum Beweis der Wahrheit seiner Bemerkung auf das Columbia Magazin, Band 1. Seite 320. Loudon giebt die Erzählung wieder, wie er sie im März 1782 aus Stewart's eigenem Munde vernommen.

Es scheint uns ganz klar, daß Stewart die Minen von Sacramento und Gila, welche gegenwärtig die Aufmerksamkeit in so hohem Grade auf sich ziehen, wirklich besucht hat. Die Erzählung lautet wie folgt:

Vor etwa 18 Jahren wurde ich etwa 50 Meilen westlich von Fort Pitt von den Indianern gefangen genommen und mit vielen andern Weißen, welche mit der schauderhaftesten Grausamkeit um's Leben gebracht wurden, nach dem Wabasch geführt. Mein guter Glücksstern wollte, daß ich die Sympathie der Rose—auch das gute Weib der Stadt genannt—erregte; denn sie gestattete, daß ich vom Flammentode gerettet wurde, indem sie ein Pferd als mein Lösegeld hergab.

Nachdem ich zwei Jahre als Sklave unter den Indianern geblieben war, besuchte ein Spanier, der von Meriko aus auf eine Entdeckungsreise ausgesandt war, die Nation. Er stellte an die Häuptlinge das Gesuch, mich und einen andern aus Wales gebürtigen Weißen, Namens John Davay, der sich in gleicher Lage, wie ich befand, auszulösen. Sie willigten ein und wir reisten in Begleitung des Spaniers ab; wir zogen westwärts und durchschritten den Mississippi in der Nähe des Riviere Rouge oder rothen Flusses, auf welchem wir 700 Meilen weit reisten, bis wir zu einer Nation von Indianern kamen, welche von merkwürdig weißer und deren Haar, wenigstens in den meisten Fällen, von röthlicher Farbe war. Sie wohnten am Ufer eines kleinen Flusses, welcher sich in den rothen Fluß ergießt und der River Post genannt wird. Am Morgen des Tages nach unserer Ankunft unter diesen Indianern, benachrichtigte mich der Walliser, daß er entschlossen wäre, bei ihnen zu bleiben; als Grund dieses Entschlusses gab er an, daß er ihre Sprache, die nur sehr wenig von dem Wallisischen verschieden sei, verstünde. Meine Neugierde wurde natürlich durch diese Nachricht stark erregt und ich ging mit

meinem Genossen zu dem Häuptling der Ortschaft; dieser benachrichtigte ihn (und zwar in einer Sprache, die ich nicht kannte und die auch gar keine Aehnlichkeit mit irgend einem andern indianischen Dialekte hatte, die ich jemals gehört), daß die Vorväter dieser Nation aus einem fremden Lande gekommen seien. Sie seien an der Ostseite des Mississippi gelandet, in der Gegend, welche jetzt im Allgemeinen West-Florida genannt wird; als aber die Spanier Besitz von Mexiko genommen hätten, seien sie nach ihrem jetzigen Aufenthaltsorte entflohen. Als Beweis für die Wahrheit seiner Aussagen holte er einige Pergamentrollen hervor, welche sorgfältig in Otterfellen aufbewahrt waren und einige große, mit blauer Dinte geschriebene Charaktere enthielten; diese Charaktere konnte ich nicht entziffern; und auch der Walliser, welcher keine Buchstaben kannte—selbst nicht die seiner eigenen Sprache—war nicht im Stande, die Bedeutung der Schrift zu enthüllen. Sie sind ein kühnes, starkes, unerschrockenes Volk; sehr kriegerisch gesinnt, und die Weiber sind in Vergleich mit andern Indianerinnen schön zu nennen.

Nachdem wir freundlich behandelt und ersucht waren, bei ihnen zu bleiben, nahmen wir, jetzt nur zwei an Zahl — der Spanier und ich — von dieser Nation Abschied und setzten unsere Reise an den Gewässern des Rothen Flusses herauf fort, bis wir zu einer indianischen Nation, die Windots genannt, kamen, welche nie zuvor einen „weißen Mann" gesehen hatten und noch gänzlich unbekannt mit dem Gebrauch der Feuerwaffen waren. Unterwegs gelangten wir an einen ganz durchsichtigen Strom, welcher zu unserm größten Erstaunen in die Erde hinabstieg; er war merkwürdig klar und ganz in der Nähe fanden wir die Knochen von zwei Thieren von solcher Größe, daß ein ausgewachsener Mann unter den Rippen gehen konnte; die Zähne der Thiere waren sehr schwer.

Die Nation der Indianer, welche niemals einen Weißen gesehen hatte, wohnte in der Nähe der Quelle des Rothen Flusses, wo der Spanier zu seiner größten Freude Goldstaub in den Flüßchen und Bächen fand.

Als uns die Indianer benachrichtigten, daß weiter westlich eine Nation wohne, welche sehr reich wäre und ihre Pfeile mit goldenen Spitzen versehen hätte, so machten wir uns auf den Weg, in der Hoffnung, ihre Gegend zu erreichen. Wir reisten ungefähr 500 Meilen, bis wir zu einem Bergrücken kamen, welchen wir überstiegen und von welchem die Wasserströme gerade in westlicher Richtung herabflossen. Am Fuß des Gebirges gab der Spanier die größte Freude und Zufriedenheit kund, da er Gold in großem Ueberflusse gefunden hatte. Ich war nicht mit der Beschaffenheit des Erzes bekannt; sammelte aber das, was er Goldstaub nannte vom Boden der kleinen, aus den Felsenhöhlen hervorströmenden Bäche zusammen und bemerkte, daß es eine gelbliche Farbe hatte und sehr schwer war. Der Spanier war jedoch mit seiner Entdeckung so zufrieden, daß er seinen Plan, weiter zu reisen, aufgab, mit der festen Ueberzeugung, daß er ein Land voll von Gold gefunden hätte.

Auf unserm Rückwege schlug er eine andere Richtung ein; und als wir den Mississippi erreichten, gingen wir in einem Canoe bis an die Mündung des Missouri, wo wir eine spanische Nation fanden. Hier wurde ich von dem Spanier entlassen, ging in's Land der Chickesaws, von da zu den Cherokees und erreichte bald „Sechs und Neunzig" in Süd-Carolina.

Merkwürdiger Heldenmuth eines Frauenzimmers in einem Kampfe mit den Indianern.

Die Dame, welche die Heldin dieser Erzählung ist, heißt Experienca Bozarth. Sie wohnte an einem Bach, Dun-



Wie Frau Bozarth ihre Wohnung vertheidigt.

4

kard Creek genannt, im südwestlichen Winkel von Westmoreland County in Pennsylvanien. Um die Mitte des Monats März 1779 kamen zwei bis drei Familien, welche sich fürchteten, zu Hause zu bleiben, in ihrer Wohnung zusammen und verweilten dort, indem sie sich so für sicherer hielten, als wenn sie alle zerstreut in ihren eigenen Häusern wären.

An einem gewissen Tage kamen einige der so versammelten Kinder in großer Eile vom Spielen herangelaufen und sagten, daß die häßlichen rothen Männer kämen. Einer der Männer im Hause trat an die Thür, wo er eine Kugel in die Seite der Brust erhielt, so daß er in's Haus zurückfiel. Der Indianer stürzte ihm sogleich nach und griff einen andern Mann, welcher im Hause war, an. Der Mann warf den Indianer auf ein Bett und rief, daß man ihm ein Messer bringen sollte, um ihn zu tödten. (Dieses waren alle männlichen Personen im Hause.) Da nun Frau Bozarth die einzige Vertheidigerin war, und im Augenblick kein Messer zur Hand hatte, so ergriff sie eine am Boden liegende Axt und spaltete mit einem Schlage dem Indianer das Gehirn. In diesem Augenblick (denn Alles war die Sache eines Augenblicks!) drang ein anderer Indianer ein und erschoß den Mann, welcher mit dem Indianer auf dem Bette gerungen hatte. Frau Bozarth wandte sich auch diesem Indianer zu und versetzte ihm mit ihrer Axt mehrere solche Schläge, daß ihm die Eingeweide theilweise zum Leibe herausdrangen. Er schrie mit fürchterlicher Stimme: „Mord, Mord!" hierauf kamen mehrere andere Indianer, welche bis dahin genug zu thun gehabt hatten, um draußen einige Kinder zu ermorden, zu seiner Hülfe herbeigeeilt. Frau Bozarth spaltete dem Einen, als er gerade den Kopf zur Thüre hineinsteckte, denselben mit ihrer Axt mitten durch, so daß er flach auf den Boden hinstürzte. Ein anderer packte den verwundeten, schreienden Burschen und zog

ihn zur Thür hinaus, worauf Frau Bazarth mit Hülfe des Mannes, der zuerst an der Thür durch einen Schuß verwundet war und sich jetzt schon wieder ein wenig erholt hatte, die Thür hinter ihnen schloß und verrammelte. Sie waren nun mehrere Tage in förmlichen Belagerungszustand versetzt; so daß sie die Leichen des Weißen und des Indianers bei sich behalten mußten; denn die Indianer hatten fest Posto vor dem Hause gefaßt. Endlich wurden sie von einer Anzahl für den Zweck ausgesandter Männer erlöst.

Dieses ganze Ereigniß bis zum Schließen der Thür, ging in einem Zeitraume von nicht mehr als 3 Minuten vor sich.

Ausserordentliches Ereigniss während der Gränzstreitigkeiten in Pennsylvanien.

Im Jahre 1779 fingen die Indianer an, Einfälle in die Ansiedlungen von Northumberland County zu machen. So kamen sie denn auch in die Wohnung des Andreas Armstrong und nahmen denselben gefangen. Seine Frau entkam dadurch, daß sie sich unter einem Bette versteckte, bis sie fort waren.

Um dieselbe Zeit wurden zwei Familien, welche vor den Indianern auf der Flucht begriffen waren, an einem Orte, Warrior's Run (des Kriegers Bach) genannt, überfallen. Die Männer, Durham und Macknight waren etwas zurückgeblieben, indem sie ihr Rindvieh trieben; ihre Frauen, welche ein Stück vorausritten, wurden mit Schüssen angegriffen. Frau Durham's Kind wurde in ihren Armen erschossen; ein Anblick, über den sie ohnmächtig wurde und vom Pferde fiel; die andere, welche nicht verwundet war, jagte davon und entkam; die Männer, welche gleichfalls von Bestürzung überrascht waren, entflohen in größter Eile und kamen davon. Während Frau Durham sich in besinnungslosem Zustande befand



wurde sie scalpirt; sie kam aber wieder zu sich, entfloh an einen sichern Ort und genas wieder.

Eine Bande von Indianern, welche im Buffalo-Thal zwei Mädchen gefangen genommen hatten, zogen nach dem Penn-Thal, wo sie von der Spitze eines Berges eine Anzahl von Schnittern in einem Thal erblickten. Sie ließen einen Indianer bei den beiden Mädchen zurück und machten sich auf, um die Schnitter anzugreifen. Als sie fort waren, legte sich der Indianer zur Ruhe nieder. Bald darauf fing es an zu regnen, worauf eins der Mädchen unter dem Vorwande, ihn vor dem Regen zu schützen, ihn mit Blättern zudeckte. Dann ergriff sie eine Axt und spaltete ihm den Kopf. In voller Eile entflohen die Mädchen nun zu den Schnittern; sie wurden aber von den Indianern bemerkt, welche nach ihnen schossen und Eine tödteten; die andere entkam und benachrichtigte die Schnitter von der Annäherung des Feindes. Sogleich sammelte sich eine Schaar, und setzte ihnen nach; sie zogen sich aber bald wieder zurück und brachten die Leiche des Indianers mit.

Die Bewohner von Northumberland County erbauten, um sich gegen die Indianer vertheidigen zu können, die Forts Freelan, Bosly, Bready, Wallace und Broom. Capitain Bread wurde getödtet, als er auf dem Wege war, um Mundvorrath in die Garnison zu bringen. Mit Hülfe dieser Forts konnte man den Einfällen der Indianer kräftigen Widerstand entgegensetzen.

Eine Bande von Indianern nahm bei einem ihrer Einfälle in Northumberland County den Peter Pence und außerdem noch einen Mann und einen Knaben gefangen. Nachdem sie die ganze Nacht durch den Schnee marschirt und sehr müde geworden waren, legten sie sich nieder. Als die Indianer alle in tiefem Schlaf lagen, machte Pence seine Hände frei

und theilte dem andern Manne seine Absicht mit, zu entfliehen. Dieser aber weigerte sich, ihm zu helfen, worauf er den Knaben instruirte, wie sie den von ihm vorgeschlagenen Plan ausführen könnten. Zuerst setzten sie sich in den Besitz sämmtlicher Feuergewehre; dann stellte er den Knaben in einiger Entfernung mit einer Flinte auf; sobald der Knabe feuerte, fiel Pence mit einem Tomahawk über sie her und tödtete zwei von ihnen. Die übrigen sprangen auf und entflohen in höchster Eile ohne ihre Flinten. Später erfuhren sie, daß alle diejenigen, welche entflohen, bis auf Einen vor Hunger umgekommen seien, da sie keine Mittel besaßen, sich Mundvorrath zu verschaffen. Die zwei Männer und der Knabe kamen glücklich wieder zurück.

Das Abenteuer des Ranger.

Ein Korrespondent des Knickerbocker beschreibt einen Besuch bei einem sehr alten Herrn, Dr. Blank, im westlichen Theile von Massachusetts und erzählt dabei die folgenden Einzelnheiten eines Abenteuers während des alten französischen Krieges:

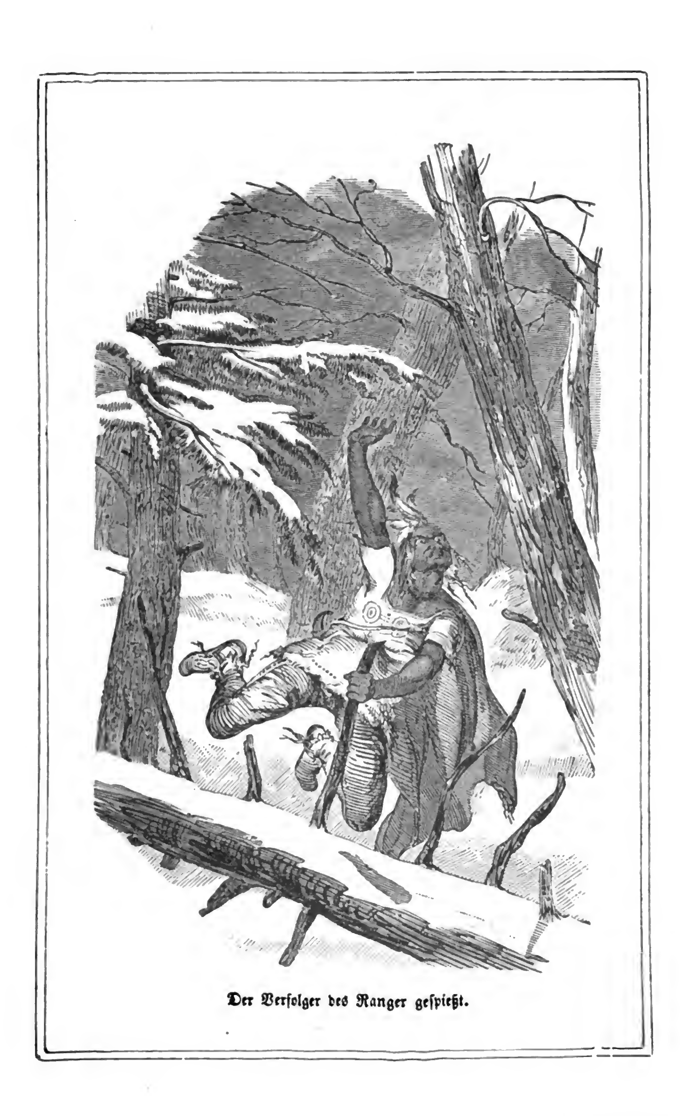
Neunzehn Jahre alt trat er in die Reihen der Armee der Provinzen, welche im Jahre 1755 versuchte, Crown Point von den Franzosen zu erobern. Er marschirte mit Oberst Ephraim Williams nach den Seen. Der Oberst war als einer der tapfersten Männer Neu-England's bekannt. Der Doctor focht unter seinem Commando an dem so merkwürdig gewordenen „Achten September" am George-See. Er sah oder glaubte wenigstens den Fall seines tapfern Führers zu sehen und versichert, daß er dem französischen Offizier, Herrn St. Pierre, eine Kugel in den Leib jagte. Im nächsten Jahre ging er zu Roger's Ranger-Compagnie und ward mit einer

Anzahl seiner Kameraden bei Fort Anna nicht weit von dem Platze postirt, wo jetzt Whitehall steht. Aber zu seiner Zeit war dies „eine düstre und blutige Gegend,“ eine Gränzstation in den Waldungen, welche mit rivalisirenden Wilden angefüllt waren, die zu Frankreich oder England hielten.

Eines Tages mitten im Winter wurden acht Rangers mit einem Sergeanten in Dienstsachen ausgesandt. Der Doctor kannte den Zweck des Marsches nicht; dachte sich aber, daß sie wahrscheinlich einen einzelnen bei der Gegend von Ticonderoga oder Crown Point umherstreifenden Franzosen auffangen und ins Fort bringen sollten, um Kundschaft einzuziehen. Er selbst gehörte zu den Acht. Ein enger Weg oder Pfad, den sie mehrere Stunden lang verfolgten, führte nordwärts nach Canada. Es war gerade sehr tief Schnee gefallen; alle Fichten und Tannen im Walde lagen dick voll davon; und da der Nachmittag still und klar war, so fielen nur gelegentlich einzelne Flockenmassen wie Federn von den schwer belasteten Aesten. Diese Umstände hatten sich dem Gedächtniß des alten Mannes, gleichsam wie ein beständig wiederkehrender Traum, eingeprägt. Die Rangers wateten in einer sogenannten indianischen Reihe durch den Schnee; und da man vor Ueberfall nicht sicher war, so ging ein Mann mehrere Schritte voraus, Einer an jeder Seite und Einer hinterher. Dieser letzte war der Doctor selbst, und „dies war die Flinte, welche ich bei mir führte,“ sagte er, indem er ein kurzes schweres Gewehr aus einer Ecke hervorholte. Sie sahen keine Spur vom Feinde; man hörte keinen Laut, als nur das Gezwitscher des kleinen „Chick-a-dee-dee“, den man im Winter so häufig in den Fichtenwäldern antrifft. Endlich stiegen sie in einen Hohlweg hinab. Die gefrorne Fläche des George-See lag nicht weit davon zur Linken und ein steiler Hügel erhob sich zu ihrer Rechten. Der Boden war eine ziemliche

Strecke weit vor ihnen niedrig und sumpfig und ein kleiner Bach hatte sich über den Pfad hin Bahn gebrochen; über die gefrorne Oberfläche desselben, die ganz frei von Bäumen war, marschirte jetzt ihr Vorpostenmann langsamen und unsichern Schrittes hin, indem er bei jedem Schritt tief in Wasser und Eis hineintrat. Plötzlich machte er halt, kehrte sich kurz um und that einen leisen Pfiff, wie er als Alarmsignal verabredet war. Er hatte die Spuren vieler mit Mokkasinen bekleideter Füße drüben im Schnee gesehen. Es war keine Zeit mehr zum Ueberlegen. Der laute Knall einer Büchse unterbrach die Stille. Der Ranger that einen lauten Schrei, sprang vier Fuß in die Luft und fiel flach auf den Boden nieder. In demselben Augenblicke ertönte das indianische Kriegsgeschrei aus dem Walde zu unserer Rechten und Linken hervor. Das betäubende Krachen von mehr als fünfzig Büchsen folgte und nicht ein einziger von den Rangers, Einer ausgenommen, kam wieder lebendig von dem Platze fort, wo er einen Augenblick wie angefesselt stand vor Erstaunen über den plötzlichen Tod seiner Kameraden.

Dieser eine Mann war unser Held; seine weit hinter den Uebrigen befindliche Stellung rettete ihm das Leben. Er erinnerte sich noch recht wohl des panischen Schreckens, den er beim Ausbruch des furchtbaren Gebrülles und beim Knalle der Musketen, so wie über den plötzlichen wüthenden Anlauf verspürte, mit welchem der wilde Schwarm aus seinem Versteck hervor über seine gefallenen Kameraden herstürzte. In demselben Augenblick, als er wieder etwas zur Besinnung kam, floh er in schnellster Eile nach dem Fort zurück. Er hörte laut und gellend hinter sich schreien und erblickte, als er sich im Laufe umschaute, zwei Indianer, welche wüthend seiner Spur folgten. Er lief, so viel er sich erinnern konnte, eine Meile weit, ohne sich umzukehren oder einen einzigen Laut zu hören;



Der Verfolger des Ranger gespießt.

dann schaute er einen Augenblick zurück und sah einen Indianer, der schweigsam und unhörbar wie ein Gespennst nur ein paar Schritte entfernt hinter ihm hersprang.

Mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit kehrte er sich rasch um, erhob seine Büchse mit sicherer Hand und schoß mit so gutem Erfolg, daß der Abenaki kopfüber zu Boden stürzte und sein geschorner Kopf in Folge seines zu raschen Laufes den Schnee ein Paar Schritt aufwühlte. Der junge Soldat kehrte wieder um und lief weiter. Da hörte er den Knall der Büchse des andern Indianers und das vernehmliche Schwirren der Kugel. Ja er war so umsichtig und auf seiner Huth, daß er bemerkte, wie die Kugel einen schneebeladenen Ast dicht vor ihm traf und die glitzernden Schneeflocken durch die Luft hinjagte.

Der Pfad führte jetzt einen steilen Abhang hinab, auf dessen Grunde ein alter Fichtenbaum quer über den Weg gefallen war; seine scharf abgebrochenen Aeste ragten in perpendikulärer Richtung von dem zusammengebrochenen Stamm 4—5 Fuß hoch vom Boden in die Höhe und versperrten den Weg wie ein mit Stacheln versehener spanischer Reiter. Die Ranger waren auf dem Hinmarsche ein wenig vom Wege seitwärts gegangen, um ihn zu umgehen. Jetzt aber durfte keine Zeit auf einem Umwege verloren gehen. Die Glieder des Doctor waren zart und leicht, aber so behende wie die eines Hirsches und der Tomahawk des Indianers dicht hinter ihm. Ohne sich zu besinnen, lief er hinunter und sprang in die Luft, stieß jedoch mit dem Fuße an, so daß er auf der andern Seite hinfiel; dennoch packte er seine Büchse wieder und lief weiter. Einen Augenblick später hörte er ein wildes, fürchterliches Geschrei, und indem er sich im Laufe nach dem gegenüber liegenden Hügel umwandte, überraschte ihn ein Anblick, der seinen Schlaf für manche lange Nacht verscheuchte. Der

tollkühne Wilde war gleich ihm hinabgesprungen, aber nicht so glücklich gewesen; er war gestrauchelt und einer der zerbrochenen Aeste hatte ihn aufgefangen und im eigentlichsten Sinne des Wortes auf seiner aufrecht stehenden Spitze aufgespießt, indem er grade durch seine Brust gedrungen war! Er sah, wie seine Augen sich im Kopfe herumdrehten und die bemalten Züge des Gesichts sich scheußlich entstellten, bis er nach einer Pause zum Tode zusammenzuckte, um das Himmelslicht nie wieder zu erblicken.

Um Sonnenuntergang sahen ihn die Schildwachen von Fort Anna, wie er in vollster Eile aus dem Walde hervorstürzte, als ob die Indianer noch hinter ihm wären. Ein starker Trupp, welcher am nächsten Morgen ausgeschickt wurde, fand die Leichen der Ranger entkleidet und in den verschiedenen Stellungen, in welchen sie gestorben waren, steif gefroren, so daß sie wie Marmorstatuen aussahen. An einem dicht beistehenden Baume hatte der französische Offizier, welcher die Abenakis anführte, ein Stück Birkenrinde befestigt, worauf er eine übermüthige und triumphirende Botschaft an die Engländer geschrieben hatte. Die Leichen der zwei Indianer waren fortgeschafft, obgleich der weiße Schnee um den alten Fichtenbaum noch unverkennbare Spuren von dem schauderhaften Schauspiel trug, das dort stattgefunden hatte, und von den Mokkasinen einer großen Menge von Wilden, die sich um den Platz versammelt hatten, hart getreten war.

Dieses kriegerische Abenteuer war genug für den martialischen Eifer des Doctors. Er zog nicht wieder in's Feld, bis 20 Jahre später, als er in Washingtons Lager bei Cambridge kam, aber nicht mit Muskete und Pulver, sondern mit Sonde und Salbe bewaffnet.



Butler Mazeppa's Abenteuer.

Die Leiden Butler's, des amerikanischen Mazeppa, unter den Indianern.

Die Gründungs-Geschichte des Staates Kentucky enthält eine ununterbrochene Reihe von kühnen und romantischen Abenteuern. Hätten die Gründer desselben in dem Ritterzeitalter gelebt, so würden ihre Thaten gleich denen des König Arthur und des Ritter Roland besungen und ihre Nachkommen würden wahrscheinlich wie die Ritter von der Tafelrunde angesehen worden sein.

Der Held dieser Erzählung erlebte so viele Abenteuer, wie irgend ein fahrender Ritter, und Denen, welche gern recht romantische Geschichten lesen, wird es lieb sein, zu erfahren, daß eine unglückliche Liebschaft der Grund war, warum er das wilde Leben eines amerikanischen Jägers ergriff. Er war erst 19 Jahre alt, als er das gesittete Leben seines Geburtsortes mit dem aufregenderen in den Wildnissen des damals noch ganz uncultivirten Kentucky's vertauschte. Nachdem er der Colonie Virginien als Kundschafter und Walderforscher schätzbare Dienste geleistet, unternahm er eine Reise in die nördlich vom Ohio gelegenen Gegenden. Während dieser Reise wurde er von den Indianern gefangen genommen.

Er war den Indianern ohne Zweifel als ein thätiger und gefährlicher Feind bekannt; und sie rüsteten sich daher jetzt, sich gehörig an ihm zu rächen. Sie verdammten ihn zur Feuertortur, malten seinen Körper ganz schwarz an und zogen mit ihm gen Chilicothe. Zu ihrer Belustigung ward er auf der Reise an Händen und Füßen gefesselt, auf ein ungesatteltes und ungezähmtes Pferd gebunden, und dieses dann mit lautem Geschrei der Wilden fortgejagt. So mußte der arme Butler die Rolle eines amerikanischen Mazeppa spielen. Das Pferd, welches ihn nicht abwerfen konnte, galop-

pirte mit furchtbarer Geschwindigkeit auf den Wald zu und schüttelte und verwundete seinen unglücklichen Reiter bei jedem Schritte; endlich aber, erschöpft und gebändigt kehrte es mit seiner Last unter dem gellenden Gejauchze der Wilden ins Lager zurück. Als sie nun noch eine Meile weit von Chilicothe entfernt waren, nahmen sie Butler vom Pferde und banden ihn an einen Pfahl, wo er 24 Stunden lang in derselben Stellung verharren mußte. Alsdann wurde er losgebunden, um Spießruthen zu laufen. Sechshundert Indianer, Männer, Weiber und Kinder, mit Knitteln und Ruthen bewaffnet, stellten sich in zwei parallelen Reihen auf, um ihn zu schlagen, als er vorüber kam. Es war eine Meile bis zur großen Rathshütte, und wenn er diese erreichte, so mußte man seiner schonen. Der erste Schlag, den er empfing, ermunterte ihn zu diesem ermuthigenden Wettlauf; er durchbrach die Reihen und hatte die Rathshütte schon fast erreicht, als er mit einem Knittel zu Boden geschlagen wurde. In dieser Lage wurde er auf's Furchtbarste durchgeprügelt und dann wieder in Verwahrsam gebracht.

Anstatt daß diese seine gräßlichen Leiden die Indianer zufrieden gestellt, reizten sie sie nur noch mehr, neue schärfere Qualen zu ersinnen. Ihre Grausamkeit war aber nicht erstaunungswerther, als das muthige Benehmen ihres Opfers. Dreizehn Mal lief er Spießruthen durch ihre Reihen; er war Beschimpfung, Entbehrung und Beleidigung jeder Art ausgesetzt; bald ward er gebunden, bald geschlagen. Bei andern Gelegenheiten wieder ward er gekniffen und gezwickt, am Boden entlang geschleift oder auf lange Zeit des Schlafes beraubt. Dann ward er unter Jauchzen und gellendem Geschrei von Dorf zu Dorf geführt, so daß alle sich an seinen Leiden vergnügen konnten. Dennoch ließ er trotz aller dieser Qual keine zur Flucht günstige Gelegenheit unversucht vor-

übergehen; ja er würde sie auch einmal beinahe ausgeführt haben, wäre er nicht unglücklicher Weise einigen Indianern begegnet, welche in's Dorf zurückkehrten. Endlich kam man zu dem Entschluß, ihn am untern Sandusky zu verbrennen.

Die Prozession, welche das Opfer zu dem Pfahl hinführte, kam an der Hütte des Simon Girty vorüber, eines Mannes, dessen Name in den Annalen Pennsylvaniens das Gegentheil zu dem Namen Brandt's bildet. Girty war gerade von einem sehr schlecht ausgefallenen Streifzuge nach den Gränzen dieses Staates zurückgekehrt, und brannte daher natürlich vor Mißmuth und Racheburst. Als er hörte, daß ein weißer Gefangener zur Feuertortur geführt würde, stürzte er zur Hütte heraus, warf Butler zu Boden, und fing an, auf ihn loszuschlagen. Der Leser wird sich natürlich nicht einbilden können, daß dies dem Entkommen Butler's in irgend einer Weise günstig war; und doch war dies der Fall. Er erkannte augenblicklich in seinem wüthenden Angreifer einen früheren Genossen und gab sich ihm als solchen zu erkennen. Das Herz des Wilden wurde weich. Er hob seinen alten Freund auf, versprach all seinen Einfluß für ihn anzuwenden, berief eine Rathsversammlung und überredete die Indianer, Butler ihm zu überlassen. Als ihm dies gelungen war, nahm er den unglücklichen Mann mit sich nach Haus und fütterte und pflegte ihn, bis er wieder anfing zu genesen.

Kaum aber waren fünf Tage verflossen, als die Indianer ihr Verfahren bereuten, ihr Opfer ergriffen und nach Lower Sandusky schleppten, um dort verbrannt zu werden. Durch einen überraschend glücklichen Zufall traf er hier den indianischen Agenten von Detroit, der sich ins Mittel legte und ihn rettete. Er wurde nach Detroit gebracht, vom Gouverneur in Schutz genommen und rettete sich von dort in die Waldungen Kentucky's.

Heldenmuth einer Frau.

Die folgende Anekdote hat wenig Erfreuliches und Angenehmes in sich. Eine Frau im Charakter einer Amazone erscheint nicht zu ihrem Vortheile. Einiges scheint darin zu fehlen, oder vielleicht ist Einiges zu viel darin. Bisweilen machen es Umstände nothwendig für das schöne Geschlecht zu fechten oder zu sterben, und dann, obgleich die Erzählung blutig und empörend sein mag, fühlen wir an dem Triumph der Heldin eine Art Vergnügen. Die Umstände, die wir erzählen, ereigneten sich im Hause des Herrn Merill in Nelson County, Virginia, in dem Jahre 1791. In dieser Zeit verübten die Indianer große Verwüstungen, die die westlichen Niederlassungen von Pennsylvanien und Virginien in einem Zustande beständiger Aufregung erhielten. Im Jahre 1784 griffen sie die Dörfer am Clinch-River an und, nachdem sie manche Ansiedler getödtet und große Strecken Landes verwüstet hatten, zogen sie sich mit vielen Gefangenen nach Ohio zurück. Dort verbrannten sie eine Frau Moore und ihre Tochter Jane mit allen fürchterlichen Nebenumständen einer indianischen Tortur. Bei der oben erwähnten Gelegenheit griff eine große Partie das Haus des Herrn Merill an, welcher das Thor öffnete, um die Ursache des Hundegebelles zu erfahren. Gleich wurde auf ihn geschossen und er fiel verwundet nieder. Die Wilden stürzten sich sogleich auf ihn, aber Frau Merill und ihre Tochter schlossen die Thüre. Die Angreifer begannen nun mit ihren Tomahawks sich eine Oeffnung durchzuhauen und versuchten, nachdem sie eine Bresche gemacht hatten, durch dieselbe zu dringen. Unentmuthigt durch das Geschrei und Wüthen innerhalb des Hauses und das Geheul außerhalb, ergriff das muthige Weib eine Axt, gab dem eindringenden Schurken damit einen tödtlichen

Streich und riß ihn durch die Oeffnung der Thüre. Einer nach dem andern drängte sich hinein in der Voraussetzung, daß ihre Vorgänger im Todeswerke begriffen seien, bis vier erschlagen waren. Das Stillschweigen von Innen verführte einen in das Innere zu spähen durch die Ritze an der Thüre.

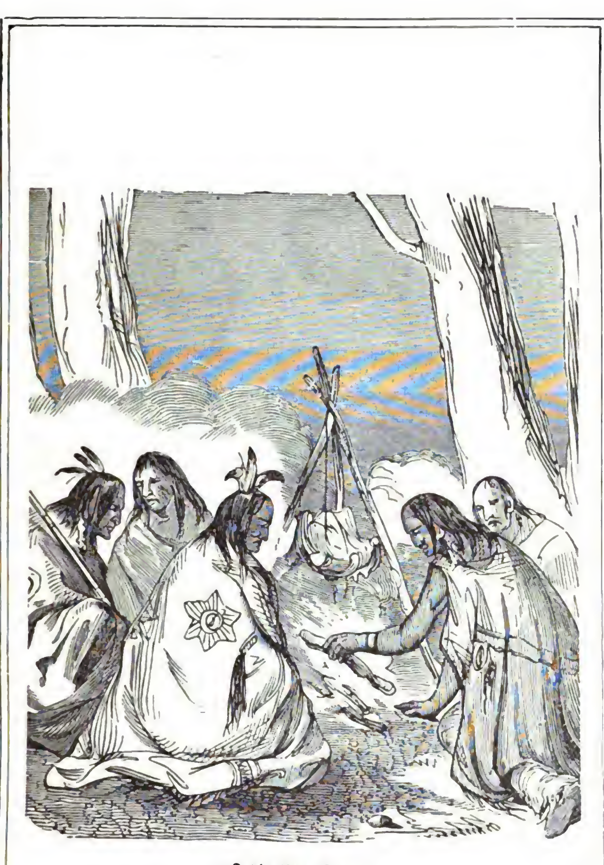
Nachdem sie das Schicksal ihrer Gefährten innerhalb des Hauses entdeckt hatten, so bestiegen zwei nach kurzer Berathung das Dach und begannen das weite Holzkamin hinunterzusteigen. Durch das Geräusch der Kletternden aufmerksam gemacht auf das was vorging, begegnete sie sogleich der Gefahr. Sie befahl ihrem kleinen Sohne das Federbett aufzuschneiden und den Inhalt in das Feuer zu leeren. Die beiden Rauchfangbewohner, durch die brennenden Federn verbrannt und dem Ersticken nahe, stürzten in einem halb sinnlosen Zustande herunter. Herr Merill, von seiner Wunde wieder sich so weit erholend, daß er seinem Heldenweibe zu helfen im Stande war, überwältigte dieselben, während sie fortfuhr, mit emporgehobener Axt das Thor zu bewachen. Ein anderer Wilder versuchte einzudringen, aber auf den Gruß eines Axtstreiches floh er heulend davon. So wurde durch den Muth einer Frau die ganze Partie getödtet oder verwundet. Ein Gefangener, der von den Ueberlebenden in dessen Heimath diese Vorgänge hörte, frug diesen, was es Neues gäbe: „Schlechtes,“ war die Antwort: „die Weiber fechten viel teuflischer wie die langen Messer.“

Flucht der Frau Davis aus den Händen der Indianer.

Die folgende Anekdote beweist, daß die Indianer bisweilen einen Unterschied zu Gunsten des schönen Geschlechtes machen, wenn sie Weiße gefangen nehmen. Im Jahre 1761 wurden Herr Davis und dessen Frau in der James-River-Niederlassung von einer Partie Indianer zu Gefangenen ge-

macht. Der erstere wurde getödtet; Frau Davis aber durch Wälder zu den Chilicothe Dörfern nördlich vom Ohio geführt, wo sie gezwungen war unter deren Frauen zu leben, bemalt und bekleidet wie diese selbst. Statt sich einem nutzlosen Kummer hinzugeben, wurde sie dem Stamme dadurch nützlich, daß sie die Krankenpflege übernahm und bald den Ruf einer Schwarzkünstlerin erlangte. Ihre Person wurde als heilig betrachtet und empfing von den Indianern jede Ehrenbezeugung, die man unter ihnen den vom großen Geiste Bevorzugten zu erzeigen pflegt.

Zu gleicher Zeit ging sie mit Fluchtgedanken um; nachdem sie den Argwohn der Indianer gänzlich beseitigte, entschloß sie sich zu einem Versuch. Sie war gewöhnt in den Wäldern Kräuter und Wurzeln zu suchen. So ging sie im Jahr 1763 augenscheinlich zu diesem Zwecke aus; da sie aber bis Nachts nicht zurückkehrte, verfolgte man sie sogleich. Um keine Spuren ihres Pfades zu hinterlassen, ging sie dreimal über den Sciota, wurde aber beim letzten Versuche entdeckt und man schoß nach ihr. Der Schuß ging fehl; aber in der Eile der Flucht verwundete sie sich am Fuß durch einen scharfen Stein und mußte in einen hohlen Sykamore-Stamm kriechen. Hier war sie gezwungen, in marternder Ungewißheit zu liegen, während ihre wüthenden Verfolger sie in jeder Richtung suchten und bald bis zum Stamm, bald über denselben schritten. Nahe an demselben schlugen sie ihr Nachtlager auf und sie konnte hören, wie dieselben ein Feuer machten und das Abendessen bereiteten. Den nächsten Morgen setzten sie die Verfolgung fort. Sie kroch aus ihrem Schlupfwinkel hervor und ging in einer andern Richtung vorwärts, so gut es ihre Lähmung erlaubte. Nachdem sie drei Tage in der Nachbarschaft verweilt hatte, ging sie wieder weiter, erreichte den Ohio, überschiffte ihn auf Treibholz und erreichte die



Indianisches Lager.

Wälder, die bis Virginien reichen. Sie mußte Nachts reisen und sich von Wurzeln, wilden Früchten und Flußschalthieren ernähren. Nach einer Reise von 300 Meilen durch Wälder, über Flüsse und Berge, wurde sie so erschöpft, daß sie sich zum Sterben niederlegte. Dieses war nahe an der „Green Brier" Niederlassung. Sie wurde von einigen Bewohnern entdeckt und in das Dorf gebracht, wo sie sich bald wieder erholte.

Merkwürdige Hinrichtung wegen Mord.

Diejenige Art von Muth, die den Mann befähigt, seinem Feinde auf dem Schlachtfelde entgegenzutreten, hat der Weiße mit dem Indianer gemein. Aber die Aeußerung unerschütterlicher Todesverachtung, das Resultat der Erziehung von frühester Jugend an, welches ihn befähigt, Schmerzen und Qualen selbst im Todeskampfe zu verlachen, ist dem Indianer eigenthümlich, während sie dem verzärtelten Weißen fremd ist. Die Behauptung, daß die Furcht vor dem Tode angeboren sei und daß sich dieselbe durch die Erziehung nicht ausrotten lasse, ist thöricht. Unter vielen volkreichen Stämmen der amerikanischen Indianer wird es durchaus für entehrend gehalten, die geringste Todesfurcht zu zeigen. Die folgenden Anekdoten liefern Beispiele davon.

Es ist zu bedauern, daß die bewundernswerthe Furchtlosigkeit des ungebildeten Indianers keiner bessern Sache gewidmet war. Solch ein Charakter, wäre er der Sache der Humanität, Wissenschaft oder der Religion gewidmet gewesen, würde den Ruhm eines Howard, Herschel oder Luther erlangt haben.

Im März 1823, erstach ein Choctaw, Namens Sibley, einen andern Indianer in der Trunkenheit. Ein Bruder des Ermordeten kam zu Sibley und benachrichtigte ihn, daß er gekommen sei als Sühnopfer für das Leben seines Verwandten das seine zu nehmen. Solch' eine Botschaft würde in eines weißen Mannes Hause sehr große Aufregung bewirkt haben. Sibley gab bereitwillig zu dieser gerechten Entscheidung seine Zustimmung und verlangte blos, daß die Hinrichtung bis den folgenden Morgen verschoben würde. Dieses vernünftige Verlangen wurde sogleich zugestanden und der Rächer zog sich zurück, Sibley frei von jedem Zwange lassend. Bei solch' einem Aufschub würde der erste Impuls eines Weißen gewesen sein, nach den Wäldern zu fliehen. Aber nicht so der Indianer. Er schlief diese Nacht wie gewöhnlich und ging den folgenden Morgen mit einer Partie, unter welcher seines Opfers Bruder war, ein Grab zu graben; er half an dieser Arbeit mit vollkommener Gemüthsruhe; und als sie beendigt war, bemerkte er den Beistehern, er halte das Loch groß genug für zwei Körper. Sein Wunsch, dort begraben zu sein, wurde zugestanden. Sibley setzte sich auf das Grab, streckte seine Arme aus und gab das Signal zu feuern; er empfing die Kugel mitten durch das Herz und fiel auf den Körper seines Opfers.

Das folgende Beispiel ist in jeder Hinsicht ähnlich. Im Herbste 1830 wurde die Stadt Alexandria, in Louisiana, von verschiedenen wilden Stämmen besucht. Einer von denselben wurde im Rausche zufällig getödtet, worauf sich der Mörder selbst den Verwandten des Ermordeten überlieferte. Er ging nach diesem durch die Straßen und sprach ruhig über seine bevorstehende Hinrichtung. Eine Anzahl Bürger verbanden sich und erhoben eine beträchtliche Summe Geldes, um seine Begnadigung zu erkaufen. Aber es wurde

verworfen,—indem der überlebende Bruder erklärte, daß kein Geld seine Loskaufung bewirken könne. Der Verbrecher zeigte keine Lust zur Flucht, obgleich die Gelegenheit günstig dazu war. Da kein Gewehr vorhanden, und er sich dem Verzug mit der Drohung widersetzte, den Platz augenblicklich zu verlassen, wenn er nicht sogleich bestraft würde, so schlug ihn der Bruder mit einer Art nieder und spaltete seinen Schädel mit teuflischer Freude, über das Vollbringen der That frohlockend.

Ausserordentliches Duell.

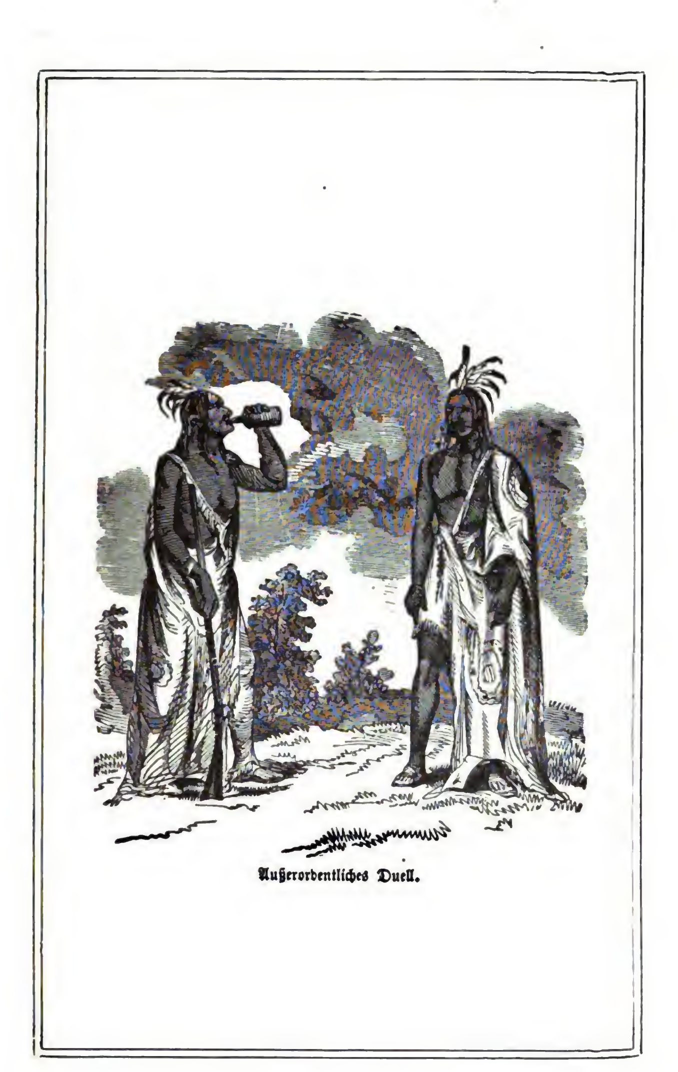
Folgende merkwürdige Umstände ereigneten sich in der Nachbarschaft von Natchez im Jahre 1806.

Etwa um zwei Uhr Nachmittags wurde ein Indianer von der Familie des Col. Girault bemerkt, wie er eben in das äußerste Ende von dessen Besitzthum eindrang. Er zog ihre Aufmerksamkeit auf sich, da er in ungewöhnlicher Weise bemalt war; sein ganzer Körper war roth. In seiner rechten Hand schwang er ein Gewehr unter sonderbaren Gebehrden; in seiner linken hatte er eine Flasche. Er war von zwei andern Indianern begleitet, die mehr nüchtern schienen. Auf der entgegengesetzten Seite der Besitzung wurden noch mehrere entdeckt, unter welchen ein in gleicher Weise bemalter aber unbewaffneter Mann war. Er wurde durch eine Frau zurückgehalten; als aber der andere mit geschwungenem Gewehre etwa 20 Schritte näher kam, riß er sich aus der Umarmung seines Weibes los und stürzte seinem Gegner entgegen. Ungefähr in einer Entfernung von vier Ellen hielten sie an, als der Unbewaffnete seine nackte Brust dem andern darbot, auf welche dieser nun zielte, aber sich scheinbar besinnend, senkte er sein Gewehr und nahm einen Trunk aus der

Flasche, die an seinem Handgelenke hing, während der andere geduldig wartete und seine Brust die ganze Zeit offen hinhielt. Nachdem er den Schluck beendigt und das Kriegsgeschrei ausgestoßen hatte, zielte er nochmals und der andere fiel auf den Schuß augenblicklich todt nieder. Nachdem dieses geschehen war, lud er sein Gewehr mit möglichster Eile, gab es einem Beistehenden — dem Sohn des Getödteten — öffnete und reichte seine Brust dar und wurde alsobald in die Ewigkeit gesandt. Die todten Körper wurden denselben Tag durch ihre Freunde beerdigt, der eine an diesem, der andere an dem andern Ende der Besitzung. Das Weib und die Verwandten des Unbewaffneten — welcher zuerst getödtet wurde — heulten drei Tage und Nächte über dessen Ueberreste. Am letzten Freitag, sagt der Berichterstatter, kehrten sie wieder, feuerten in der Nähe des Grabes mehrere Male ihre Gewehre ab, erhoben ein allgemeines Geheul ungefähr eine viertel Stunde lang und zogen sich zurück. Wir erfuhren von einem unter ihnen, der etwas gebrochen Englisch sprach, daß sie sich eine beträchtliche Zeit wegen einer Flasche herumstritten, als der Indianer, welcher zuerst getödtet war, von dem andern in den Finger gebissen wurde, so daß sein Arm in Entzündung gerieth. Er sagte, er sei „zu Grunde gerichtet" und Beide müßten sterben. Sie kamen darüber überein, und trafen das Arrangement, wie es hier berichtet ist.

Der Jungfern-Fels.

Gerade unter den Fällen von San Anthony — etwa im 44° nördlicher Breite und 95° westlicher Länge gelegen — nimmt das Bett des Mississippi, tiefer und breiter werdend als es gewöhnlich ist, das Ansehn und den Charakter eines



Außerordentliches Duell.

Seees an, welchen die Franzosen „Lac Pepin" nannten. Dieser See ist 21 Meilen lang und etwa 2½ breit und an den meisten Plätzen füllt er das Thal zwischen den Höhenzügen, welche sich längst des Ufers ausbreiten, in einer regelmäßigeren Art als die Hügel, die man an den Ufern der Flüsse trifft. Statt des raschen Laufes des Mississippi, der sich um zahlreiche Inseln herumwindet, deren Oberfläche bisweilen mit Holz und mit kahlen Sandbänken bedeckt ist, bietet hier der See eine ununterbrochene Fläche von Wasser dar, welches der Reisende oft still und ruhig wie einen Spiegel findet. Die Indianer fahren nicht gern über den See, wenn der Wind stark ist; denn, obgleich er schmal, so ist er doch tief und so leicht in Aufregung, daß es lebensgefährlich ist, sich in einem zerbrechlichen Kahne seinen Wellen anzuvertrauen.

Ungefähr den halben Weg am See aufwärts erhebt sich sein östliches Ufer zu einer Höhe von 500 Fuß. Die niederen 300 Fuß bestehen aus einem sehr abgerissenen und steilen Abhange, der sich von dem Rande des Wassers bis zu dem Fuße des nackten Felsens ausbreitet, welcher sich zweihundert Fuß perpendiculär erhebt.

Das Wilde der Scene ist für den Reisenden von der Art, daß er, von der Erhabenheit und Schönheit dieses Platzes ergriffen, mit Bewunderung die Höhen an beiden Seiten des Mississippi anstaunt. Hier ist der jähe, rauhe Fels zu sehen, dessen Fuß von der Wassermasse bespült wird, welche gewöhnliche eine ruhige, ungetrübte Fläche zeigt, in starkem Contraste mit den wilden Zügen der umgebenden Landschaft. Das Herz des Menschen muß kalt sein, der ungerührt und ohne Interesse diese erstaunlichen Felsenriffe, welche den See einschließen, betrachten kann.

Vater Hennepin, der erste weiße Mann, der ihn je sah, nannte denselben Thränen-See. Als nämlich seine Partie

von den Indianern zu Gefangenen gemacht wurde, hielten sie am Fuße dieser Abhänge Berathung, in der beschlossen wurde, daß er und seine Genossen den folgenden Tag getödtet werden sollten, von welchem Schicksal sie indessen befreit wurden. Die muthwilligsten Thaten von Grausamkeit, die hier vollbracht wurden, werden nie an das Tageslicht kommen; doch ist uns eine von einem Indianer erzählte höchst interessante Anekdote aufbehalten, bei deren Erwähnung das Herz beklommen fühlt.

Wir können sie nicht als Muster empfehlen, doch zeigt sie, daß der rothe Mann, trotz aller für sein Schicksal gewöhnlich eingeimpften Gleichgültigkeit und Fühllosigkeit, dennoch nicht ganz ohne alles Gefühl ist.

Vor zwanzig Jahren gab es in der Nation der Dacotas einen bejahrten und berühmten Anführer mit Namen Wapasha. Es war zu seines Vaters Zeit, wo eines der traurigsten Ereignisse unter den Indianern stattfand, gerade auf demselben Fleck, den wir oben beschrieben haben.

Es war zu dieser Zeit in dem Stamm des Wapasha, eine junge Frau, mit Namen „Winona," ein Wort, welches „erstgeboren" bezeichnet. Sie war ihren Eltern theuer und ein Liebling des ganzen Stammes. Sie versprach ihr Leben mit einem jungen Jäger derselben Nation zuzubringen, der sie sehr liebte. Er wendete sich an ihre Eltern, um sie heirathen zu dürfen, war aber sehr erstaunt, eine abschlägige Antwort zu erhalten, indem man ihm sagte, daß sie bereits an einen Krieger von Auszeichnung versprochen sei. Der letztere hatte sich einen Namen, durch die Dienste, die er seinem von den Chippewas angegriffenen Dorfe erwies, erworben und, angefeuert durch Winonas Eltern und Bruder, verfolgte er seinen Plan mit großer Beharrlichkeit, obgleich sie ihn beständig zurückwies und in ihrer Vorliebe für den Jäger verharrte.

Auf das Zureden ihrer Freunde zu Gunsten des Krie-

gers erwiederte sie, daß der Jäger ihre Wahl sei, der sein Leben ihr weihen wolle; wenn sie aber den Krieger annehme, so würde er immer abwesend sein, um Kriegsthaten auszuführen, sich Gefahren aussetzen und seine Familie einer drückenden Lage überlassen. Winonas Erklärungen machten auf ihre Eltern keinen Eindruck, und nachdem sie die Entfernung ihres Liebhabers bewirkt hatten, gebrauchten sie gewaltsame Mittel, um sie mit dem Mann zu vermählen, den sie gewählt hatten. Bisher war Winona die Freude ihrer Eltern, und genoß mehr Freiheit, als man einem Indianer-Mädchen gestattet.

Ungefähr um diese Zeit bildete sich eine Bande, um nach dem See Pepin zu gehen, und sich dort einen Bedarf blauen Tones zu verschaffen, der an dessen Ufern gefunden wird und den die Indianer zum Bemalen des Körpers gebrauchen. Die Eltern und Brüder von Winona und sie selbst zogen mit. An dem Tage ihrer Ankunft bei dem See, beschenkten ihre Brüder den Krieger, was denselben ermuthigte, wieder um sie anzuhalten; er wurde aber von Neuem zurückgewiesen.

Ihr Vater, der keinen Widerspruch gewohnt war, wurde immer zorniger und erklärte, daß die Heirath an demselben Tage vollzogen werden solle.

„Ihr laßt mir keine Hoffnung," sagte Winona, „ich erkläre Euch, daß ich ihn nicht liebe und nicht mit ihm leben will. Seit ihr den Jäger von mir vertrieben habt, wünsche ich unverheirathet zu bleiben, aber ihr duldet es nicht. Ist dies eure Liebe für mich? Ja! Ihr habt Ihn, der mich liebt, von unserem Dorfe verjagt, und nun wandert er allein in den Wäldern. Er hat keine, die ihm sein Lager macht und seine Decke ausbreitet; keine, welche ihm aufwartet, wenn er müde und hungrig von der Jagd heimkehrt. Es würde Euch noch mehr freuen, wenn er noch weiter entfernt wäre und ich mich

mit einem andern vereinigte!" Einen traurigen Blick auf Vater und Mutter werfend, zog sie sich nach Beendigung dieser Worte langsam aus der Versammlung zurück.

Die Vorbereitungen für das Hochzeitsfest waren bereits begonnen, als Winona ihren Weg stillschweigend nach der Spitze des Hügels einschlug und nachdem sie den Gipfel desselben erreicht hatte, von dem Abhange herab ihre Freunde anrief. Ein leichter Wind trug ihre Stimme über die Oberfläche des Wassers und ihre letzten Worte drangen zu den Ohren ihrer Eltern: „Lebt wohl! Ihr waret grausam genug gegen mich und meinen Geliebten; ihr versuchtet mir zu drohen, aber ihr kanntet mich nicht. Seht nun zu, ob ihr mich zwingen könnt, einen zu heirathen, den ich nicht liebe."

Ihre Brüder rannten voll Verzweiflung der Spitze des Felsens zu, um ihr Vorhaben zu vereiteln; während andere an dessen Fuß eilten, um sie in ihren Armen aufzufangen. Ihre bejahrten Eltern versuchten mit Thränen in den Augen durch Zeichen sie zurückzuhalten. Aber Alles war vergeblich; als der letzte Ton ihrer Worte über den ruhigen See hinfluthete, sahen sie dieselbe von der Höhe des Felsens hinunterspringen. So oft einer der Dacota Indianer in seinem leichten Kahn an dieser Stelle vorüberfährt, erhebt er für einen Augenblick seine Augen zu der schwindeligen Höhe, die noch der „Jungfern-Fels" heißt; die Erinnnerung an Winona's trauriges Loos macht sein Herz sorgenvoll, aber er hofft, daß sie zum großen Meister des Lebens gegangen ist, wo sie ein besseres Loos erwartet, in dem kein Kummer sie heimsuchen und sie beunruhigen wird.

So war die Geschichte, die Wapascha, ein bejahrter Indianer-Chef, erzählte, der, dazumals als junger Mann, Augenzeuge davon war. Während er diese Geschichte erzählte, schien die Schwäche des Alters aus seinen Gliedern zu ver-



Der Jungfern - Fels

schwinden und die augenblickliche Rückkehr seiner Jugend beurkundete den tiefen Eindruck, den sie auf sein Gemüth machte.

Winona war eine uncivilisirte Indianerin; sie hörte nie die Worte des Herrn über unser Leben „du sollst nicht tödten;" sie wußte nicht, daß der im Geist Geduldige besser ist als der Stolze. Aber laßt die, welche das Wort Gottes lesen können, eingedenk sein, daß diejenigen, welche den Uebeln des Lebens durch Selbstmord sich zu entziehen trachten, viel schlechter sind, als der roheste Wilde der Wildniß.





Shenandoah.

Der Theil des Landes um die blühende Stadt Utica, im Staate New York, durch welche nun die Eisenbahn geht, wurde früher Whitesborugh genannt und daselbst befindet sich noch jetzt eine kleine Stadt dieses Namens, die an Utica gränzt. Der erste Ansiedler in diesem Theile des Landes war ein Herr White, nach welchem dieser Platz benannt wurde. Zu der Zeit, von welcher wir sprechen, lebte eine große Anzahl Indianer in dieser Gegend, mit welchen er oft Unterredungen hatte und wechselseitige Versprechungen von Freundschaft austauschte. Er rauchte die Friedenspfeife mit ihnen, um den Vertrag feierlicher zu bestätigen.

Doch waren die Indianer immer mißtrauisch; „die Weißen," sagten sie, „sind betrügerisch und wir müssen Beweise von ihrer Zuverlässigkeit haben."

Demgemäß gingen drei Indianer in Herrn Whites Abwesenheit eines Tages in dessen Haus. Im ersten Augen-

blick waren Frau White und ihre Kinder sehr erschrocken, aber als sie unter denselben einen mit Namen Shen-an-do-ah, erkannten, der ein milder, menschlicher Mann war, wurde ihre Furcht einigermaßen beruhigt. Beim Eintritt in das Haus, sagten sie zu Frau White: wir sind gekommen, um Euch zu bitten, Eure kleine Tochter Jane mit uns für diese Nacht nach unserer Wohnung gehen zu lassen.

Solch ein Verlangen mochte wohl das gute Weib erschreckt haben; sie wußte keine Antwort zu geben. Durch Zurückweisung fürchtete sie ihren Zorn zu erregen; durch Gewährung ihres Verlangens möchte die Freiheit oder das Leben ihres Kindes gefährdet werden. Zum Glück, während die Indianer auf eine Antwort von Frau White warteten, kam der Vater des Kindes an. Das Verlangen wurde erneuert und er hatte genug Geistesgegenwart, es sogleich zu erfüllen. Die Mutter war voll Bestürzung und fühlte all' den Schrekken, der sich denken läßt; aber sie schwieg still, denn sie wußte, daß Widerstand vergeblich war. Das kleine Mädchen wurde geholt und den Indianern überliefert, die zehn oder zwölf Meilen davon entfernt wohnten.

Shen-an-do-ah nahm das Kind bei der Hand, führte es durch die Wälder hinweg, nachdem er dem Vater gesagt hatte: „Morgen, wenn die Sonne hoch am Himmel steht, werden wir sie zurückbringen.“ Frau White hatte oft gehört, daß die Indianer betrügerisch sind, ebenso kannte sie dieselben als grausam; deswegen betrachtete sie ihre kleine Tochter als verloren und als eine Art Opfer zur Rettung der Familie.

Herr White bemühte sich, sie zu trösten, denn er war überzeugt, daß das Kind am nächsten Morgen unversehrt wieder zurückgebracht werden würde. Der armen Mutter war diese Nacht lang und schlaflos; und ihre Angst wuchs, als die versprochene Zeit herannahte. Wohl bildete sie sich ein, daß die

Indianer ihr Wort halten und das Kind zurückbringen würden, aber sie glaubte fest, sie würden es nicht lebend zurückbringen. Mit klopfendem Herzen bewachte sie die Sonne und gerade als sie am höchsten Punkte des Himmels stand, rief sie ihrem Manne zu: „Dort sind sie."

Shen-an-do-ah und seine Begleiter waren ihrem Versprechen getreu; sie kamen zurück mit der kleinen Jane, welche mit allen Zierrathen eines indianischen Wigwams wunderschön geschmückt war, bestehend aus Muschelhalsbändern, gefärbten Federn, Mokkasins und den Stacheln des Stachelschweines. Sie war sehr erfreut über ihren Besuch und die vielen erhaltenen Geschenke. Die nächste Folge von Herrn White's Vertrauen war, was er gerade erwartet haben mochte. Von dieser Zeit an waren die Indianer seine Freunde. Hätte er furchtsam gehandelt und ihr Verlangen zurückgewiesen, so würden sie ihm nicht getraut haben.

Shen-an-do-ah war ein berühmter Oneida-Chef, der im Revolutionskriege auf Seite der Amerikaner focht. Er lebte hundert Jahre; und obgleich er in seiner Jugend wild und dem Trunke ergeben war, so lebte er, durch die Kraft seiner eigenen guten Natur und die Ermahnungen eines christlichen Missionärs, als ein gebesserter Mensch mehr als 60 Jahre.* Er war unerschrocken im Kriege, aber mild und freundlich zur Zeit des Friedens. Seine Wachsamkeit rettete einst die jungen Niederlassungen der deutschen Ebenen (am Mohawk) vor grausamer Zernichtung durch einen indianischen Stamm;

---

* Beim Abschlusse eines Vertrags in Albany im Jahre 1775 war Shen-an-do-ah gegenwärtig. Am Abend desselben Tages war er abscheulich trunken, und am folgenden Morgen fand man ihn, aller seiner Ornamente und Kleider beraubt, in der Straße liegen. Ueber diese sich selbst zugefügte Erniedrigung kam er zu dem heroischen Entschluß, sich nie wieder von der Kraft des „Feuer-Wassers" beherrschen zu lassen.

und sein Einfluß bewirkte, daß sein eigener Stamm die Amerikaner unterstützte; durch eine Menge solcher freundschaftlicher Handlungen erhielt er unter den indianischen Stämmen den Namen: „Des Weißen Freund.“ Kurze Zeit vor seinem Tode erwiederte er Einem, der ihn oft besuchte: „Ich bin ein alter Eichbaum — die Winde von hundert Wintern haben durch meine Zweige gesaust, am Gipfel bin ich todt. Das Geschlecht, zu dem ich gehörte, ist dahin und ließ mich zurück. Warum ich noch lebe, weiß allein der große Geist. Doch bete ich zu ihm, er möge mir die Gnade schenken, die Zeit meines Todes mit Geduld abzuwarten.

Indianische Dankbarkeit.

Nicht lange nach der Niederlassung der Engländer in Connecticut, kam eines Tages ein fremder Indianer in eine Schenke; es war in der Abenddämmerung und er bat die Wirthin um etwas Essen und Trinken; zu gleicher Zeit sagte er ihr, daß er nichts dafür bezahlen könne, weil seit einigen Tagen seine Jagd unglücklich ausgefallen sei, wolle aber, sobald er glücklicher wäre, bezahlen. Die Wirthin, welche ein böses Weib war, wies ihn nicht nur mit seinem Gesuch zurück, sondern fügte zu ihrer Unfreundlichkeit noch Schimpfworte, indem sie ihn einen faulen Trunkenbold nannte und ihm sagte, daß sie nicht deswegen so hart arbeite, um die Früchte davon an einen solchen Vagabunden zu werfen, wie er wäre. In demselben Zimmer aber saß ein Mann, der, die Unterredung hörend, aufsah und aus den Gesichtszügen des Indianers erkannte, daß er ermüdet sei und Mangel litt. Dieser Menschenfreund befahl dem Weibe dem armen Wanderer ein Abendessen zu geben, für welches er bezahlen wolle.

Sie that es. Nachdem der Indianer sein Mahl vollendet hatte, wendete er sich an seinen Wohlthäter und sagte ihm dankend, daß er nimmer seine Güte vergessen werde. „Was die Fraun betrifft," fügte er hinzu, „so kann ich ihr blos eine Geschichte erzählen, wenn sie dieselbe zu hören wünscht." Diese, nun etwas besser gelaunt und von Neugierde getrieben, was er wohl zu sagen habe, stimmte bei und der Indianer sprach sie in folgender Weise an:

„Ich denke, Ihr leset die Bibel?" Das Weib bejahte es. „Gut," fuhr der Indianer fort, „die Bibel sagt, Gott machte die Welt und dann nahm er sie, sah sie an und sagte: es ist Alles sehr gut." Dann machte er das Licht, nahm es und schaute es an und sagte: „Es ist Alles sehr gut." Dann machte er die Thiere, Vögel, Fische, nahm sie, sah sie an und sagte: „Es ist Alles sehr gut." Dann machte er den Mann, nahm ihn, sah ihn an und sagte: „Es ist alles sehr gut." Und zuletzt machte er das Weib, nahm sie und schaute sie an und sagte aber nicht ein solches Wort. Nachdem der Indianer dies gesagt hatte, ging er fort. Einige Jahre später hatte der Mann, der sich dem Indianer befreundete, Gelegenheit, weit in die Wildniß zwischen Litchfield und Albany, welches jetzt eine volkreiche Stadt ist, dazumals aber nur wenige Häuser zählte, zu gehen. Hier wurde er von einer indianischen Streifpartie gefangen und nach Canada geführt. Als er an der Haupt-Niederlassung ihres Stammes ankam, die an den Bänken des großen Lorenzo-Stromes war, schlugen einige Indianer seinen Tod vor zur Rache für die Unbilden, die sie von den Weißen zu dulden hätten; und dies würde sicher sein Loos gewesen sein, wenn nicht ein altes Indianerweib verlangt hätte, ihn an die Stelle ihres Sohnes zu adoptiren, den sie neulich im Kriege verloren hatte. Demnach wurde er ihr übergeben und wie es unter solchen Umständen



Indianische Dankbarkeit.

Sitte ist, in derselben Weise als ihr Sohn behandelt. In dem folgenden Sommer, als er eines Tages im Walde Bäume fällte, kam ein unbekannter Indianer zu ihm und bat ihn, mit ihm den folgenden Tag an einem Orte zusammen zu kommen, den er ihn beschrieb. Der Weiße versprach es zu thun, obgleich er Unheil zu ahnen glaubte. Während der Nacht wuchsen seine Befürchtungen bis zu dem Grade, daß er von seinem Vorhaben abstand.

Wenige Tage nachher fand ihn derselbe Indianer wieder an der Arbeit und machte ihm scharfe Vorwürfe, daß er sein Wort nicht gehalten hätte. Der Mann entschuldigte sich so gut er nur immer konnte, aber der Indianer gab sich nicht zufrieden, bis er wiederum versprach, an dem bezeichneten Platze mit ihm zusammen zu kommen.

Als er auf dem Platze ankam, fand er den Indianer bereits dort, und zwar mit zwei Musketen, Pulver und Schnappsäkken versehen. Der Indianer hieß ihn von beiden eines nehmen und ihm folgen. Die Richtung ihres Marsches ging südlich. Der Mann folgte ihm ohne alle Kenntniß, was er zu thun habe oder wohin er gehen werde, schloß aber, daß, wenn der Indianer ihm etwas Leids anthuen wollte, er ihn bei der ersten Zusammenkunft hätte ermorden können und ihn gewiß nicht mit Büchse und Pulver zu seiner Vertheidigung versehen haben würde. Seine Befürchtungen nahmen allmählig ab, obgleich der Indianer auf seine Fragen hinsichtlich des Zieles ihrer Wanderung ein hartnäckiges Schweigen beobachtete. Zur Tageszeit schossen und kochten sie so viel Wild, als sie brauchten, und Nachts zündeten sie ein Feuer an, an dem sie schliefen. Nach einer ermüdenden Reise durch die Wälder, kamen sie eines Tages auf den Gipfel eines Hügels, von welchem sie die Aussicht auf ein bebautes Land hatten, das mit Ansiedelungen bedeckt war. „Weißt

du nun," sagte der Indianer zu seinem erfreuten Gefährten, „wo du bist?" „Ja," antwortete er, „wir sind keine zehn Meilen von meinem Dorfe." „Und erinnerst du dich nicht mehr des armen Indianers in der Schenke? Du speisetest und pflegtest ihn — ich bin der arme Indianer — nun gehe nach Hause." Nachdem er dieses gesagt hatte, bot er ihm Lebewohl und der Mann ging erfreut seiner Heimath zu.

Tollkühne That eines Mädchens während eines Indianer-Angriffs.

Die Stadt Wheeling hatte gleich mancher unserer frühern Niederlassungen in Pennsylvanien, Vieles von den Indianern zu dulden. Wir lassen hier ein Beispiel folgen: Das Haus des Colonel Zahn, außerhalb des Hauptforts gelegen, enthielt eine Masse von Kriegsvorrath und war von sieben oder acht männlichen und weiblichen Personen, außer der Familie des Colonels bewohnt. Ehe die Indianer Feuer gaben, verlangten sie die Uebergabe des Hauses. Die Antwort aber war eine Musketen-Salve. Angriff und Vertheidigung dauerten bis in die Nacht fort, als die Angreifer Feuer an das Haus zu legen versuchten. Einer von diesen mit einem Feuerbrand gegen die Küche kriechend, wurde durch den Schuß eines Schwarzen zurückgetrieben. In diesem Augenblicke nahte ein kleines Boot beladen mit Kanonen-Kugeln und gesteuert von einem Mann, dem Fort. Die Wilden schossen eine Salve auf ihn und stürzten vorwärts, um das Boot zu erobern. Er erreichte verwundet das Fort und überließ die ganze Ladung den Indianern. Mit einer Kanone hätten sie nun Haus und Fort zusammenschießen können; dieses gewahr werdend, nahmen sie einen hohlen Stamm, banden Ketten um denselben



Tollkühne That eines Mädchens.

und thaten eine schwere Ladung hinein. Dieses geniale Geschütz sprang bei der ersten Entladung in tausend Stücke, tödtete verschiedene, verwundete mehrere und erfüllte die Ueberlebenden mit panischem Schrecken und Erstaunen.

Kurze Zeit darauf erneuerten sie den Angriff auf das Haus, wurden aber zurückgetrieben. Die Ammunition der Garnison war fast aufgebraucht und es wurde beschlossen, einen Ausfall zu machen, um das Fort wieder damit zu versehen. Unter den Freiwilligen zu diesem kühnen Unternehmen war eine junge Schwester des Colonel Zane, welche erst kürzlich aus einer Erziehungsanstalt in Philadelphia zurückgekehrt war. Auf die Bemerkung, daß ein Mann mehr Vortheil, Stärke und Schnelligkeit habe, als ein Frauenzimmer, antwortete sie, daß der Verlust einer Frau weniger fühlbar wäre. Sie kleidete sich an, und machte sich auf den Weg zum Fort. Erstaunt über diese sonderbare Erscheinung, hielten die Indianer ihr Feuern inne und stießen einen Schrei der Bewunderung aus. Sie erreichte wohlbehalten das Fort und der Commandant, Colonel Silas Zane, ein Verwandter des andern Colonel, füllte ein Tischtuch mit Pulver, band es um ihren Leib und sandte sie zurück. Zu gleicher Zeit begriffen die Indianer die Sendung der Schönen und schickten ihr eine Salve nach. Unberührt kam sie durch und erreichte das Haus mit dem Pulver. Bald darauf gaben die Indianer die Belagerung auf, nnd schifften den Fluß hinunter.

Die treue Wärterin.

Im Jahre 1778, den 28. Juni, wurde die Schlacht von Monmouth (New Jersey) geschlagen. Die Amerikaner befehligte Washington und die Engländer Sir Henry Clinton. Es war ein ungemein heißer Tag. Eine Frau, mit Namen Molly Pritchard, verheirathet an einen Soldaten der amerikanischen Armee, der mit dem Laden und Feuern einer Kanone beschäftigt war, brachte gerade Wasser von einer Quelle zu der Batterie, zu welcher ihr Mann gehörte. Er wurde erschossen und sie sah ihn fallen. Gleich befahl der Commandirende, daß das Geschütz von einem Andern bedient werden solle. Aber Molly Pritchard trat vor, trug ihre Dienste an und nahm, zum Erstaunen der Soldaten, ihres Mannes Platz ein. Sie focht so männlich, daß ihr vom Congreß für's ganze Leben Halbsold gestattet wurde. Sie trug Epauletten und war nachher unter dem Namen „Capitain Molly" bekannt. Einige Jahre später, nachdem Boston und seine Nachbarschaft von den Engländern angebaut wurde, kamen einige Narragansett-Indianer, die auf einem Jagdzuge begriffen waren, an das Haus des Herrn Minot in Dorchester und verlangten in sehr roher Weise Essen. Da sie zurückgewiesen wurden, gingen sie zornig und unzufrieden von dannen und Oquamehud, ihr Chef, drohte mit Rache. Er ließ zu diesem Zwecke einen Indianer, Namens Osamee, der lange in der Nachbarschaft wegen seiner ungewöhnlichen Wildheit bekannt war, in den Büschen in der Nähe des Hauses zurück. Den andern Morgen gingen Herr und Frau Minot nach Boston, eine Entfernung von drei Meilen. Der Indianer sah sie von seinem Versteck aus, bereitete sich zu einem Angriff auf das Haus vor, welches er unbeschützt wähnte. Herr Minot, keinen



Die treue Wärterin.

Angriff dieser Art befürchtend, war doch so vorsichtig gewesen, dem Dienstmädchen den bestimmten Befehl zu geben, sich mit seinen zwei kleinen Kindern auf das Haus zu beschränken und Niemanden bis zu seiner Rückkehr die Thüre zu öffnen.

Das Mädchen war treu und wachsam; bald erblickte sie den Indianer vorsichtig gegen das Haus schleichen. Nachdem er sich umgesehen hatte, um sich zu überzeugen, ob Niemand in der Nähe sei, rannte er wüthend gegen die Thüre, aber sie war so fest verriegelt, daß sie seiner Gewalt widerstand; zunächst versuchte er durch das Fenster zu steigen. Das junge Frauenzimmer hatte ihres Herrn Kinder unter zwei kupferne Kessel verborgen, mit dem Verbot, sich nicht zu rühren oder den geringsten Lärm zu machen; dann lud sie eine Muskete, die im Hause war und stand wacker zur Vertheidigung bereit.

Der Indianer, Widerstand von dem Mädchen vermuthend, schoß nach ihr, fehlte aber sein Ziel. Dann feuerte das Mädchen und traf ihn in die Schulter. Dennoch stand er nicht von seinem Versuche ab, und war schon halb durch das Fenster, als sie mit großer Geistesgegenwart eine Pfanne voll glühender Kohlen aus dem Ofen ergriff und sie demselben ins Gesicht warf. Sie blieben in seinem Teppich hängen, und die dadurch erhaltenen Brandwunden waren so groß, daß er eilig davon lief; einige Tage später jedoch wurde sein todter Körper im Walde, an der Gränze der Stadt, gefunden.

Als diese Umstände der Regierung von Massachusetts-Bay bekannt wurden, ward das muthvolle Mädchen auf deren Befehl mit einem silbernen Armbande beschenkt, auf welchem ihr Name eingravirt war mit dem Motto: „Sie erschlug den Narragansett Jäger."

Wir sehen in dem unweiblichen Benehmen der „Capitain Molly" nicht viel Bewundernswerthes und haben die Geschichte

blos berichtet, damit die Leser dieser Erzählungen sie mit dem würdigen Dienstmädchen vergleichen möchten, das das Leben zweier Kinder und ihr eigenes durch ihre Geistesgegenwart und ihren Muth rettete.

Gewiß war das silberne Armband besser verdient als die Epaulette der Molly Pitchard. Solche Beweise von besonnenem Muthe sind selten.

Edelmuth von Pe-ta-la-sha-roo.

Eine noch ehrenvollere Auszeichnung als sie in den obenangeführten Fällen erwähnt worden ist, wurde einem Pawnee-Tapfern für seinen Muth, seinen Edelmuth, und seine Menschlichkeit zuerkannt.

Pe-ta-la-sha-roo war der Sohn des La-te-le-sha oder altes Messer, eines Pawnee-Häuptling. Pe-ta-la-sha-roo war ein Tapferer, das heißt einer, der sich in den Schlachten sehr auszeichnete und im Range einem Häuptling am nächsten steht. In dem frühen Alter von 21 Jahren hatte sich dieser junge Mann durch seine Heldenthaten den Rang „des Tapfersten der Tapfern" erworben.

Der wilde Gebrauch, die Gefangenen zu martern und zu verbrennen, herrschte in diesem Stamme. Der menschliche Pe-ta-la-sha-roo hatte sich lange bemüht, diesem grausamen Gebrauche Einhalt zu thun, aber umsonst. In einer kriegerischen Expedition gegen die Iteans wurde eine Frau gefangen, welche bei ihrer Rückkehr verurtheilt wurde, ihrer barbarischen Sitte gemäß den Tod zu erleiden. Das unglückliche Opfer wurde an den Pfahl gebunden und ein großer Haufe war in den Ebenen versammelt, um diese widrige Scene anzusehen. Pe-ta-la-sha-roo, hatte unbemerkt zwei schnelle Pferde in eine



Die Befreiung.

kleine Entfernung von dem Platze bringen lassen und stand nun unter der Menge als schweigender Zuschauer. Alles war in ängstlicher Erwartung auf den Anfang des furchtbaren Trauerspiels und die Fackel wurde bereits gegen den Scheiterhaufen getragen, als der junge Tapfere plötzlich von seinem Sitze sprang, vorwärts stürzte, die Bande zerschnitt, welche die Gefangene fesselten und sie mit der Schnelligkeit des Gedankens auf seinen Armen aus dem Bereiche der erstaunten Menge trug; dann setzte er sie auf ein Pferd und selbst das andere besteigend, brachte er sie sicher zu ihren Freunden in ihre Heimath. Diese Handlung würde das Leben eines gewöhnlichen Häuptlings gefährdet haben; aber so groß war die Popularität Beider, sowohl des Vaters als des Sohnes, daß bei der Rückkehr des „Tapfersten der Tapfern" in sein Dorf, Niemand sein Benehmen zu tadeln wagte; und so groß war der Einfluß seines guten Beispiels, daß seit jener Zeit kein Menschen-Opfer weder in diesem noch irgend einem anderen Pawnee-Stamm gebracht wurde.

Als die Erzählung dieser That während des Aufenthalts des jungen Häuptlings in Washington, wo er bei einer Deputation von seiner Nation an die amerikanische Regierung im Jahr 1821 war, in Umlauf kam, beschlossen die jungen Damen von Frau White's Kostschule in dieser Stadt auf eine Weise, die ihnen alle Ehre machte, ihm einen Beweis ihrer Achtung seines tapferen und menschlichen Benehmens zu geben. Deswegen beschenkten sie ihn mit einer eleganten Silber-Medaille, auf welche die folgende kurze aber liebevolle Adresse eingegraben war:

„Bruder! — Nimm dieses Zeichen unserer Achtung — trage es immer unsertwegen; und wenn es je wieder in Deiner Macht steht, eine Frau vom Tode oder von Martern zu erretten, so denke an dieses und an uns und eile zu ihrer Rettung."

Des Pawnees Antwort war folgende:

„Schwestern und Freundinnen! — Dieses“ — die Medaille meinend — „macht mir mehr Freude, als ich je empfand; und ich werde von nun an mehr auf die weißen Menschen hören als je. Ich bin erfreut, daß meine Brüder und Schwestern von der guten That hörten, die ich gethan habe. Meine Brüder und Schwestern denken, daß ich sie in Unwissenheit that, aber nun weiß ich, was ich that. Ich that sie in Unwissenheit und wußte nicht, daß sie gut war; aber, da ihr mir diese Medaille gebt, weiß ich es.“

Es gewährt viel Vergnügen, solchen Beweisen heldenmüthigen Benehmens zu begegnen unter den Wilden des Westens und da wir oft Gewaltthaten, die durch den rothen Mann begangen wurden, erzählen mußten, wäre es höchst ungerecht, die Charakterzüge einer entgegengesetzten Natur zu verschweigen.

Grossmuth eines Sioux.

Die Sioux sind eine der kriegerischsten und unabhängigsten Nationen der Indianer innerhalb der Gränzen der Vereinigten Staaten und unter ihnen scheint jede Leidenschaft der des Krieges untergeordnet. Sie waren lange mit den Saulteurs oder Fallindianern*, wie sie von ihren Ländereien an den Fällen von St. Mary genannt werden, in Zwist gewesen. Cha-ta-wa-con-a-mee, Häuptling eines kleinen Sioux-Stammes an den Bänken des Mississippi ging eines Morgens mit Sonnenaufgang aus, um seine Biberfallen zu untersuchen und

* Der St. Mary ist eine beinahe acht Meilen lange Bay oder Fluß, welcher den Oberen mit dem Huron-See verbindet. Nahe am Ausflusse dieses Sees ist der Wasserfall, oder Sault de St. Marie, wo der Fluß auf einer Strecke von einer halben Meile beinahe 23 Fuß Gefälle hat. Kleine Fahrzeuge und Kähne müssen, des raschen Stromes wegen, hinaufgezogen werden.

entdeckte einen Saulteur, der dieselben gerade stehlen wollte. Er nahte sich so stillschweigend, daß er nicht gesehen wurde und während der Saulteur die Falle aus dem Wasser nahm, stand er da mit der geladenen Büchse in der Hand, ihn bedachtsam anblickend. Da die beiden Nationen im Kriege waren und da das Vergehen an und für sich für eins der abscheulichsten betrachtet wurde, würde er durchaus als gerechtfertigt angesehen worden sein, wenn er ihn auf der Stelle erschossen hätte. Der Dieb selbst, sich entdeckt sehend, erwartete nichts anders als unmittelbaren Tod.

Aber der Sioux-Häuptling, mit einem Edelmuth, welcher den gebildetsten Mann geehrt haben würde, ging ruhig auf ihn zu und sprach den erstaunten Saulteur folgendermaßen an: „Meine Nähe erschrecke dich nicht; ich komme blos, um dir die Felle zu geben, die du, wie ich sehe, brauchst. Sie sind dir gegönnt. Nimm auch meine Büchse, denn ich sehe, daß du arm bist und keine eigene hast. Gehe in das Land deiner Leute und zögere nicht länger hier, damit nicht einige meiner jungen Männer, die nach dem Blute ihrer Feinde dürsten, deine Fußstapfen in unsern Jagdgründen entdecken, und dich überfallen und tödten.“ Als er dieses gesprochen hatte, überlieferte er dem armen Saulteur seine Büchse und kehrte unbewaffnet in das Dorf zurück, dessen Häuptling er so verdienter Weise war.

Edle That des Lieutenant Beall.

Wir copiren aus dem „North-Amerikan“ vom 12. Juni 1849 das folgende ergreifende Abenteuer des Lieutenant Beall. Es gereicht dem amerikanischen Namen zur Ehre.

Lieutenant Beall, im Seedienste der Vereinigten Staaten,

ist seinem Vaterlande bereits bekannt, da er sich bei verschiedenen Gelegenheiten besonders auszeichnete als Träger wichtiger Depeschen nach und von Californien durch das Herz von Mexiko, während des Krieges; so wie er sich über die Prairien und Felsengebirge, mit gleichem Muth seinen Weg bahnte durch civilisirte und wilde Feinde. Wir glauben, daß es Niemanden gibt, der ihn als tapferen Seeoffizier und unerschrockenen Reisenden an Muth, der Gefahr ins Auge zu sehen und an Energie, Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden, übertrifft; aber wir hörten vor Kurzem eine Anecdote von ihm, die sich auf seiner letzten Reise nach Californien ereignete, von der er erst vor Kurzem zurückkehrte, welche, indem sie die Gefahren des Weges beleuchtet, beweist, daß er noch eine andere Eigenschaft besitzt, die höher steht als Entschlossenheit und Tapferkeit — eine menschliche und edle Seele, die jenen Tugenden den Charakter des Heldenmuthes gibt.

Es war, glauben wir, in dem Gila Land, als Lieutenant Beall, nachdem seine Abtheilung sich in Sicherheit gelagert hatte, auf die Jagd ging. Er ritt ganz allein auf einer Lieblingsstute, die gewöhnlich für solche Gelegenheiten bereit gehalten wurde. Etwa sechs Meilen vom Lager hatte er das Glück, einen Hirsch zu tödten; als er abgestiegen war, um das Thier auszuweiden, sah er plötzlich einen Trupp berittener Apaches, die ihn entdeckt hatten, wüthend auf sich zustürzen. Ohne Zweifel hatten dieselben den Knall seiner Büchse gehört oder den Rauch derselben gesehen und so waren sie vor ihm, ehe er es wußte. Aber er wußte sehr gut, daß als einzelner Weißer auf diesen nackten Hügeln, die sie ihr Eigenthum nennen, gefangen zu werden, sicherer Tod sei und indem er in der größten Eile auf's Pferd stieg, verließ er sich auf die Ausdauer seiner Stute, die ihn im stärksten Galopp dem Lager seiner Leute zurückbringen würde. Davon sprengte der



Edle That des Lieutenant Beall.

junge Lieutenant, und hinter ihm her stürzten die Wilden, brüllend und schreiend, ihrer Beute gewiß. Aber so gewiß sie ihrer Sache waren, so war er doch eben so überzeugt von seiner Fähigkeit, entkommen zu können, obgleich ihre Rosse frischer waren als die Stute und es augenfällig schien, daß sie ihn einholen würden, ehe er Hülfe erhalten, oder das Lager zu erreichen im Stande sein könnte. Seiner Rettung gewiß, doch ohne seine Eile zu verringern, hatte Lieutenant Beall den halben Weg bis zum Lager zurückgelegt, als er, über den Gipfel eines Hügels hinjagend, zu seinem Schrecken einen seiner eigenen Leute den Hügel heraufklettern sah, seiner Spur folgend, um ihm bei der Jagd zu helfen. Der Anblick seines Lieutenants, in solcher Hast den Hügel hinunterjagend, war ohne Zweifel für ihn genug; vielleicht konnte der arme Teufel das Geschrei der Indianer hören, die die andere Seite des Hügels hinaufstiegen; jedenfalls begriff er sein Loos und seine Arme vor des Pferdes Kopfe ausbreitend schrie er in verzweiflungsvollen Tönen: „O Herr Beall retten Sie mich, ich bin Gatte und Vater von sechs hilflosen Kindern." Wohl niemals noch wurde eine Bitte schneller gethan und heldenmüthiger erfüllt, als hier. Der Lieutenant, obgleich für sein eigenes Leben fliehend, hielt sogleich sein Pferd an, stieg ab und gab dasselbe dem Manne, indem er sagte: „Du sollst gerettet werden. Reite ins Lager und sende meine Leute heraus, damit sie meinen Körper würdig begraben." So schieden sie — der Infanterist zu entfliehen, der Offizier, wie er glaubte, erschlagen zu werden; denn der Hügel war ganz kahl, ohne ein einziges Versteck und er dachte an nichts, als sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Zu diesem Zwecke zog er seinen Revolver, setzte sich auf den Boden und erwartete die Wilden, welche auch im nächsten Augenblick kamen, über den Gipfel des Hügels, zu dem

unaussprechlichen Erstaunen Lieutenant Beall hinwegstürmten, und zwar an ihm vorüber, den Abhang hinunter, gleich Wahnsinnigen, ohne daß einer die geringste Notiz von ihm nahm oder ihn überhaupt sah. In Wirklichkeit erblickten sie blos Roß und Reiter, die sie drei Meilen bereits verfolgten; sie wußten nichts von dem Infanteristen; vielleicht erschien die sitzende Figur des Lieutenants ihren Augen, die ganz auf den einen, besondern Gegenstand gerichtet waren, als ein Stein oder eine große Cactus, die auf jenen unfruchtbaren Hügeln häufig sind.

Jedenfalls blieb Lieutenant Beall durch einen Zufall, der ihm beinahe als ein Wunder erschien, unentdeckt; in einem Augenblicke waren die Apaches aus seinem Gesichte, Roß und Reiter immer noch nach dem Lager verfolgend. Der Letztere rettete kaum sein Leben, da die Indianer ihm so nahe waren, gerade als er das Lager erreicht hatte, daß sie im Stande gewesen wären, ihm einige leichte Wunden mit Kugeln oder vielleicht mit Pfeilen beizubringen. Was Lieutenant Beall anbelangt, so war er nicht saumselig, um von seinem guten Glück Gebrauch zu machen und indem er einen Umweg einschlug, erreichte er gerade das Lager, als der arme Mensch, den er gerettet hatte und die andern Mitglieder der Abtheilung ausziehen wollten, um seinem letzten Befehle zu gehorchen und seinen Körper würdig zu begraben. Ueber eine solche That Anmerkungen zu machen, wäre überflüssig; jedenfalls ist es eine Handlung, würdiger im Angedenken der Menschen fortzuleben, als die Geschichte einer großen Schlacht oder eines Sieges.



General Kearny.

Metzelei zu Taos, in Mexico, und Tod des Gouvernörs Bent.

Der Leser der Neuzeit ist nur zu bereit, die indianischen Angriffe und die darauf folgenden Uebel lediglich als Ereignisse einer Zeit zu betrachten, die längst vorüber ist. In unsern großen Städten ist ein Indianer eine Seltenheit; das Land, das sonst Niemand als seine Vorfahren kannte, kennt ihn nicht mehr; und seine Nachfolger, die Söhne der Civilisation, kennen das Kriegsgeschrei, mitternächtliche Angriffe und brennende Dörfer nur aus alten Erzählungen. Deshalb können sich viele Leute unserer Zeit keinen Begriff von einem wilden Indianer machen; oder, wenn sie es können, so wird er als dasselbe entartete, harmlose Wesen betrachtet, welches wir bis-

weilen in Theatern und Museen zur Schau aufgestellt sehen. Es war unser Wunsch, diese Täuschung durch Erzählungen von den verschiedenen ergreifenden Begebenheiten zu verwischen, die während des Krieges mit Mexico sich ereigneten. Dieses große Ereigniß hob manchen Schleier des Vorurtheils oder der Unwissenheit, der bisher vor dem Blick der Amerikaner hing. Es zeigt ein Wesen im wahren Lichte, das bisher der Welt unbekannt war — den westlichen Ranger. Es macht Abenteuer voll von Mühen und Wagnissen bekannt, neben welchen die gerühmte Tapferkeit der Helden des Alterthums zur Unbedeutendheit heruntersinken; und es enthüllt die wichtige Thatsache, daß die Indianer der westlichen Wildniß dasselbe muthige, unabhängige und in vieler Hinsicht grausame Geschlecht sind, wie es ihre Vorfahren vor 200 Jahre waren. Als Zugabe dieser Ereignisse, die bereits anderswo erzählt sind, berichten wir eine Gewaltthat, die eine Abtheilung Indianer an der amerikanischen Garnison zu Taos, einem Handelsposten in New Mexico, begingen. Im Jahr 1846 marschirte eine amerikanische Armee unter General Kearney nach New Mexico, und empfing den Unterwerfungs- und Huldigungs-Eid der Behörden von Santa Fe. Nach Kearny's Abreise von dieser Stadt verschworen sich die Bewohner gegen die amerikanische Regierung, aber ihr Plan wurde entdeckt und seine Ausführung verhindert. Die Bevölkerung von New Mexico schließt eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Indianern in sich; und dieses Volk, ohne Zweifel durch seine mexicanischen Nachbarn aufgehetzt, nahm eifrig Theil an der Verschwörung. Obgleich sie entdeckt war, so gaben sie die Hoffnung auf die Ausführung derselben nicht auf, und ihre außergewöhnliche Verschlagenheit bot ihnen bald Gelegenheit dar, den Versuch zu machen.

Am 19. Januar 1847 versammelte sich eine beträchtliche

Anzahl derselben im Dorfe Taos, um die Befreiung zweier Gefährten zu bewirken, die das Gouvernement eingesperrt hatte.

Anstatt sich dabei zu beruhigen, als sie mit diesem ungebührlichen Verlangen zurückgewiesen wurden, ermordeten die Indianer den Sheriff und den mexicanischen Prefecten, brachen in das Gefängniß ein und befreiten die Gefangenen. Sie gingen darauf in das Dorf und drangen hier mit Gewalt in das Haus, wo kurz vorher Gouvernör Bent seine einstweilige Wohnung aufgeschlagen hatte. In dieser äußersten Gefahr schien der unglückliche Mann seine Geistesgegenwart verloren zu haben, da er weder focht, noch sich zurückzog, bis es zu spät war. Als sich die Indianer seinem Zimmer näherten, entschloß er sich zum Rückzug; aber da er verwundet wurde, als er durch das Fenster springen wollte, kehrte er zurück und wurde von den Indianern durch den Leib geschossen. Dann erfolgte eine Scene, die einen Jeden, außer einem Wilden, empören muß. Dem sterbenden Manne wurde mit seiner eigenen Pistole ins Gesicht geschossen; dann wurde er scalpirt und auf ein Brett genagelt. Ein Herr Leal, zu der Zeit Distrikt-Anwalt, wurde durch langsame Martern getödtet, nachdem er lebendig scalpirt worden war. Einige andere wurden in einem andern Theile des Dorfes getödtet. Darauf formirten die Indianer eine Prozession und trugen in Parade die Körper des Gouvernörs und des Anwalts durch das Dorf. Die Absicht der Wilden war ohne Zweifel eine Empörung zu bewerkstelligen, woran sie aber gehindert wurden.



Colonel Hays.

Colonel Hays' Abenteuer mit den Indianern.*

Der Krieg der Vereinigten Staaten mit Mexico brachte Männer vor's öffentliche Forum welche mit der Kriegführung an den Grenzen vertraut, seitdem das Staunen und die Bewunderung Amerikas und Europas erregt haben. In den Wildnissen von Texas oder des Westens geboren, gewohnt das Kriegsgeschrei der Indianer zu hören und den Glanz der brennenden Dörfer zu sehen, waren sie schon früh mit diesen

* Siehe "Scouting Sketches of the Texas Rangers" von Lieutenant Reid.

Scenen der Gefahr vertraut geworden und von ihrer frühesten Jugend an blickten sie auf das Schlachtfeld, als den geeignetsten Platz, Auszeichnung und Ruhm zu erwerben. In einem Alter, in dem die begünstigteren Söhne des atlantischen Klimas, ruhig ihren Studien in den Collegien folgten, schweiften jene Jünglinge mit Büchse und Pistole bewaffnet über die pfadlose Prairie, von allen Seiten von feindlichen Indianern und von noch wilderen Rancheros umgeben. In der Schule dieser beständigen Aufregung und Gefahr studirten Männer wie Gillespie, Walker und Hays die verschiedenen Künste der Gränz-Kriegführung. Sie begegneten dem Camanche auf seinem eigenen Grunde, in seinem eigenen Elemente und obgleich er der gefürchtetste aller Indianer ist, so besiegten sie ihn doch mit seinen eigenen Waffen. Sie trieben den Räuber und Marodeur von dem Colorado und Sabine Fluß über den Rio Grande und rächten an jenen plündernden Horden, welche die Gränz-Niederlassungen angriffen, die Gemetzel von Mier und dem Alamo. Als der Krieg gegen Merico erklärt wurde, traten sie vereinigt hervor und boten ihre Dienste an, um gegen den alten Feind zu kämpfen; und wo sie auch immer beschäftigt waren, zeigten sie eine Tapferkeit und Kaltblütigkeit, die eben so bewunderungswürdig, als nützlich war.

Einer der berühmtesten dieser Parteigänger war Colonel John C. Hays, unter den Indianern und Merikanern als Capitain Jack bekannt. Seine Thaten gegen die Camanches würden Stoff zu einem umfangreichen Bande liefern. Im Jahre 1841 schlossen sich eine kleine Bande von 15 bis 20 Männern ihm an, um gewisse Ländereien in der Nähe des sogenannten „bezauberten Felsens" auszumessen. Der Felsen bildet die Spitze eines hohen, runden Hügels und ist schroff und schwer zu ersteigen. In der Mitte dieses Felsens ist eine geräumige Höhle von hinreichender Größe, um eine kleine An-

zahl Leute aufzunehmen, indem die hervorragenden Seiten zugleich als Schutz gegen einen Angriff von Außen dienen.

Während die kleine Bande nicht weit von dem Fuße des Hügels beschäftigt war, wurden sie plötzlich von einem Schwarm Indianer angegriffen. Hays, der sich in einiger Entfernung von seinen Kameraden befand, erstieg den Hügel, und sich auf dem bezauberten Felsen verschanzend, beschloß er sein Leben theuer zu verkaufen. Er war den Indianern sehr wohlbekannt und da sie begierig waren, seiner unter jeder Bedingung habhaft zu werden, erstiegen sie den Hügel, belagerten das Felsen-Fort und bereiteten sich zum Sturme vor. Hays wußte recht gut, daß sein Leben mehr von seiner Geschicklichkeit als von seinem Muthe abhänge. Anstatt deshalb übereilt zu feuern, erhob er sich, wenn die Indianer sich ihm näherten, hielt ihnen seine Büchse und seine Revolvers entgegen und erwartete ihren Angriff. Die Indianer, welche Hays' sichere Hand kannten, zogen sich zurück und nahmen ihre frühere Stellung ein. Auf diese Weise rückten sie während einer Stunde mehrere Male vor und zogen sich ebenso wieder zurück, während der ganzen Zeit ein fürchterliches Geheul ausstoßend.

Zuletzt, da sie sich schämten, daß ihr Unternehmen von einem einzigen Manne vereitelt würde, stürzten sie vorwärts und griffen an. Hays erwartete sie und legte seine Büchse an. Sie rückten weiter vor. Hays feuerte seine Büchse ab und seine Pistolen schnell ergreifend, schoß er sie auf die gedrängte Masse ab. Durch ein geschicktes Manoeuver, deckte er sich zur selben Zeit gegen seine Feinde und es gelang ihm, seine Büchse und Pistolen wiederum zu laden. Der Kampf dauerte so drei Stunden fort, bis Hays' Leute, welche sich einen Weg durch die Reihen der Indianer gebahnt, zu seiner Hülfe herbeieilten.

Im Juli 1844 rückte Hays mit nur 14 Mann nach dem Piedernales Fluß vor, ungefähr 80 Meilen von San Antonio. Damals war die texanische Gränze den Ueberfällen der Camanches ausgesetzt und viele Familien waren entweder von jenen Indianern fortgeführt oder in das Innere des Landes getrieben worden. Hays' kleine Partie wurde zu dem Zweck ausgerüstet, ihre Zufluchtsstätte zu entdecken und ihren Bewegungen und räuberischen Einfällen Einhalt zu thun. Unter seinen Leuten waren Gillespie, Walker und Andere, welche sich später berühmt gemacht haben. Als sie bei dem Flusse ankamen, trafen sie eine Bande von ungefähr 15 Camanches, die sich zur Schlacht anschickten. Als Hays vorrückte, zogen sie sich in ein dichtbewachsenes Unterholz (Chapparal) zurück, wodurch Hays sich überzeugte, daß die Indianer, die sie gesehen, nur einen Theil einer größeren Bande bildeten, welche sich in dem Gehölze verborgen hielt. Er that deshalb dem Ungestüm seiner Leute Einhalt und auf einem Umwege das Chapparal umgehend, stellte er seine Leute auf einem Landrücken auf, welcher sie durch eine Kluft von dem Feinde trennte. Unmittelbar darauf zeigten die Indianer ihre ganze aus 75 Mann bestehende Horde. Hays sah, daß ein Kampf unvermeidlich war und entschloß sich deshalb, seine eigne Art und Weise des Angriffs zu wählen. Er zog langsam mit seinen Leuten den Hügel hinunter, bis sie die Kluft erreicht hatten, deren Seitenwände sie den Indianern verbargen; da sprengte er plötzlich im vollsten Galopp vorwärts, um den Gipfel des Berges herum und kam dem Feinde in den Rücken. Die Camanches, welche ihre Blicke auf die dem Punkte gegenüber liegende Seite der Kluft, von wo die Rangers, fortgesprengt waren, gerichtet hatten, bemerkten die ihnen drohende Gefahr nicht eher, als bis sie durch den Knall von zwölf Büchsen aufgeschreckt wurden. Sie geriethen natürlich im ersten Augen-

blick in Verwirrung, sammelten sich aber bald wieder und rüsteten sich zum Angriff. Hays stellte seine Leute in einen Halbkreis auf und befahl, daß jeder seinen Revolver ergreifen solle. 21 Indianer stürzten beim ersten Feuer; die Uebrigen fielen zurück. Hays veränderte jetzt seine Stellung und machte einen wüthenden Angriff. Ein Kampf entspann sich, der beinahe eine Stunde währte. Die beiden Partien griffen sich bald wechselseitig an, bald zogen sie sich zurück. Die Ammunition der Rangers, war jetzt erschöpft und als der indianische Chef dies bemerkte, sammelte er alle seine Krieger zu einem entscheidenden Schlage.

Von Hays' kleiner Partie wurden zwei getödtet und vier oder fünf verwundet; den Uebrigen waren ihre Waffen jetzt nutzlos. Der Erfolg eines Kampfes mit einigen 50 Indianern mußte deshalb eine gänzliche Niederlage sein. Jedoch als die Indianer auf das Schlachtfeld heransprengten, sah Hays, daß Gillespie seine Büchse nicht abgeschossen hatte. „Steige augenblicklich ab," rief Hays, „und erschieße den Chef." Diese That gab den Ausschlag des Kampfes. 30 Indianer bedeckten das Schlachtfeld.

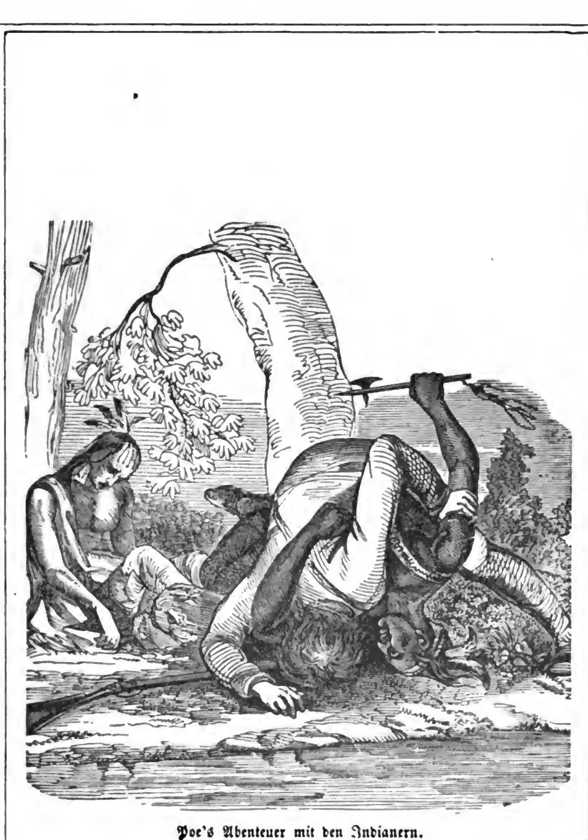


Poe's Abenteuer mit zwei Indianern.

Obgleich die Indianer in den früheren Zeiten der Schrecken unserer westlichen Ansiedlungen waren, so muß man dieses doch nur der geringen Zahl der Ansiedler und ihrer zerstreuten Lage zuschreiben, nicht aber ihrem Mangel an Muth. Denn sogar in jener Periode des Elends und der häufigen Greuelscenen, bildete sich eine Classe von Männern in der eigenen Schule der Indianer, um das Hinmetzeln ihrer Weiber, Kinder und Eltern zu rächen. In allen Kunstgriffen und Vortheilen der Jagd sowohl, als des Krieges, war der Pionier ein wahrer Indianer und nicht selten übertraf er seinen rothen Lehrmeister in Anwendung des Gelernten.

Zwei Brüder, Namens Poe, gehörten zu dieser Classe. Beide Brüder waren wegen ihrer außerordentlichen Kraft und ihres riesigen Wuchses bekannt, Eigenschaften, worin sie alle Indianer, mit denen sie feindlich zusammen trafen, bedeutend überlegen waren. Bei einer dieser Gelegenheiten verfolgten sie mit noch sechs anderen Männern einen Trupp indianischer Marodeure, welche zwischen Wheeling und Fort Pitt gesehen worden waren. Einen Hinterhalt befürchtend, verließ Adam Poe die Gesellschaft, schwamm über den Ohio, verbarg sich in dem Ufergras und suchte die Feinde zu entdecken. Er sah bald zwei Indianer, von denen der eine, ein stark gewachsener Mann, am Ufer stand und auf die Weißen lauerte. Poe zielte, aber seine Büchse versagte und das Knacken des Hahnes verrieth sein Versteck. Da er den Indianern zu nahe war, um sich mit Sicherheit zurückziehen zu können, sprang er hervor, packte mit der einen Hand den größern Indianer an der Brust und schlang den andern Arm um des kleinen Indianers

Nacken und warf beide zur Erde. Der kleine kam wieder auf die Beine; als er aber im Begriff war, seinem Gegner einen Streich mit dem Tomahawk zu versetzen, erhielt er einen Fußtritt, der die Waffe aus seiner Hand schleuderte. Poe wurde jetzt von dem Häuptling ergriffen, während der andere seinen Tomahawk wieder aufsuchte, ihn mehrere Male um des Jägers Kopf herumschwang und dann ausholte, um ihm den tödtlichen Streich zu versetzen. Poe, der die Absicht seines Gegners wohl begriff, erwartete ruhig den endlichen Streich und rettete den Kopf, indem er sein Handgelenk Preis gab. Der Häuptling versuchte jetzt den Jäger hinzuwerfen, doch Poe entzog sich ihm, ergriff seine Büchse und erschoß seinen kleinen Gegner. Der Häuptling ergriff ihn augenblicklich und warf ihn zu Boden; doch Poe stand im selben Augenblicke wieder aufrecht und ein harter Kampf begann, wobei Beide in den Ohio stürzten. Jetzt erneuerte sich in einem andern Elemente der Kampf; der Eine suchte den andern zu ersäufen. Nachdem Jeder ein paar Mal von seinem Gegner untergetaucht worden war, ergriff Poe durch eine geschickte Wendung den dicken Haarzopf des Indianers und zog ihn unter das Wasser; nachdem er ihn so eine Zeitlang gehalten und das Leben entflohen glaubte, ließ er ihn los. Doch kaum hatte er seine Hand zurückgezogen, als der Indianer wieder aufrecht stand und der Kampf wieder von Neuem begann; die Strömung trieb sie in die Tiefe hinaus. Sie bestrebten sich jetzt, durch Schwimmen das Ufer zu erreichen, indem ein Jeder der Erste sein wollte, um eine der Büchsen ergreifen zu können. Der Indianer war erfolgreich und Poe kehrte gegen die Mitte des Stromes zurück, um der Kugel durch Tauchen zu entgehen. Glücklicher Weise nahm der Indianer die abgeschossene Büchse zuerst und Poe war so im Stande, weiter in den Fluß zu kommen. In diesem kritischen Augenblicke erschienen zwei sei-



Poe's Abenteuer mit den Indianern.

ner Kameraden, zielten im Irrthume auf Poe und verwundeten ihn. Er wandte sich und schwamm blutend dem Ufer zu; und als er seinen Bruder erkannte, rief er ihm zu, den Indianer zu erschießen. Dies geschah, und Poe sprang augenblicklich in's Wasser, um seinem Bruder zu helfen. Der schwer verwundete Indianer stürzte sich ebenfalls in's Wasser, um seinen Scalp zu retten.

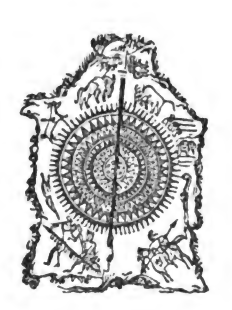
Capitain Reid's Schlacht mit den Lipan-Indianern.

Der letzte mexicanische Krieg brachte unsere Soldaten, bei mehr als einer Gelegenheit in feindliche Berührung mit den Indianern, welche die Wildnisse im Norden und Westen Mexico's bewohnen. Die Krieger jener Nationen, noch ungezähmt durch bittere Erfahrungen, zeigten einen Heldenmuth, der einem Philipp oder Tecumseh Ehre gemacht hätte. Eines der lebhaftesten Scharmützel war ein Angriff einer Abtheilung von Colonel Doniphan's Leuten auf einen Trupp Lipan-Krieger in der Nähe des Rancho El Paso. Der Colonel marschirte von Chiuahua nach Saltillo (am 13. Mai, 1847) und hatte Capitain Reid mit 30 Mann als Avantgarde nach El Paso gesandt. Um 9 Uhr bemerkte der Capitain eine Abtheilung Indianer aus einem Gebirgshohlweg hervorbrechen und gegen den Rancho vorrücken. Sie zählten ungefähr 60 Mann und kehrten von einem Angriff auf eine benachbarte mexicanische Stadt zurück, wo sie viele Gefangene gemacht hatten und eine große Anzahl Maulesel und Pferde vor sich hertrieben. Obgleich gegen die Mexicaner abgesandt, verlor Reid keinen Augenblick, um seinen Plan zu entwerfen. Die Anzahl der Indianer war doppelt, sie hatten den Vortheil des Grundes und wenn nöthig, konnten sie sich leicht zurückziehen und die Ameri-

kaner entweder in einen Hinterhalt locken oder doch entwischen; doch ungeachtet aller dieser Nachtheile war Capitain Reid fest entschlossen, die Gefangenen zu befreien. Beim Commando schwang sich sofort jeder Amerikaner in den Sattel und der Trupp sprengte im Galopp auf die Indianer ein. Diese erwarteten sie unerschrocken und begannen das Scharmützel durch Abschießen ihrer Pfeile, welches die Amerikaner durch eine Büchsensalve erwiederten. Sofort rückten die Indianer, ihr Kriegsgeschrei erhebend, vor und schossen eine Unzahl Pfeile mit einer erstaunenswerthen Schnelligkeit ab. Nach einem hartnäckigen Gefechte, zogen sich die Amerikaner zurück; doch, nachdem sie ihre Büchsen wieder geladen, griffen sie wiederum an und trieben die Indianer vor sich her. Die vorzügliche Gewandtheit im Reiten gab den Letzteren bedeutenden Vortheil. Sie wiegten ihren Körper im Sattel, galoppirten mit rasender Schnelligkeit auf und nieder und versuchten durch andere Methoden, nur diesen Wilden bekannt, den Kugeln der Amerikaner zu entgehen. Die Schlacht dauerte beinahe zwei Stunden; beide Theile zogen sich wechselseitig zurück und griffen an, fortwährend ein lebhaftes Feuern unterhaltend. Zuletzt gewannen des Capitain's Leute Zoll bei Zoll das Terrain, da die Indianer entmuthigt wurden und weniger hartnäckig und geschickt kämpften. Bei dem endlichen Rückzug litt der Feind bedeutend; er ließ fünfzehn Todte auf dem Schlachtfelde und führte noch eine größere Anzahl mit den Verwundeten zusammen fort. Neun mexicanische Gefangene wurden gerettet und in Freiheit gesetzt. Eine Heerde von 1000 Mauleseln und Pferden wurden so viel als thunlich ihren Eigenthümern zurückgegeben.

Bei dieser Affaire war Capitain Reid der einzige verwundete Amerikaner, obgleich mehrere seiner Leute Pfeile in ihren Kleidern hatten. Während der Schlacht leisteten Lieutenant

Gordon, Spruel und Winston tapferen Beistand. Ein mexicanischer Reiter half während des Scharmützels und tödtete mit seinem Lasso zwei Indianer. Der Doctor der Indianer war unter den Todten, ein Verlust, welchen die Indianer — ohne Zweifel — schwer empfanden. Während des Tages besuchte der Prefect von Parras Capitain Reid und überreichte ihm ein officielles Dokument von den Behörden und den Bürgern der Stadt, worin sie ihre Bewunderung und Dankbarkeit für sein tapferes Benehmen ausdrückten und ihre Sympathie wegen seiner Wunden bezeugten.





Corpus Christi.

Gefecht des Col. Kinney mit den Camanche-Indianern.

Corpus Christi, welches durch die Verknüpfung mit der Geschichte von General Taylor's erstem mexicanischen Feldzuge berühmt geworden ist, wurde zuerst von Colonel H. L. Kinney im Jahre 1838 angesiedelt. Er gründete dort eine Handels-Colonie, welche lange bei den Texanern unter dem Namen „Kinney's Ranch" bekannt war. Da es die äußerste Gränze der Ansiedlung bildete, war es den häufigen Angriffen der Lipan- und Camanches-Indianer ausgesetzt welches den Eigenthümer zwang, ein Leben voll beständiger Wachsamkeit und steten Streites von der Zeit seiner Niederlassung bis zum mexicanischen Kriege zu führen. Er war einer jener ruhigen furchtlosen Männer, die ganz besonders für ein solches Leben voll wilder Abenteuer passen, und seine zahlreichen Thaten unter den Indianern würden Stoff für eine höchst interessante Novelle geben. Eine derselben, der Gegenstand unserer Erzäh-

lung, ist sein Gefecht mit einem Trupp Camanches unter einem ihrer berühmten Häuptlinge, Namens Santa Anna.

Die Camanches sind vielleicht der kriegerischste Stamm auf dem amerikanischen Festlande und wurden lange Zeit von den Texanern und Mexicanern und den benachbarten Indianer-Stämmen als ihre furchtbarsten Feinde betrachtet. Siebzehn dieser Wilden griffen plötzlich die Häuser in der Nähe von Colonel Kinney's Ranch an, verwüsteten die Felder, steckten die Häuser in Brand und zogen sich darauf hastig zurück. Colonel Kinney rief augenblicklich seine Nachbarn zusammen und ihrer siebzehn bestiegen die schnellsten Pferde und überholten die Indianer auf einer Prairie. Beide Theile hielten an, stiegen von ihren Pferden und begannen das Gefecht. Auf Entfernung von fünfzig Schritten begann das Feuern; jeder Kämpfer wählte sich sein Opfer, auf das er zielte. Nachdem das Gefecht einige Zeit gewährt hatte, stürzte Santa Anna plötzlich hervor und sich mit seinem Schild von roher Büffelhaut deckend, lief er pfeilschnell die Reihen seiner Gegner entlang. Die Absicht dieses Manoeuvers wurde bald sichtbar, die Indianer, welche das Feuer ihrer Feinde auf Santa Anna gerichtet sahen, stürzten sich auf die Amerikaner. Der Colonel allein hatte Zeit, sein Pferd zu besteigen, ehe der ganze wilde Schwarm sich mit seinen Gefährten in's Handgemenge einlassen konnte. Einer der Jäger wurde beim ersten Angriff von einem Speer durchbohrt und getödtet, ein anderer wurde von einer Lanze durchbohrt und an verschiedenen Stellen mit Pfeilen gespickt. Ein junger Mexicaner, Gehülfe des Colonel, ward schwer verwundet und sein Pferd unter ihm getödtet. Kinney zog ihn auf sein eigenes Pferd. Ein anderer Speer durchbohrte ihn und verwundete Kinney in den Rücken. In demselben Augenblicke parirte der Colonel eine dritte Lanze, die jedoch beide Aermel seines hirschledernen Jagdkittels durch-

bohrte. Er wendete sein Pferd und zog die Waffe aus den Aermeln. Während der Zeit hielt sich der junge Mann um seinen Hals geklammert. Ein Indianer versuchte ihn zu entreißen, wurde aber von Kinney erschossen; in demselben Augenblick aber drang dem unglücklichen Knaben ein Speer in den Unterleib. Er ließ seinen Anhalt fahren und fiel todt nieder. Ein anderer Indianer zielte auf Colonel Kinney, jedoch dieser warf ihm seine Pistole in's Gesicht und entriß ihm seinen Spieß.

Santa Anna war jetzt entmuthigt und zog seine Leute von dem Schlachtfelde zurück. Er hatte sieben verloren. Auf amerikannischer Seite waren drei Menschen und neun Pferde getödtet und alle Ueberlebenden verwundet. Einer hatte fünf Pfeile und zwei Lanzenstiche erhalten. Wenn man die kleine Anzahl, die in diesem Gefechte betheiligt war, betrachtet, so war dieses eines der blutigsten und hartnäckigsten Scharmützel, welches je an der texanischen Gränze stattgefunden hat.





Angriff auf Cherry Valley.

Am 11. November 1778 griffen 700 Tories und Indianer unter Anführung von Brent und Buttler, die schöne Niederlassung im Cherry Valley (Kirschenthal) an. Colonel Alden commandirte das Fort in der Nachbarschaft. Am 10. kamen die Einwohner zu ihm und verlangten in's Fort aufgenommen zu werden, da sie von dem Ueberfall der Indianer Kunde erhalten hatten. Er verweigerte es ihnen, indem er versicherte, daß durchaus keine Gefahr vorhanden sei. Während der Nacht regnete und schneiete es, so daß die Atmosphäre sehr nebelig war. Von diesen Umständen begünstigt näherten sich die Indianer dem Fort unbemerkt. Die Unwissenheit und der Irrthum des Colonel begünstigten ihr Unternehmen noch mehr. Die Indianer stürzten in die Niederlassung, umzingelten die Häuser und forderten den Commandanten zur Uebergabe auf. Er versuchte zu entfliehen, wurde aber von den Wilden eingeholt

und skalpirt. Die Wache, welche sich außerhalb des Fortes befand, theilte entweder sein Schicksal oder wurde getödtet. Die Familie des Robert Wells, aus ihm selbst, seiner Mutter, Frau, seinem Bruder, seiner Schwester und seinen vier Kindern bestehend, wurde niedergemetzelt. Seine Schwester Jane hatte sich hinter einen Haufen Holz geflüchtet. Der Indianer, der sie verfolgte, und entdeckte, wischte kaltblütig sein blutiges Messer an seinen ledernen Leggins ab, steckte es in die Scheide und ergriff das Mädchen, seinen Tomahawk schwingend. Sie bat um ihr Leben und ein Tory, Namens Smith, vereinigte seine Bitten mit den ihrigen. Der Indianer schwang seinen Tomahawk mit herausforderndem Trotze und spaltete des Mädchen's Schädel. Die Frau des bejahrten Predigers Samuel Dunlop wurde getödtet. Der alte Mann wurde durch einen Mohawk-Häuptling Namen's Little Aaron gerettet, er starb jedoch binnen einem Jahre an den Folgen des Schreckens. Ein gewisser Mitchel entwischte und floh in die Waldung, seine Frau und vier Kinder wurden ermordet und sein Haus in Brand gesteckt. Er kehrte den nächsten Tag zurück und ohne fremde Hülfe schaffte er seine Familie auf einem Schlitten nach dem Forte und beerdigte sie daselbst. Colonel Campbell war zur Zeit des Ueberfalles abwesend. Bei seiner Zurückkunft fand er sein Haus in Flammen und sein Weib und seine Kinder in Gefangenschaft geschleppt. Zwei und dreißig Einwohner, hauptsächlich Weiber und Kinder, und sechszehn Soldaten wurden getödtet. Nur einige erreichten den Mohawk-Fluß, die anderen wurden zu Gefangenen gemacht. Beinahe alle Häuser und Scheunen waren abgebrannt. Die Niederlassung wurde nach dieser Begebenheit beinahe gänzlich verlassen.



Major McCulloch's Abenteuer mit den Camanches.

Zur Zeit, da die amerikanische Armee unter General Taylor, Monterey besetzt hielt, wurde Major McCulloch mit einer kleinen Abtheilung nach San Antonio gesandt. Nachdem sie zur Mittagszeit den Nueces überschritten hatten, stiegen sie ab, ließen ihre Pferde grasen und legten sich zur Ruhe. Plötzlich erschienen zwei Camanches-Indianer, sprengten unter die Pferde und verursachten, was die Spanier ein Stampado nennen, das heißt, sie erschreckten die Pferde in einer solchen Weise, daß sie im gestreckten Galopp davoneilten. Zum Glücke

für die kleine Truppe blieben McCulloch's und Capitain Cheshire's Pferde ruhig. Diese beiden Offiziere waren in einem Augenblick im Sattel, die Indianer verfolgend. Der Major erreichte sie zuerst und empfing mehrere Pfeile, sein Pferd wurde verwundet. Er stieg ab und zog seinen Revolver, aber unglücklicher Weise versagte er. McCulloch und einer der Indianer manoeuverirten jetzt, während der andere hinter den Major kroch, um ihn mit seiner Büchse zu erschießen. In dieser Krisis kam Cheshire an; McCulloch wollte schießen, jedoch Cheshire beschloß, seine Büchse zu versuchen. Die Büchse versagte und ein Gefecht entspann sich, während desselben der Major nahe genug kam, um seinen Revolver abzuschießen. Er feuerte zwei Mal ohne Wirkung, das dritte Mal zerbrach seine Pistole. Cheshire hatte mehr Glück; er verwundete seinen Mann, der jedoch entfloh. Beide Indianer zogen sich jetzt zurück, die Offiziere nahmen die Pferde und kehrten zu ihren Kameraden zurück.

Angriff auf einen amerikanischen Train.

Bei der Einnahme von Taos, durch Colonel Price im mexicanischen Kriege, wurde ein Delaware-Indianer, mit Namen Nahcoma auf jenem Platze zum Gefangenen gemacht und später in Freiheit gesetzt. Im Mai 1847 reiste er ab, um nach seinem Lande zurückzukehren. Auf dem Wege begegnete er einer Horde Indianer, die nach seiner Berechnung aus ungefähr 1000 Mann Camanches, Arapahoes, Pawnees und Osages bestand. Er wurde gefangen genommen, ward aber unter der Bedingung verschont, daß er sich mit ihnen vereinige, um einen Angriff auf irgend eine Partie Weißer zu

unternehmen. Er erklärte sich dazu bereit, die ganze Partie setzte sich in Bewegung und nach einigen Tagen begegneten sie einem amerikanischen Train aus 30 Gespann Mauleseln und 20 Reitern bestehend, nur wenige Meilen unterhalb Walnut Creek. Die Wagen waren mit Provision der Regierung beladen, die zum Gebrauch der Truppen in Santa Fe bestimmt waren.

Die Indianer, diese kleine Partie bemerkend, hielten an und bereiteten sich auf einen Angriff vor. Ueber das Nähere des darauf folgenden Kampfes ist nur wenig bekannt. Die Amerikaner wurden aus ihren Sätteln gehoben und auch nicht Einer entkam, um diese traurige Begebenheit zu berichten. Nach diesem Gemetzel raubten die Indianer Alles, was sie gebrauchen konnten und trieben die Maulthiere fort. Für seine Dienste in dieser Sache erhielt Nahcoma einen Maulesel zum Geschenk und man erlaubte ihm, weiter zu reisen.

Der oben erwähnte Bericht ist von Nahcoma, der ihn bei seiner Ankunft in Missouri selbst erzählte. Seine Aussagen sind nicht zu bezweifeln, da der Maulesel, auf dem er ritt, als der erkannt wurde, worauf ein Offizier der Regierung seine Reise von dem Westen antrat. Die angegriffene Partei, glaubt man, war unter dem Commando des Capitain Miller.

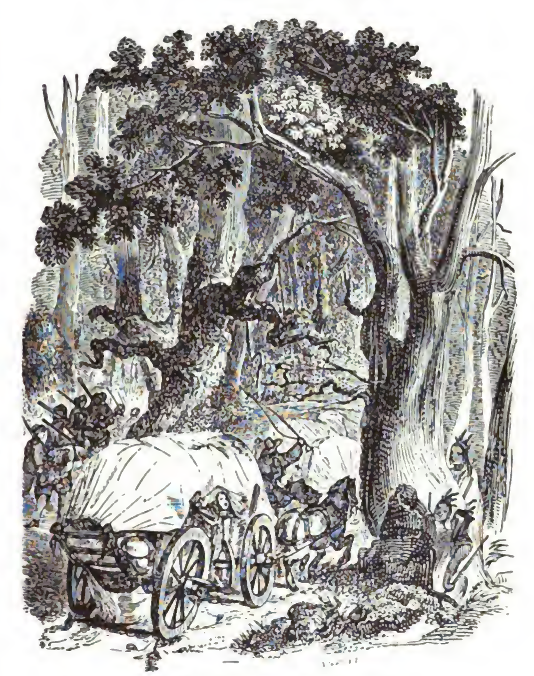
Auf demselben Platze (Walnut Creek) wurde eine andere Partie Amerikaner von ungefähr 100 Arapahoe-Indianern im Juni 1847 angegriffen. Die Angreifenden waren jedoch nicht so erfolgreich als ihre Kameraden es zuvor gewesen waren. Es scheint, daß ein gewisser Sharp und der Aufseher über die Wagen auf die Büffel-Jagd gegangen waren. Sie waren noch nicht weiter als 300 Yard entfernt, als sie von verschiedenen Partien Indianern angegriffen wurden. Sharp gab Feuer und tödtete einen Häuptling und im nächsten Au-

genblicke lag er von Kugeln und Pfeilen durchlöchert da. Sein Gefährte feuerte gelassen auf die Feinde und hielt sich die Wilden so vom Leibe, bis seine Gefährten zu seinem Beistande kamen. Die Indianer zogen sich darauf zurück und nahmen Sharp's scalpirten Schädel und mehr als sechzig Pferde und Maulesel mit sich fort.

Eine kurze Zeit zuvor wurde Lieutenant Peck mit einem Train von einer Horde Camanches angegriffen und verlor 10 Pferde. Er zog sich darauf zurück und wartete zwei Tage, in der Hoffnung, mit anderen Trains zusammen zu stoßen. Er wurde wiederum angegriffen und verlor all sein Zugvieh. Dieser zweite Angriff hatte ein schlimmeres Gefecht zur Folge, in dessen Verlauf ein gewisser Williams von einer Lanze durchbohrt und verschiedenen Andern ihre Kleidung von Kugeln durchlöchert wurde. An der Biegung des Arkansas war diese unglückliche Expedition wiederum von den Pawnees überfallen und ihnen zwei Pferde geraubt. Die Feinde versuchten dann ein Stampado unter den übrigen Pferden zu bewerkstelligen, doch ihr Versuch mißlang. Nach diesem letzten Unfall erreichte der Train seinen Bestimmungsort ohne weitere Störung.

Schreckliches Blutbad von amerikanischen Freiwilligen durch Indianer.

Im Sommer 1847 campirte eine Compagnie Freiwilliger unter dem Commando des Colonel Easton am Arkansas, zum Dienst im Kriege bestimmt, der damals mit Mexico geführt wurde. Die Mannschaft, welche meistens aus jungen Rekruten bestand, war gewohnt, unbewaffnet das Lager zu verlassen und zuweilen längere Zeit in der Wildniß zuzubringen.



Angriff auf Lieutenant Peck's Train.

Den Fahrweg entlang an der Nordseite des Flusses ist nur wenig Holz und es war oft nothwendig, über den Fluß zu setzen, um solches zu erlangen. Anstatt in Masse und in gehöriger Ordnung hinüber zu gehen, scheint gewöhnlich nur Einer allein oder doch nur eine kleine Partie von 8 bis 10 über den Fluß gesetzt zu haben. Man hörte zuletzt, daß Indianer in der Umgegend seien und die Amerikaner wurden vorsichtiger. Dennoch aber behielten sie die nachlässige Gewohnheit bei, den Fluß unbewaffnet zu überschreiten.

Am 25. Juli gingen 25 Mann nach dem gegenüberliegenden Ufer und zerstreuten sich über eine Fläche von mehreren hundert Schritten. Plötzlich erhob sich eine Bande Indianer, ungefähr 500 Mann stark, aus dem Grase und umzingelte die kleine Schaar. Die Weißen suchten den Fluß zu erreichen. Einige, die bewaffnet waren, schossen ihre Flinten ab und die Uebrigen versuchten die Reihen der Indianer zu durchbrechen, um die Waldung zu gewinnen. Einer wurde in den Strom getrieben und dort getödtet, ein anderer ward am Ufer schwer verwundet; ein dritter, Namens Benjamin Frost, vertheidigte sich verzweiflungsvoll mit dem Kolben seiner Büchse. Am Abend, als die Truppen die Getödteten aufsuchten, konnte man den Letztgenannten nicht finden. Am nächsten Tage, ungefähr um Mittagszeit, bemerkte man ihn an der Südseite des Flusses, wohin er sich geschleppt hatte. Er konnte sprechen und erzählte, daß er nach seinem Falle bewußtlos gewesen, und nur von dem Schießen im Lager aufgewacht sei. Die Indianer hatten beim Scalpiren seinen ganzen Kopf geschunden; noch vier Andere waren scalpirt. Im Ganzen waren acht getödtet und vier verwundet. Das Gemetzel würde bei weitem größer geworden sein, wenn nicht die Hauptmacht der Freiwilligen, welche das Schießen hörten, über den Fluß gesetzt wären, um ihren Kameraden bei-

zustehen. Man glaubte, daß ein Indianer getödtet und einer verwundet wurde. Es waren Camanches und man bemerkte in ihrer Mitte einen mit einer Büchse bewaffneten Weißen, welcher beim Anfang des Gefechtes ausrief: „Kommt nur heran, wenn Ihr kämpfen wollt.“

Die Rose von Guadaloupe.

Eine Geschichte von den texanischen Rancheros.

Die Camanches-Indianer sind für Mexico dasselbe, was die Pequots früher für New England waren und die Sioux noch jetzt für die Jäger und Händler des Westens sind. Ihre Einfälle sind noch jetzt den Amerikanern sogar ein Schrecken, und unter den texanischen Ansiedlern erzählt man viele Geschichten von überfallenen und gemordeten Expeditionen, von zerstörten Niederlassungen und von Frauen und Kindern, welche die Indianer in die Gefangenschaft schleppten. Eine dieser Erzählungen ist wegen den sonderbaren Umständen, die mit ihr verbunden sind, für den Leser besonders interessant.

Vor mehreren Jahren lebte ein alter Mann Namens Lockhart, an dem Guadaloupe-Fluß, an der Stelle, welche die „große Biegung“ genannt wird. Sein Lieblingskind war seine 17jährige Tochter, die wegen ihrer Schönheit und ihren einnehmenden Manieren gewöhnlich nur die „Rose von Guadaloupe“ genannt wurde. In der Nähe des Hauses war ein Pfad, welcher nach der Quero Niederlassung führte, während an allen übrigen Seiten, so weit das Auge reichte, sich ungeheure Steppen ausdehnten, welche des alten Mannes Colonie von jeder menschlichen Wohnung abzusondern schienen. Auf diesen Prairien pflegte das junge Mädchen herumzu-



Miß Lockhart durch einen Camanche-Häuptling geraubt.

schwärmen, Blumen sammelnd oder mit einer leichten Arbeit beschäftigt, ohne daß ihr je der geringste Gedanke an Gefahr in den Sinn gekommen wäre.

Eines Abends, als sie so beschäftigt auf der Prairie umherwandelte, wurde sie durch ein lautes Geräusch erschreckt; eine Partie Camanches brach plötzlich aus einem nahe gelegenen Dickicht hervor und sprengte gegen sie an. Sie schrie und entfloh. Der Häuptling der Partie verfolgte sie und als er bei ihr vorbeijagte, bückte er sich und hob das Mädchen vor sich auf das Pferd, ohne auch nur im geringsten dem Laufe desselben Einhalt zu thun. Nachdem die Bande ihren Zweck ausgeführt, eilte sie mit ihrer Beute dem Gebirge zu.

Der Vater schien Zeuge dieser Scene gewesen zu sein. Er lief auf die benachbarten Ansiedelungen und verbreitete mit dem Gefühlsausdrucke eines unglücklichen Vaters die schreckliche Nachricht. Jeder wurde von dem Berichte gerührt. Die kräftigen Ansiedler verließen ihre Arbeit, ergriffen ihre Waffen und schickten sich zur schnellsten Verfolgung an. Lockhart war der Anführer der kleinen Schaar. Mit dem richtigen Takte eines Hinterhölzlers verfolgte er die Indianer Tag und Nacht und erreichte endlich eines Abends ihr Lager in dem Gebirge. Hier überzeugten sie sich sogleich, daß ihre Verfolgung nicht bemerkt worden war. Sie verbargen sich deshalb in einem nahe gelegenen Dickicht, um am nächsten Morgen für einen kräftigen Angriff bereit zu sein.

Mit Tagesanbruch stießen die Texaner ihr Feldgeschrei aus und stürzten gegen das Dorf. Die Krieger waren in einem Augenblicke bewaffnet und erwarteten in Schlachtordnung den Angriff. Die Indianer zählten 200 Mann, während die Texaner nur 40 Mann stark waren. Der rasche Angriff war ein stürmischer von tapfern, zur Verzweiflung

getriebenen Männern. Sie wurden mit Standhaftigkeit empfangen und es begann nun eine jener Kriegsscenen, in welcher, Freund mit Feind vermischt, ein Jeder sich einen Gegner zum blutigen Kampfe aussucht, nicht des Ruhmes wegen, sondern um Rache zu üben. Den ganzen Tag währte das Gefecht. Als die Texaner des Sieges gewiß zu sein glaubten, stürzten sie in das Dorf; doch eine hartnäckige Gegenwehr trieb sie wieder zurück über die Leichen von Freunden und Feinden. Lockhart war immer voran in der Gefahr. Er ermunterte seine Freunde zu ihrer Pflichterfüllung; er ließ sich mit einem Feinde nach dem anderen in's Gefecht ein; mehr als einmal kam er dem Zelte, in dem seine Tochter sich befand, nahe genug, um zu hören, wie sie ihn mit kläglicher Stimme rief. Doch die Mehrzahl siegte. Nach einem, den ganzen Tag unausgesetzt fortgeführten Kampfe, sahen sich die Texaner gezwungen, das Feld zu räumen und den unglücklichen Vater fast zu zwingen, mit zu ziehen. Während aller Gefahren des Tages kämpfte er, als wäre sein Leben bezaubert; ja er kam, obgleich aus dem Felde geschlagen, dennoch unbeschädigt davon. Die kleine Schaar zog betrübt nach ihrer Heimath zurück.

Einige Zeit nach dieser Schlacht wurde ein Vertrag mit den Camanches abgeschlossen und das Mädchen ausgeliefert. Doch ihre Gesundheit und ihre Heiterkeit waren für immer entflohen. In der Gefangenschaft hatte sie viel von Hunger, Entbehrungen und Mißhandlungen zu erdulden. Eine tiefe Melancholie lag auf ihrem einst so heiteren Gesichte und die Stunden, welche sie in der Einsamkeit weinend zubrachte, zeugten davon, daß ihr Herz gebrochen war. Einige Monate nach der Zurückkunft in ihre Heimath, erlöste der Tod sie von allen Leiden. Wir verdanken das Ausführliche dieser merkwürdigen Gefangennahme und des Versuchs der Befreiung den

„Skizzen aus dem Leben der texanischen Rangers," einer interessanten Erzählung aus der Feder des Lieutenant Samuel C. Reid.

Indianische Fischerei in New Brunswick.

Die Flüsse von New Brunswick werden jährlich zur Laichzeit von einer großen Menge der verschiedensten Fische besucht. Die vorzüglichsten derselben sind: der Lachs, Stör, der Barsch, die Alose, der Gaspereau, der Stint und verschiedene andere von geringerem Werthe. Auch haben die Flüsse Ueberfluß an Fischen, welche man beständig in diesen Gewässern findet



Der Barsch.

und die nie ins Meer hinabgehen. Es sind: Forellen, rothe und weiße Barsche, Aale, Cuske, Karpfen, Wachen, Weißfische, Gründlinge, Gizzarden und eine Unzahl anderer Arten, von denen viele nicht einmal einen Namen haben und bis jetzt noch von keinem Professor der Naturgeschichte beschrieben worden sind.



Der Lachs.

Wenn der Lachs sein Erscheinen in dem Nashwak-Flusse macht, so verlassen ganze Flotten kleiner Canoes, jedes von zwei Indianern geführt, Fredericton, um die Fische beim Fackellicht zu harpuniren. Die Fische, durch den Wasserfall aufgehalten, sammeln sich in großer Anzahl in dem unter den Fällen befindlichem Teiche. Man kann sich nichts Interessanteres denken als diese Scenen. Die Canoes werden von der schäumenden Strömung nach allen Seiten hin herumgeschleudert; mit bewundernswerther Geschicklichkeit lenken die Indianer sie die Fälle hinauf, indem sie sie zugleich von den vielen Felsen abhalten oder sie kopfüber mit der Strömung hinunterstürzen lassen, plötzlich anhaltend und mit ihren Speeren nach den Fischen werfend. Der Eifer der Jagd, der Contrast der flammenden Fackeln mit den dunkeln Massen der Waldung und die schönen, kräftigen Gruppen der Indianer, mit ihren langen Speeren nach den Lachsen zielend, bilden ein wild-romantisches Gemälde. Der Speer, mit dem die Fische gefangen werden, ist in seiner Construction höchst einfach und zerreißt weder den Fisch, noch verdirbt er ihn. Eine eiserne Picke ist zwischen zwei nach auswärts gekrümmten Haken vom festesten Ahornholz am Ende einer langen Fichtenstange befestigt. Wenn der Lachs getroffen ist, so lassen die beiden Haken die Picke weit genug eindringen, um den Rückgrat zu zerbrechen und halten zur selben Zeit doch den Fisch fest, indem sie ihn umklammern.



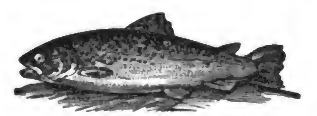
Der Stör.



Lachsfang bei Fackellicht.

Der Stör in den New Brunswick Gewässern ist groß, häufig acht und mitunter zwölf Fuß lang. Das Fleisch des Fisches ist schlecht und wird im Allgemeinen nicht viel gegessen; er wird selten gefangen oder beunruhigt; und man findet ihn deshalb in Ueberfluß. Wenn er den Fluß hinaufschwimmt, springt er häufig bis zu einer bedeutenden Höhe aus dem Wasser. Man erzählt eine gute Anekdote von einer alten Squaw: Während sie nämlich den Fluß hinunter ruderte, sprang einer dieser Fische in ihr Canoe und zwar mit solcher Gewalt, daß er durch den Boden des Schiffchens gedrungen wäre, wenn nicht Molly Greenbaize schnell wie der Blitz den Schwanz des Thieres ergriffen hätte, ehe der Kopf und die Schultern ganz durch waren; indem sein Fortschritt so gehindert war, diente er ihr als Pfropfen in dem Leck, bis sie das Canoe an's Ufer gerudert hatte.

Die Forellen-Fischerei ist vorzüglich und wird nirgends, vielleicht bei Labrador ausgenommen, übertroffen. Sobald



Die Forelle.

das Eis bricht, erscheinen Myriaden Fliegen auf der Oberfläche des Wassers und die Forelle macht sofort Jagd darauf. Die Indianer, welche keine Schüler von Isaak Walton sind, kennen keine andere Art des Fischens, als daß sie ein Loch in das Eis hauen, worauf der Fisch augenblicklich auf der Oberfläche erscheint und sich beinahe durch jeden Köder fangen läßt. Die Indianer halten es jedoch nicht der Mühe werth, diese Fische zu fangen, und nehmen nur dann ihre Zuflucht zu ihnen, wenn sie auf einer Jagd-Expedition wirklich Mangel

leiden und keine andere Nahrung finden. Im Redhead-Flusse, einige Meile von St. Johns, werden die delikatetsten Forellen gefangen. Dieser Fluß steht mit dem Ocean in Verbindung und bei hoher Fluth dringt das Salzwasser oft weit hinauf. Dieser Umstand hat ohne Zweifel Einfluß auf den Geschmack dieser Fische. Im Lough Lomond See, auch in der Kette der Seen jenseits der „Nackten Gebirge," die ihren Ausfluß in den Musquash-Sümpfen haben und in den Flüssen, welche diese Seen verbinden, ist eine ausgezeichnete Forellen-Fischerei.





Mandan Begräbnißplatz.

Abenteuer auf einem indianischen Begräbnissplatze.

Die verschiedenen Stämme der Indianer weichen in der Art, wie sie ihre Todten begraben, von einander ab. Carver sagt, daß der Körper in denselben Anzug gekleidet wird, den er früher getragen und andere Reisende berichten uns, daß dem Krieger seine Waffen und sein Medizin-Beutel zu seinem Gebrauche in der Geisterwelt mitgegeben werden. Es steht jedoch fest, daß in früherer Zeit gewisse Stämme ihre Todten in Höhlen begruben, wo mehrere in einer sitzenden Stellung gefunden worden sind. Die Sioux und Mandans (vor dem Aussterben des letztgenannten Stammes) errichteten Gerüste, auf welche sie ihre Todten stellten. Das obige Gemälde stellt einen solchen Begräbnißplatz in der Nachbarschaft des größten

Dorfes der Mandans vor. Wir haben es von einem Gemälde aus dem prachtvollen Werke des Prinzen Maximilian von Wied, genannt „Reisen in das Innere Nordamerika's," copirt. Der Prinz erzählt uns, daß nahe diesen Gerüsten hohe Pfähle waren, mit Häuten und anderen Sachen behangen, als Opfer für den Herrn des Lebens, Omahonk-Numakshi, oder für den ersten Mann, Numank-Machona, bestimmt.

Doctor Richardson, in seinem beredten Werke: „Fauna Boreali-Americana," erzählt ein Abenteuer auf einem indianischen Begräbnißplatze, worin die virginische große Eule (Uhu) die Hauptperson spielte, deren lautes und tiefes nächtliches Geschrei, „Waugh Do!—Waugh Do!," wenn es aus den dunkeln Schlupfwinkeln der Wälder hervortönt, mit der menschlichen Stimme, wenn sie einen hohlen Grabeston annimmt, viel Aehnlichkeit hat, und häufig dem einsamen Wanderer Grausen erregt. Eine Partie Bergschotten im Dienste der Hudsons's-Bay-Compagnie, übernachtete auf einer Winterreise in einer dichten Baumgruppe, deren dunkle Wipfel und die majestätischen Stämme der Jahrhunderte alten Bäume wohl geeignet waren, die abergläubischen Gefühle der Hochländer rege zu machen. Diese Wirkung wurde noch durch die Entdeckung eines Grabeshügels erhöht, welchen die Indianer mit ihrem wilden Natur-Geschmack an dieser unheimlichen Stelle errichtet hatten. Unsere Reisenden schürten, nachdem sie ihr Abendbrod gegessen, ihr Feuer an, um sich zur Ruhe zu begeben, als die langgehaltenen traurigen Töne der gehörnten Eule in ihrer unmittelbaren Nähe ihr Ohr berührte. Da keiner diesen Ton kannte, so glaubten sie, daß eine solche überirdische Stimme, das Geächze eines abgeschiedenen Geistes sein müsse, dessen Ruhe sie gestört hatten, indem sie vielleicht ein Feuer von dem Holze angezündet hat-



Die große virginische Horn-Eule.



Indianer vor der Statue Penns.

ten, woraus sein Grab bestand. Sie verbrachten, von Furcht erfüllt, eine unangenehme Nacht und verließen mit Tagesanbruch schleunig diesen schauerlichen, geheimnißvollen Platz.

Eine ergreifende Scene.

Eine Partie armer Indianer, die kürzlich vom fernen Westen nach Philadelphia kamen, zollten dem Werthe William Penn's ihren Tribut auf höchst ergreifende Weise.

Als man ihnen die Statue in dem Hofe des Pennsylvania Hospitals, als die Figur „Vater Onas" oder Penn's, bezeichnete, fielen sie Alle auf ihre Kniee nieder um so in der ausdruckvollsten Weise, die in ihrer Macht stand, ihre Verehrung einem der wenigen Weißen zu zeigen, der ihren Stamm mit Menschlichkeit behandelte.

Es war keine vorher verabredete Schaustellung, es war der freiwillige Ausbruch ihres Gefühls—eines tief im Herzen eingewurzelten Gefühls, welches weder Entfernung noch Zeit zu zerstören fähig wären. Es war vom Vater auf den Sohn vererbt; es war in der Tiefe der westlichen Wildnisse genährt worden, und es brach jetzt in der Mitte der civilisirten Gesellschaft hervor und wurde mit den stärksten natürlichen Beweisen bezeugt: mit einem Kniefalle!



Der schwarze Bär.

Bärenjagd.

Die Indianer schätzen den schwarzen Bären als das werthvollste der wilden Thiere, und die Jagd auf denselben gehört zu ihren edelsten Vergnügungen; seinem Tode folgen sie immer mit den unbändigsten Ausdrücken der Freude. Er ist in der That ihnen höchst nützlich, und, gleich wie an Ochsen und Schaafen, ist kein Theil an ihm, welchen sie nicht zu irgend einem nützlichen Zwecke verwenden könnten. Das Fleisch wird sehr geschätzt, und die Tatzen werden als der größte Leckerbissen betrachtet, welchen die amerikanischen Wälder liefern. Das Fell des Bären gewährt dem Indianer sein weichstes Lager und dient ihm gleichfalls als Schutz gegen die Strenge des Winters. Sogar die Klauen haben ihren Werth: sie werden durchbohrt und auf Schnüre gezogen, um als Halsband oder andern Schmuck zu dienen.

In der Gegend der Hudson's-Bay hat man die Beobachtung gemacht, daß der schwarze Bär sich im Monate Juni,



Bärenjagd.

so lange die Beeren noch nicht reif sind, ganz und gar von Wasserinsecten ernährt. Diese Insecten von verschiedenen Gattungen findet man in ungeheuern Massen in mehreren der Binnenseen, von wo sie durch Stürme in die Bay getrieben werden und wo sie in solchen enormen Massen zusammengedrängt, bald sterben. Der Gestank, welcher von der Verwesung einer solchen Menge Thiere aufsteigt, ist unerträglich. Sie liegen an manchen Stellen zuweilen 3 bis 4 Fuß tief. Die Bären fangen nun diese Insecten, indem sie mit offenem Rachen schwimmen, und so die Thierchen auf der Oberfläche des Wassers aufschnappen. Wenn man den Magen der Bestien um diese Zeit öffnet, findet man ihn von diesen Insecten ganz angefüllt und er verbreitet einen höchst unangenehmen Geruch. Die Indianer, welche mit ihren Canoes die Seen befahren, überraschen die Bären oft in der erwähnten Beschäftigung. Eine höchst interessante Jagd erfolgt nun; der Bär, von den Indianern mit ihren Ruderstangen angegriffen, sucht das Ufer oder den nächsten im Wasser stehenden Baum zu erreichen. Wenn er nun gehörig zum Baume hinaufgebracht ist, wird er sehr leicht von den Pfeilen oder den Büchsenkugeln seines unermüdlichen Feindes getödtet.

Der schwarze Bär ist nicht sehr lecker hinsichtlich seines Fraßes; obgleich ihn die Natur fast ausschließlich nur auf vegetabilische Kost hingewiesen hat, so verschmäht er doch Nichts, sobald er hungrig ist. Nicht nur Trauben, Beeren, Mais und Pflanzen aller Art, sondern auch Würmer, Schnecken, Schildkröteneier, kleine Thiere, sogar Aas bilden nach Umständen einen Theil seiner Nahrung.

Empörung der Pueblos in New Mexico.

New Meriko ist eine der ältesten Colonien in Amerika. Die volksthümliche Sage, daß es durch eine Partie von Cortez Armee gegründet worden, scheint jedoch unrichtig zu sein, da im Jahre 1595 Don Juan de Onate von Zacatecas die Regierung von Meriko um die Erlaubniß bat, eine Colonie in jener Region zu gründen, bereits als New Meriko bekannt. Die Petition wurde gewährt und Onate kam mit 200 Soldaten, Werkzeugen, Thieren und Lebensmitteln, hinreichend, um die Colonie ein Jahr lang zu erhalten, in der Gegend des Rio del Norte an. Er wurde von dem Könige mit dem erblichen Titel Marquis beehrt, ebenfalls als Gouverneur und General-Capitain der Colonie ernannt, ihm eine Anleihe von 20,000 Dollar bewilligt, die Bearbeitung der Minen frei von Taren zugestanden und unumschränkte Gewalt über die Indianer verliehen. Unter solch' ausgedehnten Privilegien nahm New Merico bald an Reichthum und Wichtigkeit zu. Die Indianer wurden civilisirt oder getödtet, viele werthvolle Minen entdeckt und die spanischen Colonisten betrugen sich mit derselben Geringschätzung von Menschenleben, derselben Gier nach Gewinn und derselben Gesetzes-Schändung gegen die armen Indianer, welche ihre Eroberungen in den südlichen Provinzen so berüchtigt machten.

Beinahe ein ganzes Jahrhundert ertrugen die Indianer diese Unterdrückungen ohne Widerstand. Ihre Ländereien wurden ihnen genommen, ihre Religion beschimpft, sie wurden zu den Minen geschleppt und gleich Pferden mit der Peitsche zur Arbeit getrieben; sie wurden in Banden von Hunderten in das Land der Pest und des Vomito verkauft; und dennoch unterwarfen sie sich mit Geduld und küßten die Hände derer, die sie mit Ruthen zerfleischten. Doch ein Tag der Rache

nahte heran. Ungefähr um das Jahr 1680 erschien ein großer Krieger von einem entfernten Stamme unter den Pueblos oder getauften Indianern von New Mexico. Seine Augen flammten mit Entrüstung, als er die schmachvolle Unterdrückung seiner Brüder sah, und mit einem Geiste, des Montezuma's würdig, dessen Abkömmling er sich zu sein rühmte, erdachte er einen Plan, um sie von dem verhaßten Joche zu befreien. Er wanderte von Stamm zu Stamm und ermahnte die Häuptlinge, sich zu vereinigen, an einem bestimmten Tage zu erheben und alle Weißen niederzumetzeln. Der 13. August 1680 war hierzu festgesetzt. So schlau war der unerschrockene Häuptling, daß er nicht erlaubte, daß auch nur eine einzige Frau um das Geheimniß wußte. Jedoch seine Absicht wurde in einem großen Maßstabe durch die Verrätherei zweier Häuptlinge vereitelt, welche die Verschwörung dem General-Capitain entdeckten. An dem festgesetzten Tage begann das Werk des Todes. Diener standen gegen ihre Herren auf; Sklaven warfen ihre Bürde nieder und stürzten wüthend aus den Minen. Kirchen wurden heruntergerissen; Priester und Nonnen am Altar gemordet; Greise, Frauen und Kinder, Nichts wurde von den Wüthenden geschont. Gouverneur Otermin hatte die Einwohner aufgefordert, sich schleunigst mit ihm in Isleta zu vereinigen; sie wurden jedoch auf dem Wege von Indianern angefallen und niedergemetzelt. Fünfhundert Pueblos belagerten die Hauptstadt. Sie schlugen ihr Lager in den verlassenen Vorstädten auf und überließen den Einwohnern die Wahl, entweder niedergemetzelt zu werden, oder die Provinz sofort zu verlassen. Der Gouverneur bot ihnen unbedingte Gnade für alle Verbrechen an, wenn sie zu ihrer Pflicht zurückkehren würden; sie lachten jedoch über seinen Vorschlag und die Belagerung begann. Eine große Schlacht wurde geschlagen, welche den ganzen Tag währte und mit

schwerem Verluste auf beiden Seiten endete. In der darauf folgenden Nacht, zeigten sich Schwärme von Indianern, die herbeieilten, um ihren Kameraden zu helfen. Die entmuthigten Spanier zogen sich wieder hinter ihre Werke zurück. Eine andere 9 Tage lange Belagerung folgte, der Fluß wurde abgedämmt und in einen andern Canal geleitet; die Pferde der Spanier fielen eins nach dem andern vor Durst um. In dieser äußersten Noth machte Otermin einen verzweifelten Ausfall, schlug einen Theil der Belagernden zurück und verschaffte sich etwas Wasser und Lebensmittel. Aber diese Hülfe war nur von kurzer Dauer; die Indianer vermehrten sich fortwährend und der Gouverneur beschloß endlich, die Stadt zu übergeben. Am 21. August verließ die kleine Garnison das Fort zu Fuß mit schwerer Bürde beladen und noch mit einer Anzahl Verwundeter auf Mauleseln belästigt. Sie wurden nicht verfolgt, doch da alle Lebensmittel entfernt waren, so mußten sie bald Hunger leiden. Nach einigen Tagen machte Otermin Halt und sandte zu dem Untergouverneur um Hülfe. Einige Wagen und ein Vorrath von Lebensmitteln wurde ihm gesandt; die kleine Abtheilung ging sofort weiter, bis sie am Paso del Norte ankam und hier eine Stadt gründete, die noch jetzt diesen Namen führt.

Im folgenden Jahre wurde Otermin seines Amtes entlassen und Don Diego Zapata nahm dessen Stelle ein. Die Indianer waren im Besitze des Landes und dieser Offizier begann das Werk der Wieder-Eroberung. Es war ein schwieriges Unternehmen und währte 10 Jahre. Ein Pueblo-Dorf, Zia mit Namen, hielt eine hartnäckige Belagerung unter Don Pedro Cruzate aus. Zuletzt wurde es mit Sturm genommen. Sechshundert Indianer wurden niedergemetzelt und eine große Anzahl als Gefangene in die Minen abgeführt. Unter den letztgenannten war ein großer Krieger, Namens



Gefangennahme Ojeda's.

Ojeda. Er hatte heldenmüthig gekämpft und man befragte ihn hinsichtlich der Insurrection als man ihn gefangen nahm. Er sprach sehr gut spanisch und gab viele Details, die Rache betreffend, welche seine Landsleute an ihren Feinden genommen hatten. Die Priester waren der vorzüglichste Gegenstand ihrer Wuth gewesen. Der Pfaffe von Zia war aus seinem Bette gezogen, entkleidet, auf ein Schwein gebunden und so durch das Dorf gepeitscht worden. Er wurde dann aufrecht gestellt, und einer seiner Peiniger bestieg nach dem andern seinen Rücken, während andere ihn mißhandelten, bis er ihren Schlägen unterlag.

Die zweite Unterjochung der Indianer wurde durch ihre eigenen innern Zwistigkeiten beschleunigt, wodurch mitunter ganze Dörfer zerstört wurden. Im Jahre 1700 war aller Widerstand unterdrückt und die Indianer wiederum ihren Siegern unterthan, obgleich ihre Lage sehr gelindert war.





Sonderbare Grille eines Creek-Indianers.

Es ist nicht oft, daß man einen Indianer bewegen kann, seinen Stamm und sein Land zu verlassen; viel schwieriger noch ist es, ihn zu überreden, sich der Gesellschaft der Weißen anzuschließen und sich ihre Sitten und Gewohnheiten anzueignen. Dieser innige Patriotismus und Eifersucht auf National-Würde scheint allen wilden Stämmen inne zu wohnen; und obgleich es sonderbar erscheinen mag, so ist es nichts desto weniger eine anerkannte Sache, daß es schwerer ist, einen Lappländer, Tartaren oder Indianer von den schneeigen Wänden des Hekla zu entwöhnen, als einen Europäer zu überreden, Jäger im westlichen Amerika zu werden. Nehme man alle Beispiele, die die Geschichte aufweist, in welchen Indianer theilweise civilisirt sind (ausgenommen den Einfluß, den die Religion auf sie gehabt) nur wenige waren ohne den Wunsch, zu ihrer alten Lebensweise zurückzukehren; auf der andern

Seite weist jedoch der Weiße, welcher lange mit den Indianern gelebt hat, jede Ueberredung zurück, welche seine Freunde und Verwandte machen, zu ihnen zurückzukehren. Das folgende jedoch ist ein Beispiel, wo ein Indianer mit seiner Lage unzufrieden war und Abhülfe suchte, indem er sich mit den Weißen vereinigte.

Im Jahre 1831 näherte sich eine kleine Truppe amerikanischer Händler einem Dorfe der Creek-Indianer an dem Nordzweige des Flusses Canadian. Bald nachdem sie sich gelagert hatten, kam ein Indianer zu ihnen und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß er sich mit ihnen zu vereinigen wünschte. Den Kaufleuten kamen seine Absichten verdächtig vor, aber als er ihnen versicherte, daß er sich ihrer Gesellschaft anschließen wolle und daß er beschlossen habe, nicht in das Dorf zurückzukehren, nahmen sie ihn auf. Am nächsten Morgen erhielten sie etwas Licht über diese misterieuse Angelegenheit. Er hatte sich mit seinem Weibe entzweit und sie kam jetzt in das Lager, weinend und heulend, ihr eigenes boshaftes Betragen anklagend und ihren Mann um Vergebung anflehend. Sein Herz gab nicht nach; ein paar Thränen konnten die lange Reihe von Beleidigungen, Zänkereien und Kränkungen nicht auslöschen, die Jahre lang seinen Charakter erniedrigt und mit zu rauher Hand die früheren Träume einstiger Glückseligkeit so empfindlich zerstört hatten. Seine trostlose Gattin kehrte zu Hause zurück und der Indianer reiste mit den Weißen ab. Er bewies sich als ein treuer, schätzbarer Gefährte und er wurde bald ein Liebling der Amerikaner. Als sie Santa Fe erreichten, ging er zu einer Compagnie Freiwilliger unter James Kirker und half mehr als einmal in den Scharmützeln gegen die Shawnee- und Delaware-Indianer. Er blieb immer ein treuer Freund der Weißen, und in Gewohnheiten und Handlungsweise wirklich civilisirt.



Einbruch der Camanches in Chihuahua.

Es ist eine Gewohnheit unter den Indianern, ihre Gefangenen, seien es Männer oder Weiber, zu naturalisiren und zwar in einem größeren Maßstabe, als wir gewöhnlich glauben, und vorzüglich zwingt man rücksichtslos die weiblichen Gefangenen, das Weib eines tapfern Kriegers zu werden. Die Gefühle einer tugendhaften Frau oder einer Mutter, welche diesem Gesetze unterworfen werden, kann man sich wohl vorstellen; jedoch wenn sie einmal dem Stamme so einverleibt ist, nimmt es uns kein Wunder, daß sie nicht Willens ist, in das civilisirte Leben zurückzukehren.

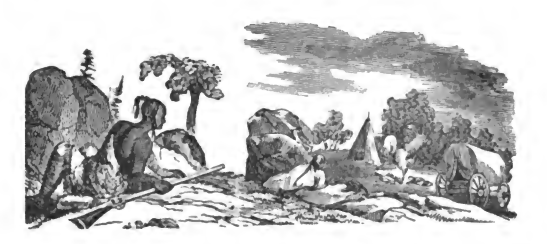
Im Jahre 1805 wurde der Bericht eines solchen Beispiels von Dr. Sibley an das Kriegs-Departement eingesandt. Vor zwei Jahren machten die wilden Camanches einen Einfall in das Gebiet von Chihuahua. Während alles in tiefen Schlaf versunken war, gelang es ihnen, in das Haus des General-Gouverneurs zu bringen und seine Tochter mit sich fortzuführen. Der unglückliche Vater erfuhr später, wohin sie geführt worden war und gab einem Händler, welcher die Caman-

ches-Nation besuchte, ein Lösegeld von 1000 Dollar mit, um sie loszukaufen. Die Häuptlinge waren augenblicklich dazu bereit; doch das unglückliche Mädchen verweigerte es. Mit bittern Thränen ließ sie ihrem Vater melden, daß ihr Gesicht tatowirt sei; sie wäre die Frau eines Kriegers und, daß sie die fühllose Verspottung nicht ertragen könne, die sie, sobald diese Umstände bekannt sein würden, zu erwarten hätte.

Zahlreiche ähnliche Beispiele findet man in den Erzählungen der Händler, Jäger und Abenteuer des Westens. Im Jahre 1832 fand ein Santa Fe Händler einen 12 Jahre alten Knaben unter einer Abtheilung Camanches-Indianer. Er war ein Mexikaner, bei Parral gefangen genommen und vier Jahre lang ihr Gefangener gewesen. Er war munter und heiter und sprach seine Muttersprache noch ganz geläufig, zeigte jedoch keine Lust, zurückzukehren. Derselbe Händler fragte ein halbes Dutzend andere Gefangene und nur einer von ihnen sehnte sich nach seiner Heimath zurück.



Ein Camanche-Krieger.



Nächtlicher Ueberfall der Pawnees.

Die Begebenheit, die wir jetzt erzählen wollen, ereignete sich am 10. März 1840. Unter den Händen eines guten Novellisten würde diese Skizze Stoff zu einer höchst interessanten Erzählung liefern.

Eine Jäger-Abtheilung hatte auf einer großen Prairie ihr Lager aufgeschlagen, vor sich einen tiefen Abgrund habend, der, wie sie glaubten, sie gegen die Angriffe eines Feindes von jener Seite schützen würde. Die Nacht war feucht und kalt und sehr dunkel; ein tüchtiges Feuer war bald angezündet, um welches die Wachen in regelmäßiger Entfernung saßen, die langsam dahinschleichenden Stunden mit Erzählungen von ihrer Heimath verkürzend. Diese gemüthliche Unterhaltung wurde durch ein plötzliches Büchsenfeuer unterbrochen, und ein Schauer von Kugeln pfiff um die Köpfe der Wachen, dem das Kriegsgeschrei der Pawnee folgte, die Reisenden nicht länger im Dunkeln lassend, von wannen dieser unerwartete Angriff kam. Die Feindseligkeiten wurden jedoch auf kurze Zeit durch einen lächerlichen Zufall eingestellt. Unter den Reisenden befand sich ein befreundeter Camanche; er konnte es nicht aus dem Sinne bringen, daß die Angreifenden von seiner eigenen Nation seien; und wünschend, das gegenseitige Beste zu

fördern und von der Ueberzeugung seiner eigenen Rednertalente tief durchdrungen, beschloß er die Sache in Ordnung zu bringen. Er bestieg eine passende Anhöhe und fing eine lärmende Rede an, in seinem eigenen Camanche-Dialekte sprechend. Dieser Theil der nächtlichen Scene, wo nämlich beide Parteien einer Rede zuhörten, welche keiner verstand, und wo sich die Gefahr um ihn herum in demselben Grade vergrößerte, je heftiger er in seiner Rede fortfuhr, und hunderte von wilden Indianern nur dadurch abgehalten wurden, ihn zu durchbohren, weil sie nicht verstanden, was er sagte — bildete einen jener wenigen Umstände im Kriege, die nicht ernstlich sind. Der Schluß seiner Rede war noch lächerlicher. Durch einige nicht mißzudeutende Zeichen sah der Redner, daß die Versammlung, an die er sich wandte, nicht aus Camanches bestand, und entrüstet, daß sein Talent vergebens verschwendet worden, ergriff er plötzlich seine Büchse und feuerte. Dies war das Signal zum Kampfe. Die Indianer hatten sich in großer Anzahl in der Kluft postirt, von wo sie ein immerwährendes Feuern unterhielten. Die Reisenden zogen sich hinter ihre Wägen zurück, aber die Dunkelheit der Nacht hinderte sie, auf ihren Feind zu zielen und sie konnten sich nur nach dem Feuer ihrer Büchsen richten, oder auf gut Glück schießen. Die Indianer machten ein beständiges, starkes Geschrei, um die Pferde und Maulesel auseinander zu treiben, was ihnen jedoch nicht gelang. Während der Zeit waren die Reisenden bemüht, ihre Position hinter den Wägen inne zu behalten und das Leben ihrer Zugthiere zu retten. Um Letzteres zu erreichen, wurden einige kühne Streiche ausgeführt.

Ein Mexikaner, Namens Antonio Chaves, lief aus dem Lager hinaus, holte ein sehr werthvolles Pferd, welches dort angebunden war, und brachte dasselbe unter einem Kugelregen

glücklich in das Lager. Der Angriff dauerte beinahe drei Stunden; glücklicher Weise hatten die Indianer zu hoch gezielt, so daß nur zwei Weiße verwundet wurden. Ein Pferd lief davon, und ein Maulesel war schwer verwundet. Vor Tagesanbruch zogen sich die Indianer zurück; ein tiefer frisch gefallener Schnee verhinderte die Reisenden, den Verlust ihres Feindes zu erfahren und seiner Fährte zu folgen.

Die Pawnee-Indianer scheinen einen unauslöschlichen Haß gegen die Amerikaner zu haben. Im October 1847 griff eine Partie Indianer einen amerikanischen Train unter Herrn Wetherill an. Mit 19 Mann überschritt er den Arkansas-Fluß in der Nacht. Ein Gefecht erfolgte, worin die Pawnees mit Verlust zurückgeschlagen wurden. In der folgenden Nacht erneuerten sie ihren Angriff; ein Amerikaner wurde am Arme und ein anderer am Beine verwundet. Ein wohlgerichtetes Feuer trieb sie jedoch wiederum zurück.





Lieutenant Carson.

Carson's Abenteuer mit den Indianern.

Christopher Carson, gewöhnlich „Kit Carson" genannt, ist einer der bemerkenswerthen Charaktere, welcher im letzten mexicanischen Kriege sich hervorragend gezeigt hat. Im Alter von fünfzehn Jahren wurde er ein Händler und seit jener Zeit bis jetzt hat er sein Leben in einer ununterbrochenen Reihe von wilden, gefährlichen und kühnen Abenteuern zugebracht. Als Jäger ist er unübertroffen, was Geschicklichkeit und Erfolg anbetrifft. Durch sein zahlreiches Zusammentreffen mit den Indianern, hat er sich einen Namen erworben, welcher der Schrecken jeder feindlichen Rothhaut und der Neid eines jeden Jägers geworden ist.

Sein Schuß fehlte selten und Niemand konnte durch die Steppen einer Missouri-Wildniß eine Reisegesellschaft so wohl geleiten, wie er. Wegen seines Scharfsinnes und seiner Unerschrockenheit in jeglichem Ereignisse, wurde er gewöhnlich als Anführer gewählt, wo es galt Unternehmungen, von ungewöhnlicher Gefahr begleitet, und Angriffe auf Indianer auszuführen. Bei einer Gelegenheit folgte er der Spur von 60 Crows mit nur 12 Mann, schnitt die Pferde los, welche sie von den Weißen gestohlen hatten und welche sie nur 10 Fuß von dem hölzernen Forte, wo die Indianer ihr Quartier aufgeschlagen, angebunden hatten; er zog sich dann sicher zurück. Am kühnsten zeigte er sich bei einem Angriffe, den die Tlamuth-Indianer auf eine kleine Partie Amerikaner unter Oberst Fremont machten, welcher, seit Kurzem auf einer Untersuchungs-Expedition begriffen, in New Mexico angekommen war. Es war dies im Mai 1846. Der Bericht dieses Angriffes kann nicht besser als in Carson's eigenen Worten wiedergegeben werden:

„Herr Gillespie hatte dem Obersten Briefe von seiner Heimath gebracht — die Ersten, welche er in den Jahren, seit er die Heimath verlassen, erhalten hatte — und er saß bei einem großen Feuer bis nach Mitternacht auf; wir übrigen waren sehr müde und legten uns nieder. Dieses war die einzige Nacht auf allen unsern Reisen, die Nacht, welche wir auf der Insel im Salzsee zubrachten, ausgenommen, daß wir unterließen, Wache zu halten; und da die Leute müde waren und wir keinen Angriff befürchteten, obgleich wir sechzehn Mann stark waren, mochte der Oberst es nicht von ihnen verlangen. Owens und ich schliefen zusammen und wir Beide wurden zu gleicher Zeit durch die Schläge der Axt erweckt, welche unsere Leute tödtete. Zuerst wußte ich nicht, was es zu bedeuten hatte; ich rief Basil zu, welcher auf jener Seite schlief: „Was

geht dort drüben vor? — Weßhalb macht ihr solch' einen Lärm?" Es erfolgte keine Antwort; der arme Kerl war schon todt und er wußte nicht einmal, wer ihn getödtet; sein Kopf wurde ihm im Schlafe gespalten. Der Andere stöhnte noch ein wenig, ehe er starb. Die Delawares, deren wir vier bei uns hatten, schliefen nahe dem Feuer; sie sprangen im Augenblicke auf, als wir angegriffen wurden. Einer von ihnen ergriff eine ungeladene Flinte, und obgleich er nicht viel Schaden damit anrichten konnte, so diente sie ihm doch als Waffe, um den Feind in gehöriger Entfernung zu halten. Er focht wie ein alter Veteran und hielt sich, bis sein Körper ganz von Pfeilen gespickt war; drei hatten sein Herz getroffen. Er starb wie ein Held. So wie ich geschrieen hatte, bemerkte ich, daß Indianer in's Lager gedrungen waren. und Owens und ich riefen es unsern Kameraden zu. Es wurden keine Befehle gegeben; die Ereignisse folgten zu schnell und der Oberst hatte Leute um sich, die man nicht zu ihrer Pflicht zu ermahnen brauchte. Der Oberst und ich, Marwell, Godey, Owens und Stepp stellten uns zusammen und eilten zur Hülfe unserer Delawares. Ich weiß nicht, wer feuerte und wer nicht, aber ich glaube, daß Stepp's Schuß den Tlamuth-Häuptling tödtete, denn derselbe fiel beim Knall seiner Büchse. Er hatte ein englisches Halbbeil mit einem Band um seine Hand geschlungen und sein Köcher zählte 40 Pfeile — die schönsten kriegerischen Pfeile, welche ich je gesehen. Seiner Bewaffnung und Kopfbekleidung nach, mußte er der tapferste von Allen gewesen sein. Als die Tlamuth's ihn fallen sahen, liefen sie fort; doch wir lagen bis Tages-Anbruch mit unsern Büchsen schußfertig, jeden Augenblick einen andern Angriff gewärtigend.

Am Morgen fanden wir, daß zwischen 15 und 20 Tlamuth's uns angegriffen hatten. Sie hatten drei unserer Leute ge-

tödtet und einen Delaware verwundet, indem er den gefallenen Häuptling scalpirte. Unsere Todten führten wir auf Maulefeln fort; doch nach einem Marsche von 10 Meilen fanden wir es unmöglich, sie durch den dichten Wald weiter fortzubringen und da wir einen stillen entlegenen Platz fanden, begruben wir sie unter Baumstämmen, keine Zeit habend, ein Grab zu graben. Es war nur wenige Tage vor diesem Gefechte, daß dieselben Indianer in unser Lager kamen und, obgleich wir kaum Fleisch für zwei Tage hatten, und überzeugt waren, daß wir für die nächsten 10 oder 15 Tage Maulesel-Fleisch essen mußten, so theilte dennoch der Oberst mit ihnen, und ließ außerdem noch einen Maulesel abladen, um sie mit Taback und Messern zu beschenken."

Zwei Tage nach dem obigen Scharmützel stieß Fremont's Abtheilung plötzlich auf ein großes Tlamuth-Dorf, welches mehr als 100 Krieger enthielt. Carson war mit 10 Mann voraus. Die Indianer wollten Widerstand leisten, doch er griff sie furchtlos an, tödtete einige ihrer Krieger und verbrannte ihre Fischerboote. „Die Frauen und Kinder," bemerkte Carson, „ließen wir ruhig gehen." Eine zweite Schlacht wurde am selben Tage gefochten, im Verlauf derselben stürzte ein Häuptling mit Pfeil und Bogen auf Carson zu. Carson legte seine Büchse an, doch sie versagte und im nächsten Augenblicke würde ein Pfeil seine Brust durchbohrt haben, hätte nicht Oberst Fremont, die Gefahr bemerkend, sein Pferd gegen den Indianer angesprengt und ihn niedergestürzt.

„Der Oberst und Sacramento haben mich gerettet," bemerkte Carson in guter Laune. Sacramento war der Name von Fremont's Pferd.

Die folgende Notiz über Carson finden wir in Ruxton's „Leben im Westen," durch Harper und Brother in New York von der Londoner Ausgabe abgedruckt.

Kit Carson, das Muster der Jäger des Westens,* ist nur von kleiner Statur und schlank gebaut, doch mit Muskeln von Stahl begabt; seine Gesichtsfarbe ist weiß und seine Züge sind ruhig und intelligent.

Wenn man Kit ansieht, sollte man nicht glauben, daß das gutmüthig aussehende Wesen ein eingefleischter Teufel in einem Gefechte mit den Indianern ist, und mehr Haar gezogen hat ** von den Köpfen der Rothhäute, als irgend zwei andere Jäger im Westen; und noch keine Furche ist auf seinem glatt rasirten Gesichte zu sehen, obgleich 30 Winter darüber hinweggegangen sind. Kein Name ist jedoch vom Yellow Stone bis zu den Spanish Peaks, vom Missouri bis zu dem Columbia-Flusse besser bekannt, als der von Kit Carson. In Boonlick-County, im Staate Missouri erzogen, ist er ein Ruhm für die Gegend, in der er das Licht der Welt erblickte.

---

* Seit der Zeit, von welcher wir sprechen, hat Kit Carson sich als Führer verschiedener Untersuchungs-Expeditionen der Vereinigten Staaten unter Fremont über die Felsen-Gebirge und alle Theile Oregon's und Californiens berühmt gemacht, und als Anerkennung für diese Dienste hat der Präsident dem tapfern Jäger ein Geschenk mit einem Lieutenants-Patent in einem neu errichteten Scharfschützen-Regimente unter dem Commando seines alten Führers, Oberst Fremont, gemacht.

** Haar zu ziehen ist der Ausdruck, welchen die westlichen Jäger für scalpiren gebrauchen.



Schlacht amerikanischer Freiwilliger mit Indianern.

Am 29. Mai 1847 wurde Major Edmonson mit 175 Mann von 400 Mexicanern und Apache-Indianern am rothen Flusse angegriffen. Die Amerikaner hatten mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, ihre Pferde über einen tiefen Sumpf zu führen, wo sie bis an den Leib hineinsanken. In dieser kritischen Lage hatten sie gegen einen Schwarm Wilder beinahe zwei Stunden lang zu kämpfen, welche Verderben in ihre Reihen sandten, während die Amerikaner bemüht waren, ihre Pferde zum Angriff zusammen zu bringen.

Sie waren hierin jedoch nicht erfolgreich und, um einen gänzlichen Verlust ihrer Pferde zu verhüten, befahl der Major einen Rückzug. In der Zwischenzeit postirte sich Lieutenant Elliott mit 27 Plänklern gerade vor die Indianer und durch ein kühnes, mit Tapferkeit ausgeführtes Manoeuver, gelang es ihm, den Rückzug der Hauptpartie zu decken. Die Pferde waren alle entweder getödtet oder genommen.

Ein noch hartnäckigeres Gefecht ereignete sich unter Lieutenant Love mit einer großen Truppe Mexicaner und Camanches nahe dem Pawnee-Fluß. Die Einzelheiten dieser Affaire sind von einem Offiziere, welcher die Beschwerden des Kampfes theilte, so getreu geschildert, daß wir seine eignen Worte wiedergeben wollen. Die Schlacht ereignete sich am 26. Juni 1847. Am 23. kamen wir bei dem Pawnee-Fluß an, wo wir mit zwei Gouvernements-Trains zusammenstießen, welche für Santa Fe bestimmt waren; und wir erfuhren von ihnen, daß sie am vorhergehenden Tage von einer Horde Indianer angegriffen wurden, gerade als sie ihr Zugvieh zum Grasen ausgespannt hatten. Drei Leute wurden verwundet und Einer von diesen sehr gefährlich. Es gelang den Wilden, den Händlern und dem zurückkehrenden Gouvernements-Train ungefähr 70 Gespann Ochsen wegzutreiben und 20 Wagen, mit Provisionen und anderen Waaren beladen, waren dadurch ohne Mittel zur Weiterbeförderung gelassen. Die Wagen und Waaren hatten die Amerikaner verbrannt, um wenigstens zu verhindern, daß sie nicht in die Hände der Indianer fielen. Am nächsten Tage gingen wir den Fluß weiter hinauf und am 25. Mai schlugen wir an diesem Platze unser Lager auf. Ich hatte die Wache unter meinem Befehle und die Nacht verging ohne den geringsten Alarm, was uns jedoch nicht verhinderte, alle Wachsamkeit und Vorsicht anzuwenden. Am 26. Morgens unmittelbar nach der Reveille, trieben die

Leute von Hayden's Train, welcher sich ungefahr 500 Yard westlich von dem Wachzelte gelagert hatte, ihre Ochsen zum Grasen aus. Kaum waren die Thiere alle frei, als eine große Truppe Camanches und Mexicaner aus einer Kluft, Coon-Creek genannt, ungefähr 200 Yard's westlich von uns, hervorstürzten und die Treiber und Fuhrleute angriffen. Sie verwundeten drei unserer Leute und trieben 130 Joch Ochsen, dem Gouvernement gehörend, und 30 Gespann, das Eigenthum eines den Train begleitenden Händlers, fort. Ein Indianer, der sich besonders hervorgethan hatte, kam innerhalb Schußweite. Ich legte an und tödtete das Pferd unter ihm und so weit wir uns überzeugen konnten, war auch er verwundet; er versteckte sich jedoch hinter einen andern Indianer und wir verloren ihn aus dem Gesichte.

Während dieser Zeit war das ganze Lager unter Waffen und 18 oder 19 Dragoner unter meinem Commando wurden beordert, das Vieh wiederzunehmen. Als wir innerhalb 150 Yard vor den Feind gekommen waren, machte ich Halt und formirte eine ausgedehnte Linie, beabsichtigend, mich mit einer Abtheilung Fuhrleute, welche zu Fuße ausgerückt war, in Verbindung zu setzen; wir griffen darauf die Indianer an und zwangen sie, sich zurückzuziehen. Als sie zurückwichen, setzte eine Abtheilung gut berittener Indianer zwischen mir und dem Lager zu meiner Linken über den Fluß und griff uns mit großem Muth im Rücken an, dadurch unsere Vereinigung verhindernd und uns gleichzeitig zwingend, uns durchzuhauen. Ich wurde zu derselben Zeit verwundet und von mehreren Indianern angegriffen. Ich ließ jedoch meinen Säbel noch Blut trinken, tödtete einen und verwundete einen andern meiner Angreifer. Jeder Einzelne in meinem kleinen Commando focht männlich und tapfer; fünf meiner armen Kerle wurden getödtet; sie vertheidigten sich bis zum letzten Augenblicke und

verkauften ihr Leben theuer. Sechs wurden verwundet, — und vier von diesen, mich inbegriffen, gefährlich.

Die Getödteten waren: Arlidge, Deckhart, Short, Gaskill und Blake. Die Verwundeten: ich selber, Vancaster, Lovelace und Ward — schwer verwundet, Burk und Wilson nur unbedeutend. Den bedeutenden Verlust schrieb ich hauptsächlich den Umständen zu, daß unsere Pferde neu im Dienste und nicht wohl einexercirt waren, und daß die Indianer uns von hinten angriffen. Der Feind trieb das Vieh fort, scalpirte drei unserer Leute und nahm die Pferde, Munition, Waffen und Kleider der Gefallenen. Die Indianer zählten im Ganzen ungefähr fünfhundert Mann. Ich mache keinen Commentar hinzu, sondern gebe nur die Thatsachen, wie sie sich ereigneten. Die Indianer waren alle mit 12 bis 15 Fuß langen Lanzen und mit Pfeilen und Bogen bewaffnet. Viele von ihnen hatten Büchsen und Musketen; gleichfalls waren mehrere Weiße unter ihnen. Meine Leute sowohl als ich, sahen sie ganz deutlich. Die Luft war von den dahin schwirrenden Kugeln, Pfeilen und Lanzen wirklich so verdunkelt, als ob ein großer Schwarm Vögel über uns schwebe. Zwölf oder fünfzehn der Feinde fielen, vielleicht noch mehr; dieses ist jedoch schwer zu bestimmen, da die Indianer ihre Todten mit sich fortführten. Vier ihrer Pferde blieben todt auf dem Platze. Seitdem blieben wir hier, blos unsere Stellung verändernd, um nicht müßig zu sein. Morgen, glaube ich, werden wir unseren Weg weiter verfolgen und es sind Einrichtungen getroffen worden, alle Trains, zwar mit etwas weniger Gespann, mit uns zu nehmen. Die Indianer haben dieses Jahr bis jetzt noch jeden Train angegriffen und haben es sich zum Vorsatz gemacht, bei jeder Expedition, die nachfolgen wird, ihr Glück zu versuchen. Diese Camanches, Pawnees und Arrapahoes verdienen eine derbe Züchtigung, welche sie später

ruhig machen würde, und ich bin überzeugt, daß sie dieselbe eines Tages erhalten werden.

Lieutenant Love war in einer höchst unangenehmen Lage. Nie, glaube ich, hat ein Mann in einem Tage mehr als er gelitten. Hier waren 12 Wagen, jeder mit sechs Maulthieren bespannt und mit Provisionen und Geld beladen, die er nicht verlassen durfte, da eine bedeutende Anzahl Indianer das Lager umstellt hatte und es angegriffen haben würde, wenn er dasselbe mit einer größern Macht verlassen hätte; und auf der andern Seite sah er beständig unsere schreckliche Lage vor Augen und konnte uns doch keine Hülfe und Unterstützung gewähren. Ich bin überzeugt, daß er vorsichtig und klug gehandelt hat; denn es ist immer seit Beginn unseres Marsches sein besonderes Augenmerk gewesen, alle mögliche Vorsicht, die ein erfahrner Offizier nur gebrauchen kann, anzuwenden, um Menschen und Thiere zu schonen.

Dies ist der Charakter der indianischen Ueberfälle auf dem Wege nach New Meriko. Diese Gewaltthätigkeiten beschränken sich jedoch nur auf die Camanches, einem kleinen Theile Arrapahoes und der Horde der Pawnees südlich vom Platte-Flusse. Diesen Angriffen Einhalt zu thun und sie zu unterdrücken, ergriff die Regierung kräftige Maßregeln, indem sie eine hinlängliche Macht unter Oberst Gilpin, der sich unter Doniphan in Chihuahua ausgezeichnet hatte, nach dem Kriegsschauplatze absandte.



Leiden des Mr. Rogers.

Indianische Grausamkeit gegen einen Gefangenen.

Am 18. März 1690 wurde die Stadt Berwick im Staate Maine, von einer Anzahl Franzosen und Indianer unter dem Commando von Hertel de Rouville und Whoop Hood, eines Indianer-Häuptlings, angegriffen. Nachdem sie 30 der Einwohner getödtet und 50 zu Gefangenen gemacht hatten, zogen sie sich schleunigst zurück, und obgleich von einer starken Truppe Engländer verfolgt, gelang es ihnen zu entschlüpfen. Einer ihrer Gefangenen, Namens Rogers konnte nicht mit ihnen Schritt halten und während er zurückblieb, eine schwere Bürde schleppend, warf er sie von seinen Schultern und versuchte zu entfliehen. Nachdem er eine Zeit lang gelaufen, verbarg er sich in einem hohlen Baume, jedoch die Wilden folgten seiner Spur und entdeckten ihn. Sie beraubten ihn seiner Kleidung, mißhandelten und zwangen ihn, die Reise bis zum Abend weiter fortzusetzen. Sie machten Halt und schlugen ihr Lager auf, banden seine Hände auf dem Rücken zusammen, befestigten ihn dann an einen Pfahl und tanzten und heulten um ihn herum.

Sie zündeten darauf ein großes Feuer ganz nahe dem Unglücklichen an und mit wahrer teuflischer Bosheit forderten sie ihn auf, von seinen Freunden Abschied zu nehmen, bemerkend, daß sie ihm zum Beten einige Augenblicke Zeit gönnen wollten. Nach und nach rückten sie das Feuer dem unglücklichen Gefangenen näher, so daß sie ihn bei lebendigem Leibe rösteten. Als der Schmerz ihn fast ganz überwältigt hatte, zogen sie die Kohlen zurück und vermehrten so sein Elend und seine Leiden noch dadurch, daß sie die Qualen verlängerten und noch neue hinzufügten. Zuweilen schnitten sie Streifen Fleisch von seinem dahinsterbenden Körper, verlachten seine

Todesqualen und beantworteten sein Gestöhn mit Spott und Hohn.

Die andern Gefangenen hatten sie außerhalb des Feuers gestellt, so daß sie Zeugen des Todes ihres Kameraden sein mußten. Als der Arme den schrecklichen Qualen erlegen, setzten sie ihn auf Kohlen, damit späterhin sein Anblick auch seinen Freunden zur Marter würde.



Ein tatowirter Indianer.



Mandanische Medizin-Loge.

Merkwürdiges Beispiel von indianischem Patriotismus.

Die Indianer sind der außerordentlichsten Aufopferung unter dem Einflusse von Aberglauben oder Patriotismus fähig. Herr Catlin, in seinem interessanten Berichte über die Indianer, erzählt uns Vieles über die sonderbaren Ceremonien der Mandans in ihrer Medizin-Loge, wo sie vier Tage mit einer Reihe von Selbstmartern und Verstümmelungen zubrachten, die zu schrecklich sind, um sie wieder zu erzählen und alles dieses thaten sie nur, um ihren sonderbaren religiös-abergläubischen Lehren Gehorsam zu zeigen.

Die andern Stämme zeigen uns nicht weniger bemerkenswerthe Beispiele von Selbst-Aufopferung aus Patriotismus. Jeder Indianer ist stolz auf die Verbindung mit seinem Stamme, eifersüchtig auf seine Ehre und unbesiegbar, wenn er sie vertheidigt. — Ein überraschendes Beispiel ereignete sich in Warren-County, Illinois, welches den Leser an eine ähnliche Begebenheit unter Edward des Dritten Belagerung von Calais erinnern wird. Vier Indianer von dem Sac-Stamme hatten einige Weiße ermordet und das Kriegs-De-

partement befahl dem Agenten der Vereinigten Staaten, die Auslieferung der Mörder zu verlangen. Keokuck, der indianische Häuptling, erwiederte, daß sie außer dem Bereich seiner Macht wären, daß er sich doch mit seinem Stamme über die zu ergreifenden Maßregeln berathen wolle. Er berief alle Häuptlinge zusammen und stellte ihnen die Umstände dar, bemerkte aber zugleich, daß er befürchte, der große Vater würde eine Armee senden, um den Tod seiner Kinder zu rächen. Vier junge Leute traten darauf hervor und erboten sich, dem Agenten als die bewußten Verbrecher übergeben zu werden. Keokuck brachte sie selbst zu dem Agenten, welcher sie sofort bis zu ihrem Verhör ins Gefängniß werfen ließ.

Als der Gerichtshof seine Sitzung eröffnet hatte, erschien Keokuck als Zeuge für die Kläger. Er sagte vor der Grand-Jury aus, daß diese vier jungen Leute nicht die Mörder der Weißen seien, denn jene wären gleich nach verübter That von dem Stamme entflohen; aber er glaube, daß das Gericht zufrieden sein würde, wenn nur irgend vier junge Leute der Gerechtigkeit überliefert würden. Die Gefangenen wurden natürlich augenblicklich frei gegeben.





Indianische Hütten.



Indianische Etiquette.

Die Indianer zeichnen sich wegen ihres gesunden Verstandes hinsichtlich Schicklichkeit und Anstand besonders aus. In einer berathenden Versammlung beobachten sie die strengste Etiquette. Die Redner sprechen zu der Versammlung in gehöriger Reihefolge nach ihrem Range. Kein Redner ist je unterbrochen, überschrieen oder zur Ordnung gerufen, wie es bei civilisirten Nationen geschieht. Dieser Charakterzug der Indianer ist den Weißen in Unterhandlungen mit ihnen von großem Nutzen gewesen. Unsere Agenten und Abgesandten haben dadurch ein ruhiges, geduldiges Gehör in allen ihren Verhandlungen und Verträgen gefunden, und die Missionen, welche zu ihnen gesandt wurden, erlangten achtungsvolle Aufmerksamkeit. Es zeigt sich das vorstehend Gesagte in folgender Anekdote:

Die Geschichte zeigt uns nur wenige Beispiele von größerer Tapferkeit und Seelengröße als sie in dem Charakter von Opechanchanough, einem indianischen Häuptling, enthalten waren. Kühn, listig, einschmeichelnd, in Vorstellungen und Intrigue geschickt, hielt er die virginischen Ansiedler mehrere Jahre lang in einem Zustande fortwährender Furcht; und

mehr als einmal schüchterte er sie mit Drohungen von Zerstörungen ein. Obgleich vom Alter so niedergebeugt, daß er kaum noch fähig war zu gehen, commandirte er selbst, und zwar von einer Bahre herab, auf welcher man ihn trug, den Angriff und Rückzug seiner Krieger in jenem fürchterlichen Gemetzel des Jahres 1641, welches beinahe alle Colonisten vertilgte. Die ungeheuren Strapatzen dieses Feldzuges vollendeten den Ruin seiner Gesundheit. Sein Fleisch schwand dahin, seine Sehnen verloren ihre Elasticität, seine Augenlieder hingen so weit über seine Augen, daß sie das Gesicht total verdunkelten. In diesem verlassenen Zustande, von dem Drucke der Jahre niedergebeugt und durch die Strapatzen des Krieges gänzlich entkräftet, wurde er überrascht und als Gefangener nach Jamestown geführt. Nach einer kurzen Zeit wurde er von dem Soldaten, der ihn bewachte, erschossen.

Bis zum letzten Augenblicke behielt er seinen unerschütterlichen Muth bei, der ihn stets unterstützte in Widerwärtigkeiten und im Glücke, in Krankheit und in seiner Todesstunde aufrecht erhielt. Kurz zuvor, ehe er starb, sagt der Geschichtschreiber, hörte er einen ungewöhnlichen Lärm in seinem Gefängnisse; er ersuchte seinen Wärter, seine Augenlieder aufzuheben und er sah sich von einer Anzahl Personen umgeben, welche hergekommen waren, um die letzten Augenblicke dieses Naturmenschen zu beobachten. Dem sterbenden Häuptlinge gefiel das Eindringen Fremder in sein Gefängniß nicht, und er äußerte sich hierüber in Worten der höchsten Indignation. Es war ein Ausbruch der Leidenschaft; einen Augenblick schien die Natur die Oberhand über die Gewohnheiten seiner Erziehung erlangen zu wollen, und die Darlegung und Wirkung, man muß es bekennen, stimmen vollkommen zu der Größe des Augenblickes. Ohne die Eindringlinge bemerken zu wollen, erhob er sich von der Erde und mit der

Stimme und dem Benehmen eines Commandanten befahl er, daß der Gouverneur augenblicklich gerufen würde. Als der Gouverneur in das Gefängniß trat, erzählte Opechanchanough ihm entrüstet „daß, hätte es sein Glücksstern gewollt, Sir William Berckley gefangen zu nehmen, er würde ihn nicht auf solch eine niederträchtige Weise zur Schau gestellt haben!"

Welche Geistesgröße! Welch unvergleichlicher Heroismus! In einem Alter von 100 Jahren, blind, unfähig aufrecht zu stehen, verwundet und gefangen blieb sein Muth unbeeinträchtigt. Die Hoffnung auf Macht, und der Reiz, ein glänzendes Beispiel zu geben, sind die gewöhnlichen Quellen, aus welchen heroische Handlungen hervorgehen; jedoch es ist nur der wirklich großen Seele eigen, daß sie ihre Unerschrockenheit und Ruhe selbst im Dunkel des Kerkers und in der Todesstunde erhält.

Die Thaten dieses außergewöhnlichen Mannes, in der Blüthe seines Lebens sind uns gänzlich unbekannt. Wir sahen ihn nur für eine kurze Zeit am Rande des Horizonts, jedoch nach den Strahlen zu urtheilen, welche noch in jener Zeit seines Ruhmes leuchteten, können wir uns leicht eine Vorstellung von dem machen, was sein Leben in seiner Glanzperiode gewesen sein muß.

Zusammentreffen mit zwei Indianern.

Im Jahre 1779 wurde ein gewisser Herr Morgan von Rickets-Fort im westlichen Virginien von zwei Indianern im Walde überrascht, welche sich sofort zu seiner Verfolgung anschickten. Morgan war ältlich und hatte schon viel von seiner früheren Gelenkigkeit und Kraft eingebüßt; er sah, daß die Indianer ihn bald überholen würden und war deßhalb ge-

zwungen, sich hinter einem Baume zu verbergen. Die Indianer folgten seinem Beispiele, jedoch einer, der seinen Körper blosstellte, wurde von Morgan erschossen; nachdem er zu Boden gesunken, erstach er sich noch. Morgan floh darauf, doch sein ihn verfolgender Feind verringerte den Zwischenraum mit jedem Augenblicke und legte zuletzt seine Büchse auf ihn an und feuerte. Morgan sprang auf die Seite und die Kugel pfiff an ihm vorbei. Die beiden Gegner liefen dann auf einander zu, um sich zu packen. Morgan, indem er seine Büchse zu einem Schlage ausholte, wurde von des Indianers Tomahawk getroffen, welcher ihm einen Finger abschnitt und die Büchse aus seiner Hand schlug. Da Morgan ein tüchtiger, gewandter Ringer war, so griff er seinen Gegner an und warf ihn zu Boden, doch bald wurde er wieder umgeworfen und der Indianer, das gebräuchliche Triumphgeschrei ausstoßend, suchte sein Messer. Der Griff desselben war in einer Frauen-Schürze, welche er sich um den Leib gebunden hatte, verwickelt und dieser unscheinbare Umstand rettete den hülflosen Jäger. Während des Suchens hatte Morgan seines Gegners Finger mit den Zähnen gefaßt und bot alles Mögliche auf, um ihn in dieser Lage zu erhalten. Zu gleicher Zeit versuchte er des Messers habhaft zu werden. Der Indianer fand es zuerst, ergriff es jedoch ganz nahe an der Spitze; Morgan erfaßte den Griff und zog die Schneide durch des Indianers Hand, ihm eine tiefe Wunde beibringend. Beide sprangen auf, Morgan noch immer die Finger seines Feindes mit den Zähnen festhaltend und hatte so den Körper des Indianers im Bereich seiner Waffe. Sein Feind bemühte sich, loszukommen, Morgan jedoch seinen Vortheil wahrnehmend, stieß sein Messer bis an das Heft in die Brust des Indianers. Der tapfere alte Jäger kehrte im Triumph nach dem Forte zurück.



Mr. Morgan's Abenteuer.

Der Prophet der Alleghanies.

Vor ungefähr 50 Jahren war ein Missionär auf der Reise von der Tuscarora-Niederlassung nach den Senecas begriffen. Als er in frommen Betrachtungen vertieft, seine Schritte durch einen Wald lenkte, stürzte ein Indianer aus einem der dunkeln Schlupfwinkel hervor und hemmte des Wanderers Schritt. Sein Haar war schon theilweise durch das Alter gebleicht und die Zeit hatte tiefe Furchen auf seiner Stirne eingegraben; doch sein Auge strahlte noch mit wildem, jugendlichem Feuer und sein Schritt war noch fest und stolz, wie der eines Kriegers in voller Manneskraft.

„Weißer des Oceans, woher kommst Du, und wohin geht Dein Weg?" fragte der Indianer.

„Ich reise," war die demüthige Antwort des Friedensboten, „nach den Wohnungen deiner Brüder, um sie in der Erkenntniß des wahren Gottes zu unterrichten und ihnen den Weg zur Glückseligkeit und zum Frieden anzudeuten."

„Zur Glückseligkeit und zum Frieden?" wiederholte der Häuptling hohnlächelnd, während seine dunkeln Augen vor Entrüstung blitzten. „Siehe den Segen, welcher den Tritten der weißen Eindringlinge folgt. Wohin er seine Schritte lenkt, schwinden die Rothhäute der Wälder dahin, wie der Morgennebel vor den Strahlen der Sonne. Es gab eine Zeit, wo unser Volk frei durch die Wälder streifte und ungestört den Bären, den Bieber und das Rennthier jagte. Von der andern Seite des großen Wassers kamen die weißen Männer mit Donner und Blitz bewaffnet. Im Kriege hetzten sie uns gleich wilden Thieren; im Frieden zerstörten sie uns mit tödtlichen Getränken. Hebe Dich hinweg gefährlicher Mann; möge der große Geist Deine Heimreise begünstigen, aber ich rathe Dir, Dich sofort zu entfernen. Der Häuptling stürzte

sich wieder in das Dunkel der Wälder, doch der gute Missionär, die Drohung des Indianers unberücksichtigt lassend, verfolgte ruhig seinen Weg.

Er predigte Gottes Wort, er lehrte die Wilden den Namen des Heilandes und viele Indianer horchten seinen Worten mit Aufmerksamkeit und glaubten ihm. Nach Verlauf von 18 Monaten wurde ihre Verehrung geläuterter, geregelter und, wie der Missionär hoffte, beständiger.

Doch ach, plötzlich blieb die kleine Kirche, worin der gute Mann seiner Heerde zu predigen und sie zu belehren gewohnt war, unbesucht. Keiner kam hinfort, den reinen Lehren, welche einst ihr Ohr entzückte, zu lauschen, und nur einige wenige Müssiggänger sah man am Sonntag Morgen umherliegen, einen sehnsüchtigen, doch verzagten Blick auf das friedliche, jetzt verlassene Gebäude werfend.

Der Missionär suchte sie auf und erklärte ihnen die Sünde derer, welche einmal zur reinen Erkenntniß gelangt, die Religion des einzigen wahren Gottes verließen. Die armen Indianer schüttelten ihre Köpfe und sagten ihm, daß der große Geist mit ihnen böse sei und einen Propheten gesandt habe, um sie gegen Annahme neuer Lehren zu warnen; sie erzählten ferner, daß er bald in ihrer Mitte erscheinen würde, wo er in einer Versammlung der Alten und Weisen des Stammes die Botschaft kund thun wolle, mit welcher der große Geist ihn beauftragt habe. Der eifrige Missionär, begierig, dem Betrüger, den man „den Propheten der Alleghanies" nannte, und der Niemand anders war als der Bruder des berühmten Tecumseh, von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu treten, bat und erhielt die Erlaubniß, bei der Versammlung zugegen zu sein, in welcher entschieden werden sollte, ob sie der Religion ihrer Väter folgen, oder die neue Lehre der Weisen annehmen sollten.

Das Berathungshaus war nicht groß genug, um eine solche zahlreiche Volksversammlung aufzunehmen und die Zusammenkunft wurde deßhalb in ein Thal, westlich vom Seneca-See verlegt. Dieses Thal ist von hohen, majestätischen Bäumen beschattet; an jeder Seite ist es mit steilen, rauhen Hügeln eingefaßt, während sich ein klarer Fluß zwischen denselben dahinschlängelt. Es war eine Scene, auf die Niemand mit Gleichgültigkeit blicken konnte. Auf einer kleinen lieblichen Ebene, am Ufer des Stromes, im Schatten der weitausgebreiteten Zweige einer alten ehrwürdigen Ulme saßen die Häuptlinge und Weisen des Stammes, umgeben von einem Haufen staunender Wilden, die mit Ungeduld den wahren Gott aus den Händen ihrer Weisen zu verlangen schienen. In der Mitte dieses Kreises saß der alte, gebeugte Missionär, seine Hände auf der Brust gefaltet; sein Haupt war nur von einigen spärlichen, weißen Haaren bedeckt und als er nun seine Hoffnung strahlenden Augen zum Himmel emporrichtete, schien er mit inbrünstigem Gebete den Gott der Wahrheit anzuflehen, sein ewig heiliges Wort durch den Mund seines Dieners zu verkünden und zu vertheidigen.

Mehrere Minuten lang herrschte tiefes Schweigen in dem Thale; nur das Säuseln des Windes in den Blättern und das Murmeln des Baches war vernehmbar. Plötzlich wurde das Gemurmel vieler Stimmen in der Menge hörbar, denn der Prophet der Alleghanies wurde, einen Hügel herabsteigend, sichtbar. Mit raschen Schritten und feurigem Blicke trat er in die Mitte des Kreises und der Missionär erstaunte, in ihm denselben Häuptling zu sehen, welcher ihn vor zwei Jahren in dem Tuscarora-Walde angehalten hatte. Dasselbe Hirschfell hing noch von seinen Schultern herab, dasselbe Schlachtbeil war in seiner Hand und derselbe unruhige, unstete Geist blitzte wie damals aus seinen Augen. Er redete die vor

Schreck starren Wilden an und das Thal erzitterte bei dem Klange seiner ehernen Stimme.

Rothe Männer der Wälder! Hört, was der große Geist seinen Kindern, welche ihn verlassen haben, durch meinen Mund verkündet. Es gab eine Zeit wo unsere Vorväter diese Insel inne hatten.* Ihr Land reichte von dem Aufgange bis zum Niedergange der Sonne. Der große Geist erschuf es für ihren Gebrauch. Er erschuf das Reh und den Büffel zu ihrer Nahrung, auch den Bieber und Bär schuf er, und ihre Felle dienten uns zur Kleidung. Alle diese Gaben bestimmte er für seine rothen Kinder, weil er sie liebte. Doch ein schlimmer Tag kam über uns, die Bleichgesichter kamen über das Wasser und landeten an unserer Insel; ihre Zahl war nur gering; sie fanden Freunde und nicht Feinde. Sie erzählten uns, daß sie ihr Vaterland verlassen, um den Verfolgungen böser Menschen zu entgehen und hierher gekommen wären, um ihre Religion befolgen zu können. Wir fühlten Mitleid mit ihrer Lage und räumten ihnen Wohnsitze ein.

Ihre Anzahl vermehrte sich rasch, sie verlangten mehr Land, sie begehrten unser ganzes Land. Sie wollten uns ihre Religion aufzwingen und uns zu ihren Sklaven machen!

Rothe Männer der Wälder! Habt ihr nicht zuweilen jene melancholisch dumpfen Klänge vernommen, die am Abend und mitunter in der Stille der Nacht durch die tiefen Thäler und an den Gebirgsabhängen dahinschweben? Es sind die Klagen jener Geister, deren Gebeine durch die Pflugschaar der Weißen aus ihrer Ruhestätte geworfen und dem Spiele des Windes und des Wetters überlassen worden sind. Sie mahnen Euch, sie zu rächen, damit sie in Ruhe ihr gesegnetes Paradies, weit von jenen blauen Hügeln entfernt, genießen können!

* Die Indianer Nord-Amerika's halten ihr Land für eine Insel.



Tecumseh und der Prophet.

Höre mich, o du getäuschtes verführtes Volk zum letzten Male! Diese weiten, blühenden Regionen waren einst Euer Erbtheil, doch jetzt ist weder Euer Freudengesang noch Euer Schlachtruf an den Ufern des majestätischen Hudsons und des silbernen Mohawks zu hören. Die östlichen Stämme sind schon längst verschwunden, sogar die Wälder, welche ihnen einst zum Aufenthalte dienten, sind der Art erlegen, und kaum noch eine Spur bleibt von unserer Nation über, als hie und da der indianische Name eines Stromes oder Dorfes. Und dasselbe Schicksal werden früher oder später auch die andern Stämme theilen, in kurzer Zeit werden sie denselben Weg gehen, den ihre Brüder vor ihnen gegangen sind. Sie werden wie Rauch von der Erde verschwinden; ihre Geschichte sogar wird in Vergessenheit gerathen, und die Plätze, welche sie jetzt kennen, werden sich dann ihrer nicht mehr erinnern. Wir wernen immer weiter zurückgetrieben, bis wir zuletzt nicht weiter können. Unsere Beile sind gebrochen, unsere Bogen schlaff und unsere Feuer erloschen. *Nur noch kurze Zeit, und der Weiße wird aufhören uns zu verfolgen, weil wir zu bestehen aufgehört haben werden!* Der Prophet endete seine Rede, welche mit aller wilden Beredsamkeit wahrer und eingebildeter Begeisterung gehalten worden, und auf einmal schien die ganze Menge von einem Gefühle heftiger Entrüstung gegen den guten Missionär aufgeregt zu sein.

Als die Aufregung sich etwas gelegt, erhielt der alte Missionär Erlaubniß, zu Gunsten Desjenigen zu reden, der ihn gesandt.

Man konnte gewiß keine rührendere und schönere Gestalt als die des guten Mannes erblicken. Er schien bereits die Jahre, welche dem Psalmisten gemäß, dem Menschen zugestanden sind, überschritten zu haben; und obgleich seine Stimme klar und seine Bewegungen noch kräftig waren, so

war doch ein gewisses Etwas in seinen Blicken, welches anzudeuten schien, daß seine Pilgrimsreise bald auf immer schließen würde.

Mit frommer Innigkeit beschrieb er seinen Zuhörern die Macht und Wohlthätigkeit des Schöpfers des Weltalls. Er erzählte ihnen von Christus Verheißungen von ewiger Glückseligkeit an diejenigen, welche sein Wort hören und seine Gebote befolgen, und als er glaubte, daß er diesen wichtigen Gegenstand hinlänglich ihrem Geiste eingeprägt habe, fuhr er fort, seinen aufmerksamen Zuhörern die zahlreichen Vortheile der Civilisation auseinander zu setzen. Er contrastirte den wilden, in den Wäldern in ungezähmter Unabhängigkeit umherschweifenden Indianer, welcher in dem einen Augenblicke in dem Blute seines Feindes schwelge, und im nächsten selber als ein Opfer grausamer Rache falle, mit dem friedlichen Landmanne, der im Schooße seiner Familie alle Annehmlichkeiten eines civilisirten Lebens in diesem glücklichen Lande genieße. Er schloß mit einer feierlichen Erklärung zum Himmel, daß der einzige Grund, der ihn veranlaßt, unter sie zu kommen, die Liebe zu seinem Schöpfer und seinen Nebenmenschen wäre.

Als der uneigennützige Missionär seine Rede beendet, erhob sich Sagouaha (der schlaflose Wächter) oder Red Jacket, wie er gewöhnlich genannt wurde, ein Seneca-Häuptling von großem Ansehen und einer der tüchtigsten Redner seiner Nation, und legte seinem Stamme die Ermahnungen des ehrwürdigen Predigers an's Herz. Er vertheidigte die Sache der Religion und der Menschlichkeit und schloß seine Rede mit folgenden bemerkenswerthen Worten:

„Freunde und Brüder! Es war der Wille des großen Geistes, daß wir heute hier zusammenkommen sollten. Er hat den Schleier von der Sonne hinweggezogen und sie in vollem Glanze auf uns scheinen lassen. Unsere Augen sind

geöffnet, so daß wir deutlich sehen, unsere Ohren sind aufgethan, so daß wir die guten Worte, welche zu uns gesprochen worden, hören konnten. Für alle diese Gaben gebüre dem großen Geiste Dank."

Die Versammlung berieth sich darauf beinahe zwei Stunden; nach Verlauf dieser Zeit erhob sich der Aelteste von ihnen und verkündete feierlich das Resultat der Berathung: „Daß für die Zukunft sie den Gott der Christen verehren wollten, und daß der Missionär, welcher ihnen die Gesetze des Allmächtigen gelehrt, als ihr größter Wohlthäter geehrt werden müsse."

Als dieser Ausspruch von dem würdigen Alten bekannt gemacht wurde, kannte die Wuth des Propheten der Alleghanies keine Gränzen. Er sprang vom Boden auf, ergriff seinen Tomahawk und, der ganzen Versammlung mit der Rache des großen Geistes drohend, stürzte er mit Ungestüm aus dem Kreise und verschwand in dem Schatten des Waldes.

Tecumseh.

Tecumseh, „der schießende Stern," war der Sohn „des schwarzen Fisches" und der Bruder des Propheten der Alleghanies. Dieser berühmte Krieger machte sich allgemein in der Schlacht bei Tippecanoe * (November, 1811) als Anführer der Indianer bekannt.

Er erwarb sich in ganz kurzer Zeit einen bedeutenden Ruhm und seit jener Zeit bis zu seinem Tode war die Aufmerksamkeit des amerikanischen Volkes auf ihn gerichtet. Er besaß den Muth, den Scharfsinn, durch welchen die bedeutendsten

* Ein Zweig des Wabasch in Indiana. Im Jahre 1811 wurden die Engländer mit den in ihrem Lager stehenden Indianern, an den Ufern dieses Flusses von den Vereinigten Staaten Truppen geschlagen.

Indianer-Häuptlinge berühmt gewesen waren, und was noch mehr sagen will, er war uneigennützig und seinem Worte treu. Er war Redner sowohl als Soldat, und durch seine Ueberredungskraft brachte er eines der mächtigsten Bündnisse unter den Indianern zu Stande. Sein immer wachsamer Geist war beständig rege, seine Feindschaft schlummerte nie; Ermüdung seines Körpers war ihm fremd. Er hatte einen unabhängigen Sinn, war höchst einnehmend in seiner Anrede und zurückhaltend in seinem Benehmen. Er bekleidete das Amt eines Brigade-Generals unter Georg III.

Man sagt, daß in der letzten Unterredung, welche General Harrison zu Vincennes in Indiana mit einer Anzahl Indianern hielt, man für Tecumseh am Ende einer langen und lebhaften Rede keinen Sitz bereitet hatte. General Harrison, der die Nachlässigkeit bemerkte, befahl, daß man ihn mit einem



General Harrison.

Stuhle versehe. „Dein Vater," sagte der Dolmetscher, „ersucht Dich, Platz zu nehmen." „Mein Vater!" erwiederte der stolze Häuptling. „Die Sonne ist mein Vater und die Erde ist meine Mutter; ich werde mich auf ihren Schooß

setzen;" dies sagend, setzte er sich nach indianischer Art auf den Boden. Solch ein Mann war Tecumseh. Er fiel gegen Ende der Schlacht an der Thames* in einem Handgemenge mit Colonel Johnson von Kentucky. Er gehörte zu dem Stamme der Shawnees.



Colonel Richard M. Johnson.

Gegen Ende des letzten Jahrhunderts war Capitain Thomas Brian von Kentucky beordert, für die brittische Regierung im mittleren Ohio gewisse Landstriche zu vermessen. Da er so unglücklich war, mehrere Tage hintereinander kein Wild zu

* Die Thames ist ein Fluß, welcher in den See St. Clair, zwischen dem Huron- und Erie-See mündet.

finden, so schmolzen seine Lebensmittel immer mehr zusammen und er fand sich zuletzt von Allem entblößt. Er ersuchte einen Jäger, einen andern Versuch zu machen, um Lebensmittel anzuschaffen und mit ihm und seiner Gesellschaft auf einem bestimmten Platze zusammen zu treffen. Nachdem sie unter vielfachen Beschwerden und Drangsalen den verabredeten Platz erreicht hatten, hörten sie zu ihrem Bedauern, daß der Jäger wiederum erfolglos gewesen sei. Er sagte, daß er sich alle mögliche Mühe gegeben habe, aber daß alle seine Versuche vergeblich gewesen seien; es scheine ihm, als sei der Wald gänzlich von allem Wilde entblößt. So wurde es also sehr wahrscheinlich, daß sie alle dem schrecklichen Hungertode verfallen würden; doch Capitain Brian, durch diese verzweifelte Lage angespornt, ergriff das Gewehr des erfolglosen Jägers und seinen Leuten den Befehl hinterlassend, das Lager aufzuschlagen und ein gutes Feuer anzuzünden, ging er fort, um Wild aufzuspüren.

Er mochte vielleicht seit einer halben Stunde den Lagerplatz verlassen haben, als ihm zu seiner großen Freude drei Rehe zu Gesicht kamen; er schoß zwei, und noch ehe er nach dem Lager zurückkehrte, hatte er auch das gute Glück, einen Bären zu erlegen. Er rief seine Leute, ihm das Wild nach dem Lager bringen zu helfen, und nur wer schon in einer ähnlichen Lage gewesen, kann sich vorstellen, welche Gefühle unsere Streifenden jetzt empfanden.

Doch so elend auch die Lage des Capitains und seiner Leute gewesen sein mag, so befand sich eine andere Gesellschaft nicht weit von ihnen, in noch viel größerer Noth. Fünf Indianer, die, auf einem Jagdausfluge begriffen, den Knall von Capitain Brian's Flinte gehört hatten, richteten sofort ihre Schritte jener Gegend zu und gelangten fast in demselben Augenblicke mit dem Capitain in dem Lager an. Sie schil-

derten ihre elende Lage und erzählten Brian, daß während der letzten beiden Tage sie nur ein Stinkthier zu essen gehabt hätten. Sie bemerkten in fast denselben Worten wie der Jäger, daß der Wald ganz und gar von Wild entblößt gewesen sei.

Capitain Brian sagte ihnen, daß er jetzt genug für sie und seine eigenen Leute hätte und lud sie ein, sich an das Feuer zu ihnen zu setzen. Er befahl ihnen dann, seinen Leuten zu helfen, den Bären und die Rehe, welche eben in das Lager gebracht wurden, abzuhäuten und zu kochen, und dann sich Stücke von dem Wildprette abzuschneiden und auf ihre eigne Weise zuzubereiten. Ihre Gesichter drückten die größte Freude aus, die sie über ihre so unerwartete Hülfe empfanden. Sie schonten auch in der That die Speisen nicht, sie hatten einen solchen Heißhunger, daß ein Viertel nach dem andern bald verschlungen war.

Nachdem sie bald gesättigt waren, trat ein junger, hochgewachsener Indianer auf Capitain Brian zu, welcher sich jetzt, von seinen mannichfachen Beschwerden ermüdet und an Rheumatismus leidend, niedergelegt hatte, um auszuruhen, und benachrichtigte ihn, daß der alte Mann unter ihrer Partie ein Häuptling und daß er dem großen und guten Geiste Dank für eine so unerwartete Vermittelung schuldig sei; daß er jetzt im Begriff stünde, ein Gebet an den großen Geist zu richten und ihm für seine Güte zu danken; daß es die Gewohnheit der Indianer sei, bei solchen Gelegenheiten in ihrem Lager aufrecht zu stehen und daß sein Häuptling den Capitain und seine Leute ersuche, dasselbe in ihrem Lager zu thun. Brian antwortete, daß seine Leute ihrem Begehren folgen würden; doch was ihn anbeträfe, so fühle er sich zu unwohl, um diese Nacht noch aufstehen zu können, versicherte ihm aber, daß diese Weigerung nicht eine Geringschätzung für jene Ceremonien sei.

Der alte Häuptling erhob sich darauf und Alle ahmten seinem Beispiele nach, und seine Hände zum Himmel erhebend, begann er sein Gebet und seine Danksagung mit lauter, vernehmlicher Stimme. Eine schönere Anrede an die Gottheit ist unter ähnlichen Umständen sicher nie über sterbliche Lippen geflossen. Der Ton, die Biegsamkeit seiner Stimme, die entsprechenden Bewegungen waren wohl geeignet, einen tiefen Eindruck auf seine Zuhörer zu machen. Im Verlauf seiner Rede wiederholte er den schrecklichen Zustand, in welchem sie sich noch kürzlich befanden; die Furcht vor dem herannahenden Hungertode, mit welchem sie bedroht gewesen waren; die vergeblichen Versuche, die sie gemacht hatten, um Nahrung anzuschaffen, bis Er, der große und gute Geist, den Weißen ausgesandt hätte, und seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt und ihre Schritte so gelenkt habe, daß sie mit ihren weißen Brüdern zusammengetroffen seien und Ueberfluß an Speise gefunden hätten. Doch wer kann den Erguß eines dankerfüllten Herzens beschreiben? Er fuhr auf diese Art eine halbe Stunde lang fort und Capitain Brian's Leute, die fromme Dankbarkeit der „Kinder des Waldes" sehend, fühlten dieselben Gefühle sich in ihrem Herzen regen und Mancher von ihnen wurde bis zu Thränen gerührt.

Der junge Indianer, welcher Brian in solcher würdigen Weise im Auftrage seines Häuptlings anredete, war Tecumseh.

McDougal und der Indianer.

Vor mehreren Jahren wanderte ein Schottländer mit seiner Frau nach Amerika aus. Da er nur wenig Geld besaß, so kaufte er sich Land, welches zu jener Zeit beinahe Nichts kostete. Es lag in einer nur spärlich angebauten Gegend, am äußersten Rande des schon civilisirten Landes.

Seine erste Sorge war, ein Haus zu bauen und die Bäume zu fällen, welche den Platz umgaben. Nachdem er dies gethan, verwandte er seine ganze Zeit darauf, einen Garten anzulegen und etwas Land zu cultiviren. Durch unausgesetzte Thätigkeit und gelegentliche Hülfe der ältern Ansiedler, gelang es ihm, sich nachgerade eine kleine Heerde von Kühen, Schafen und Schweinen anzuschaffen, und bald befand er sich in einer gemüthlichen Unabhängigkeit. Das einzige Unangenehme in seiner Lage war die allzugroße Entfernung von seinen Nachbaren, der Kirche, dem Markte und sogar der Mühle, und mehr noch als alles dies die Trennung von allen seinen Freunden; diese Entbehrungen würde er noch weit mehr empfunden haben, wenn seine Thätigkeit vom Morgen bis Abend die Zeit ihm nicht verkürzt hätte.

Eines Tages als unser McDougal eine Quantität Korn zu mahlen hatte und der Weg nach der Mühle ziemlich weit und überdies auch keiner der angenehmsten war, so beschloß er schon am Morgen bei Sonnen-Aufgang aufzubrechen, um noch vor Abend zu Hause zu sein.

Wenn McDougal zu Hause war, so trieb er Morgens und Abends seine Kühe zum Melken nach Hause; doch diese Pflicht lag jetzt der Frau ob, und die tüchtige Hausfrau ging aus, um die Kühe zu suchen. Da sie nicht gewohnt war, weit vom Hause zu gehen, so fand sie sich bald in einer unbekannten Gegend, und weder einen Taschen-Compaß bei sich habend, noch auf eingekerbte Bäume achtend, nach denen sie sich hätte richten können, irrte sie lange umher, ohne ihren Zweck zu erreichen.

Hohe Bäume umgaben sie von allen Seiten und in der Ferne sah sie blaue Hügel einer hinter dem andern emporsteigen. Kein Kirchthurm oder Schornstein einer Hütte war zu sehen, um sie auf ihrem einsamen Pfade zu ermuthigen und

endlich von dem Suchen ganz ermüdet und die Hoffnung aufgebend, das Vieh zu finden, beschloß sie, ihre Schritte heimwärts zu lenken, so lange es noch hell war.

Doch dieser Entschluß war schneller gefaßt, als ausgeführt; sie wurde immer mehr verwirrt und wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte, bis sie zuletzt ermattet, mit Thränen in ihren Augen, auf die Erde hinsank. Ihre unglückliche, hülflose Lage, brachte sie fast zur Verzweiflung. Sie hatte noch nicht lange so gelegen, als sie durch das Geräusch von sich nähernden Fußtritten aufgeschreckt wurde, und, aufblickend, einen indianischen Jäger vor sich stehen sah. Obgleich Frau McDougal wußte, daß Indianer in der Umgegend wohnten, so hatte sie doch noch nie einen solchen gesehen und ihre Furcht war deshalb sehr groß. Der Indianer kannte sie jedoch; er hatte sie schon zuvor gesehen, wußte, wo sie wohnte und vermuthete die Ursache ihres Kummers. Er sprach nur wenige Worte Englisch, aber er forderte sie auf, ihm zu folgen. Sie gehorchte und nachdem sie eine kurze Strecke zurückgelegt hatten, kamen sie zur Thüre eines indianischen Wigwams. Er lud sie ein, einzutreten, doch da er sie nicht dazu überreden konnte, so ging er in den Wigwam hinein und sprach ein paar Worte mit seiner Frau, die sofort herauskam und durch ihr freundliches Benehmen die Fremde überredete, in ihre bescheidene Wohnung einzutreten. Sie bereitete Wildpret für das Abendbrot und Frau McDougal, obgleich noch immer nicht beruhigt, konnte es nicht ablehnen an dem schmackhaften Mahle Theil zu nehmen.

Da die Indianer sahen, daß ihr Gast müde war, so nahmen sie von einem Platze nahe dem Dache zwei schöne Hirschfelle und indem sie dieselben ausspannten und befestigten, theilten sie den Wigwam in zwei Gemächer. Matten wurden in beiden ausgebreitet und man gab der Fremden zu ver-

stehen, daß die eine Abtheilung für sie bestimmt sei. Doch hier verließ ihr Muth sie wieder, und die dringendsten Vorstellungen vermochten es nicht, sie zum Niederlegen zu bewegen; sie sagte, sie zöge es vor, zu sitzen und vor dem Feuer zu schlafen. Dieser Entschluß schien den Indianer und sein Weib ernstlich in Verlegenheit zu setzen. Sie sahen sich einander an und unterhielten sich leise in ihrer Sprache; das Resultat dieser Unterhaltung war, daß das Weib ihren Gast bei der Hand nahm, sie zu ihrer eigenen Lagerstätte führte und sich an ihrer Seite niederlegte. Am Morgen erwachte sie sehr gestärkt und ungeduldig, ihre Rückreise anzutreten; doch ihre neuen Freunde wollten dies nicht zugeben, bis sie zuvor ihr Wildpret und Maiskuchen gekostet. Nach Beendigung des Frühstücks begleitete der Indianer seinen Gast und führte sie zu dem Platze, wo die Kühe weideten. Er trieb diese bis an den Rand des Gehölzes, von wo aus Frau McDougal ihren Mann erblickte und ihm zurief. Er war erfreut, sie wieder zu sehen, da ihre Abwesenheit vom Hause ihm große Unruhe verursacht hatte. Sie luden ihren indianischen Wohlthäter ein, mit ihnen in das Haus zu treten und gaben bei seiner Abreise ihm einen ganzen Anzug.

Drei Tage darauf kam er wieder zurück und bemühte sich theils durch Zeichen, theils in gebrochenem Englisch, Farmer McDougal zu überreden, ihm in den Wald zu folgen; doch dieser weigerte sich. Zeit war für ihn, der für Jegliches, das er besaß, schwer arbeiten mußte, höchst kostbar, und der Indianer wiederholte seine Aufforderungen vergebens. Der arme Kerl sah ganz niedergeschlagen und enttäuscht aus, doch einen Augenblick später schien ihn ein neuer Gedanke zu beseelen. Er ersann einen Ausweg, woran Niemand als ein indianischer Jäger gedacht haben würde. Herr McDougal hatte ein kleines Kind, welches dem scharfen Auge des In-

dianers nicht entgangen war; da er fand, daß alle seine angewandte Beredsamkeit bei den Eltern fruchtlos blieb, so stürzte er sich auf die Wiege zu, ergriff das Kind und entsprang mit der Schnelle einer Antilope aus dem Hause. Der Vater und die Mutter folgten ihm augenblicklich, bittend, das Kind zurückzugeben; der Indianer hatte jedoch einen andern Plan. Er führte sie so bald langsamer, bald geschwinder, sich zuweilen gegen sie umdrehend, lachend und ihnen das Kind entgegen haltend. Es ist nutzlos, alle die Einzelnheiten dieser sonderbaren Reise zu erzählen; es genüge zu erwähnen, daß statt sie zu seinem Wigwam zu führen, wie sie erwartet hatten, er zuletzt an dem Rande einer schönen, mit üppiger Vegetation bedeckter Ebene, die sich mehrere tausend Acker weit ausdehnte, Halt machte. In demselben Augenblicke war das Kind seinen Eltern wieder gegeben, die das sonderbare Benehmen des Indianers nicht begreifen konnten.

Der Indianer hingegen war über den Erfolg seines Manoeuvers hoch erfreut und wohl nie hat ein menschliches Wesen auf eine solche sonderbare Weise und in solch tollen Sprüngen seinen freudigen Gefühlen Luft gemacht. Wir haben von einem Professor der Zeichensprache gehört, sollte eine solche Person verlangt werden, so würde die Wahl nicht schwer werden so lange noch einige von den nordamerikanischen Indianern existiren. Alle Reisenden stimmen darin überein, daß ihre Gesten höchst würdevoll und der Ausdruck ihres Gesichts sehr intelligent ist, und auf McDougal's Autorität hin dürfen wir behaupten, daß der Held seiner Erzählung ein vollkommener Meister in der Kunst der Beredsamkeit war. Sein gebrochenes Englisch lautete ungefähr wie folgt:

„Ihr glaubt Indianer verrätherisch; Ihr denkt, er wünscht Euer Kind zu stehlen. Nein, nein, Indianer hat sein eigen Kind. Indianer kannte Euch schon lange; sah Euch, wenn



Ein Indianer raubt McDugal's Kind.

Ihr ihn nicht sahet, sah Euch als ein schwer arbeitender Mann. Ihr seid nicht schlecht; manche Weiße schlecht und thun dem Indianer Leid an. Ihr arbeitet schwer für Euer Weib und Kind, aber Ihr habt einen schlechten Platz gewählt. Ihr werdet da nie reich machen. Indianer sah Euer Vieh weit im Walde; dachte Ihr würdet kommen und es holen, Ihr kamt nicht; Euer Weib kam. Indianer fand sie müde und schwach; nahm sie zu Hause; Frau bange hinein zu gehen; denkt Indianer tödtet sie! Nein, nein, Indianer führt sie zurück; findet Euch sehr traurig; dann sehr vergnügt, sie wieder zu sehen. Ihr gut zu Indianern; gebt ihm Fleisch und zu trinken, und bessere Kleider als die Eurigen. Indianer dankbar; wünscht Euch, hierher zu kommen; kommt nicht. Indianer sehr betrübt; nimmt das Kind; weiß, Ihr folgt Kind. Wenn Indianer Land baute; Indianer baute Land hier. Guter Grund; nicht viele Bäume; machen einen Weg in weniger als einem halben Monat. Indianer helfen Euch. Indianer Eure Freunde; kommt wohnt hier."

McDougal sah augenblicklich den Vortheil, der ihm aus solcher Veränderung erwachsen würde, und den Rath des Indianers beherzigend, stellte er bald einen Tag zu Fortschaffung seines Blockhauses mit seinen übrigen Sachen und Gütern fest. Der Indianer, seinem Versprechen getreu, brachte eine Anzahl seiner rothen Brüder, welche ihn bei einer der romantischsten Wohnungs-Veränderungen, welche je in der alten oder neuen Welt stattgefunden haben, Hülfe leisteten. In einigen Tagen hatten sie ein sehr bequemes Blockhaus errichtet und einen Garten in dem schönsten und fruchtbarsten Theile der Prairie angelegt. Die Indianer fuhren fort, sich freundlich und treu zu zeigen, und das gute Verhältniß zwischen ihnen und den weißen Ansiedlern war eine Quelle vieler Annehmlichkeiten für beide Theile.

Paugus und Chamberlain.

In alten Zeiten, wenn je ein Krieg zwischen England und Frankreich in Europa ausbrach, wurden ihre amerikanischen Colonien jedesmal in diese Zwistigkeiten mit verwickelt, und das mitunter in einer unvorhergesehenen, schrecklichen Weise. In den hier jedesmal gleichzeitig ausbrechenden Kriegen fochten zuweilen die Indianer auf der Seite der Engländer gegen die Franzosen und zuweilen mit den Franzosen gegen die Engländer. Einige Häuptlinge waren als treue und beständige Freunde der Weißen bekannt, und andere dagegen als ihre unversöhnlichen Feinde. Eine denkwürdige Schlacht wurde im Monat Mai 1725 zwischen den Engländern unter Capitain Lovewell und den Pequakets, einem Indianer-Stamme, der damals New Hampshire bewohnte, geschlagen. Unter Lovewells Leuten war ein New Hampshire Colonist Namens John Chamberlain. Er war einer jener ungestümen Geister, welche damals die bewohnten Gegenden am Meeresufer verließen und weiter in die Wildniß vordrangen. Auf seinen spionirenden Ausflügen, um die vordersten Ansiedler zu überfallen, schlüpft der Indianer leise an seiner, zwischen Bäumen und Hügeln verborgenen Hütte vorbei, ohne ihn zu beunruhigen. Um seinen Wohnsitz herum waren die Höhlen der wilden Bestien des Waldes gelegen. Die von Ruß geschwärzten Balken seiner Hütte waren mit Bärenschinken behangen. Er erlegte mit seiner nie fehlenden Büchse viele Bären, die in den hohen, schlanken Fichten ihre Ruhestätte suchten. Nachts schlief er auf dem weichen Felle der wilden Katze.

Er war schlank—schlank wie der stattlichste Indianer gewachsen und so stark, daß er von zwei Rothhäuten mit ihren Tomahawks nichts zu fürchten brauchte. Er war so schnellfüßig, daß er ein Elenthier in vollem Galopp einzuholen ver-

mochte. Scharfsinnig und mit Falkenaugen begabt, überlistete er den Indianer in seinem Hinterhalt und übertraf ihn in jenem Instinkt, welcher die Wilden sowohl als die Thiere durch den pfadlosen Forst leitet.

Der rothe Mann ging vorsichtig an dem Hause John Chamberlains vorbei. Wenn sie im Hinterhalt lagen, auf Wild wartend, ließen sie ihn ungestört vorübergehen, sogar wenn ein halbes Dutzend beisammen waren; denn sie fürchteten, daß ihre Büchsenkugeln seinen bezauberten Körper nicht treffen möchten und er sich dann an ihnen rächen würde.

Es befindet sich in New Hampshire ein herrlicher See, der noch jetzt mit dem indianischen Namen, Winnipisiogee benannt wird. Er ist 28 Meilen lang und 10 Meilen breit; die ihn umgebende Gegend ist hügelig und mit dichter Waldung bedeckt. An den Ufern dieses See's wohnte ein mächtiger Stamm, Pequakets genannt. Paugus war ihr Häuptling. Er war ein Wilder von ungeheurer Statur und Körperkraft; schnell, listig und mit der Büchse wie mit dem Tomahawk ein gefährlicher Feind; grausam und selbst für einen Indianer unerhört rachsüchtig; der Schrecken aller an der Grenze wohnenden Männer, Weiber und Kinder und sogar der Städte, welche eine ziemliche Strecke von dem Schauplatze seiner Gewaltthätigkeiten belegen waren. Bewaffnete Abtheilungen drangen bis an die Ufer des See's vor, den Zufluchtsort dieses schrecklichen Wilden zu entdecken, und, wenn möglich, ihn zum Gefangenen zu machen; doch er war zu pfiffig und entschlüpfte ihren Nachforschungen. Einmal hatten sie seinen Wigwam angezündet und er lag so nahe dabei, daß er die Hitze des Feuers fühlen und den Rauch über die Spitzen der Bäume, unter welchen er versteckt lag, aufsteigen sehen konnte.

In den Gefechten, welche Chamberlain oft mit den Indianern bestand, war er stets bemüht gewesen, auf Paugus zu

stoßen, da er ihn als das würdigste Ziel seiner Büchse betrachtete; Paugus war nicht weniger begierig, den weit berühmten Ansiedler zu treffen; jedoch es wollte nie gelingen, bis endlich die Zeit gekommen war, wo einer dieser mächtigen Männer der überlegenen Kraft und List seines Nebenbuhlers weichen mußte. Die Colonisten unter Capitain Lovewell waren mit der Erwartung ausgerückt, Paugus und seiner Bande zu begegnen. Sie waren schon eine beträchtliche Strecke in den Wald gedrungen und kamen auf einem Platze an, wo sie die Indianer zu finden hofften. Früh am Morgen des 7. Mai während sie ihren Gottesdienst verrichteten, wurden sie durch den Knall einer Flinte aufgeschreckt; sie bereiteten sich augenblicklich zum Kampfe vor, doch kein Feind war zu sehen. Fähnderich Wyman entdeckte einen Jäger, der zwei Enten in der einen und ein Gewehr in der andern Hand trug. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er erwartet hatte, einem Feinde zu begegnen. Doch kaum hatte man ihn erblickt als mehrere Gewehrschüsse auf ihn abgefeuert wurden, welche ihn jedoch verfehlten. Er sah, daß ein unfehlbarer Tod sein Loos sein würde, wenn er sich nicht bis auf's Aeußerste vertheidigen würde. Er legte seine Flinte an, feuerte und Capitain Lovewell stürzte tödtlich verwundet nieder, während beinahe in demselben Augenblicke Wyman, der auf den Indianer gezielt, dem armen Jäger durch das Herz schoß.

Der übrige Theil des Tages ging ohne weitere Abenteuer vorüber, obgleich die Colonisten in beständiger Furcht schwebten, in eine Falle zu gehen, welche der arglistige Paugus für sie gestllt. Am Morgen des 8. Mai, als Herr Frye, der Caplan, die Leute wie gewöhnlich zur Morgen-Andacht zusammen berufen hatte, bevor sie ihren Marsch weiter fortsetzten, begann er das Gebet mit folgenden Worten: „Wir sind gekommen, dem Feinde zu begegnen, wir haben stets zu Gott

gefleht, ihn zu finden; wir wollten lieber unser Leben der Vorsehung hingeben und für unser Vaterland sterben, als nach Hause zurückzukehren, ohne den Feind gesehen zu haben und für alle unsere Mühe als Feiglinge ausgeschrien zu werden." Der Caplan hatte nicht vergebens gebetet, denn ungefähr um Mitternacht stießen die Colonisten auf eine beinahe zahllose Bande Indianer, die aus ihrem Versteck hervorsprangen und sie einschlossen; sie schienen jedoch nicht zur Schlacht geneigt, da sie glaubten, daß die Colonisten, durch ihre ungeheure Uebermacht eingeschüchtert, sich ohne Kampf ergeben würden. Sie marschirten deßhalb mit angelegter Büchse gegen uns, den Weißen die Stricke entgegen haltend, womit sie ihre Gefangenen zu binden pflegen und fragten, ob sie sich ohne Widerstand ergeben wollten. „Nur mit der Mündung unserer Büchsen," antworteten die muthigen Colonisten, indem sie vorrückten und auf die Indianer feuerten, Viele tödteten und mehrere Ruthen zurückdrängten. Doch die Wilden sammelten sich schnell wieder und erwiederten das Feuer und zwangen die Colonisten sich mit dem Verluste von verschiedenen Todten und schwer Verwundeten zurückzuziehen. Lovewell, obgleich den vorhergehenden Tag schwer verwundet, hatte seine Leute bis jetzt geführt; doch er fiel bei diesem Angriff, um sich nicht wieder zu erheben. Das Gefecht währte bis zum Abend, die Indianer heulten und schrien während der ganzen Zeit wie Wölfe, bellten wie die Hunde und machten alle Arten von schaudererregendem Lärm, wie es ihre Gewohnheit mit sich bringt, wenn sie in der Schlacht sind. Doch ehe die Nacht einbrach, waren sie total geschlagen. Der Verlust der Colonisten war beträchtlich, unter andern hatten sie auch den Tod ihres würdigen Caplans, Jonathan Frye zu beklagen.

Nachdem der heißeste und verzweifeltste Kampf vorüber, zog sich Chamberlain, des Kämpfens müde, und von der Hitze er-

mattet und durstig nach dem Ufer eines See's zurück, der seit jener Zeit unter dem Namen von Lovewells Teich bekannt ist, um seinen Durst zu stillen und seine Büchse zu reinigen, welche durch das beständige Schießen so schmutzig geworden war, daß sie zuletzt versagte. Er bahnte sich durch das Dikkicht einen Weg nach einem kleinen Gestade am Ufer des See's; doch wer beschreibt sein Erstaunen als eine kurze Strecke von ihm die stattliche Figur des Paugus aus dem Dickicht hervorbrach, mit Blut und Staub bedeckt und sich ebenfalls einen Weg nach dem Wasser bahnend.

Beide Krieger kannten sich beim ersten Augenblick. Chamberlains Waffe war nutzlos; er beabsichtigte daher sich mit seinem Beile auf Paugus zu stürzen, ehe er seine Büchse anlegen konnte; doch des Indianers Büchse war in derselben Lage als die seinige und er war mit derselben Absicht zum See gekommen, um seinen Durst zu löschen und sein Gewehr zu putzen. Der Zustand ihrer Büchsen wurde sofort von Beiden bemerkt, und sie kamen überein, einen Waffenstillstand zu halten, bis sie ihre Waffen gereinigt. Langsam und mit mäßiger Bewegung reinigten sie ihre Gewehre und nahmen ihre Stellungen am Ufer ein. „Jetzt Paugus wirst du mir nicht entgehen," rief Chamberlain und lud seine Büchse mit der Geschwindigkeit eines alten Jägers. „Nein, nein, ich werde dich kriegen," erwiederte Paugus; und er behandelte seine Waffe mit einer Geschicklichkeit, die das kühne Herz des Weißen schneller schlagen machte, während er unwillkürlich einen Blick nach oben warf, um der Sonne Lebewohl zu sagen. Sie stampften die Kugeln fest und Beide warfen den Ladstock in demselben Augenblicke auf den Sand. „Ich habe Dich jetzt, schrie Chamberlain wieder und er fühlte sich versucht, sich auf seinen Gegner zu werfen, besorgt, daß ihn des Indianers Kugel erreichen würde, ehe er laden könne. Paugus



Paugus und Chamberlain.

zitterte als er Pulver auf die Pfanne schüttete. Chamberlain's geübtes Ohr hörte, wie die Körner auf die trockenen Blätter zu den Füßen des Wilden fielen. Chamberlain stieß den Kolben seiner Büchse heftig auf den Boden — die Büchse hatte selbst Pulver auf die Pfanne geschüttet; er zielte und die Kugel durchbohrte Paugus' Herz. Er fiel und im Fallen entlud sich seine Büchse und die Kugel pfiff durch Chamberlains Haar und begrub sich in einem nahestehenden Baum, ohne den Tod ihres Herrn zu rächen.

Der Jäger, nachdem er sich von der Aufregung dieses schrecklichen Zweikampfes erholt, warf einen Blick auf den gefallenen Wilden. Todtesblässe lag auf seiner kupferfarbenen Stirne. Chamberlain nahm des Indianers Büchse, Kugelsack und Pulverhorn, ließ ihn auf dem Sande liegen und suchte die gelichteten Reihen der Weißen auf, welche, obgleich ermattet, sich noch tapfer gegen ihre Feinde vertheidigten. Schon von Weitem kündigte er ihnen Paugus' Fall an. Die Indianer blickten um sich; die hohe Gestalt ihres Häuptlings war nirgend zu sehen. Von Trauer und Verzweiflung ergriffen, stellten sie ihr Feuern ein und zogen sich in den Wald zurück, Wyman, Chamberlain und den geringen Rest der Weißen zurücklassend, und ihre Schritte nach der fernen Heimath lenkend.

Die Stelle, wo sich dieses Gefecht ereignete, ist 50 Meilen von irgend einer weißen Niederlassung entfernt und es ist beinahe ein Wunder, daß auch nur einer aus den Händen Paugus' und seiner muthigen Krieger entschlüpfte. Diejenigen, welche die Schlacht überlebten, verließen das Schlachtfeld erst um Mitternacht, und nur 14 der Ausgezogenen kehrten zu ihren Freunden zurück. Einer der Colonisten, Namens Salomon Keyes hatte drei Wunden erhalten und verbarg sich, um an einem geheimen Platze sterben zu können, wo die In-

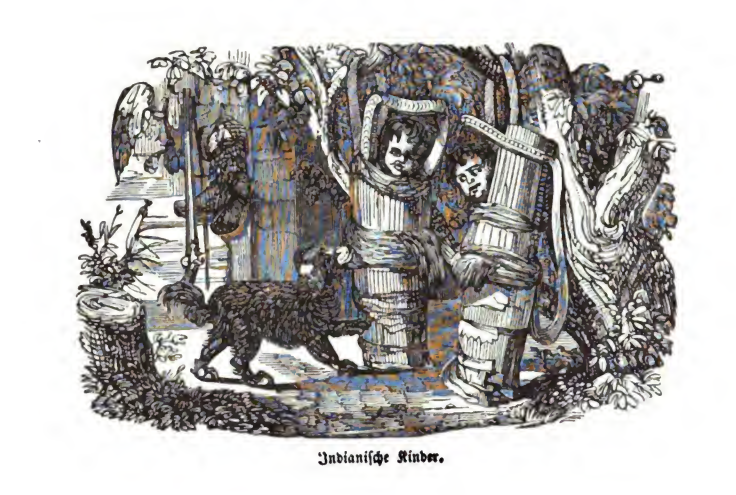
dianer ihn nicht finden und scalpiren würden. Als er an dem Seeufer entlang kroch, fand er in einiger Entfernung von dem Kriegsschauplatze ein Canoe; er rollte sich in dasselbe und wurde von dem Winde fortgetrieben. Zu seiner größten Freude und seinem größten Erstaunen, fand er sich in nur geringer Entfernung vom Forte ans Ufer getrieben, wo Wymans Leute bald nachher anlangten. Er erlangte allmälig seine Kräfte wieder und war bald fähig, nach Hause zurückzukehren.

Fünfzig Leute von New Hampshire wurden sofort beordert, nach dem Schlachtfelde zu marschiren, um die Todten zu begraben. Sie fanden nur drei Indianer, die übrigen waren wahrscheinlich schon von ihren Cameraden weggeschleppt worden.

So endete die Expedition gegen die Pequakets, und obgleich die Weißen kaum einen Sieg beanspruchen konnten, so hatten die nördlichen Indianer doch einen Schlag erhalten, von dem sie sich kaum wieder erholten. Verschiedene Gesänge wurden bei dieser Gelegenheit gedichtet, jedoch muß man bekennen, daß dieselben mehr lokal als poetisch waren, und man kann kaum erwarten, daß ein gebildeter Leser hinreichend Interesse an solchen Productionen nimmt, um auch nur eine Probe dieser Poesie zu verlangen.

Indianische Kinder.

Man schildert die Indianer häufig so, als wären sie ganz ohne alle natürliche Zuneigung oder ganz und gar ohne Gefühl; doch dies ist ein Irrthum, welcher wahrscheinlich dadurch entstanden ist, daß sie, namentlich in der Gegenwart von Fremden, eine so große Gewalt über ihre Gefühle und Leidenschaften auszuüben vermögen. Solche Personen, die



Indianische Kinder.

die beste Gelegenheit gehabt haben, den wahren Charakter der Indianer kennen zu lernen, lehren uns, daß unter vielen guten Eigenschaften, sie auch große Liebe für ihre Kinder haben, und daß die Jugend dem Alter, nicht allein ihren Eltern, sondern auch dem Alter im Allgemeinen, ganz besondere Achtung zollt.

So lange sie nicht laufen können, werden die kleinen Kinder oder Papooses in eine Wiege eingeschnürt und von der Mutter während der Arbeit auf dem Rücken getragen, oder aufrecht an die Wand gestellt.

Die Kinder, Knaben sowohl als Mädchen, scheinen hauptsächlich unter der Sorgfalt der Mutter zu stehen. Sie zeigt ihnen wie Gamaschen, Mokassins und viele andere Sachen zu machen, die wir bereits beschrieben haben; und wenn sie eine gute Mutter ist, wie es deren viele unter diesen armen Weibern giebt, so hält sie besonders darauf, ihre Töchter fortwährend zu beschäftigen, damit sie den Ruf fleißiger Mädchen erhalten, welcher bei den heirathsfähigen jungen Männern eine Empfehlung ist.

Körperliche Züchtigungen werden nur höchst selten angewandt, um die Kinder zu strafen; doch wenn sie sich irgend ein Vergehen haben zu Schulden kommen lassen, so ist es gebräuchlich, daß die Mutter ihre Gesichter schwarz färbt und sie aus der Hütte schickt. Ist dies geschehen, so dürfen sie eher nichts essen als bis sie wieder rein gewaschen sind; mitunter bleiben sie den ganzen Tag in diesem Zustande als Strafe für die schlechte Aufführung.

Es ist ein beträchtlicher Unterschied in den Gebräuchen und der Lebensweise der verschiedenen Stämme. Einige sind tapfer, aufrichtig und großmüthig, andere dagegen sind wegen ihres verrätherischen Charakters und ihrer Unreinlichkeit berüchtigt. In manchen Stämmen scheinen die Familien wohlgeordnet zu sein und die Häuptlinge und Weisen der Nation geben sich

große Mühe, um den jüngeren Mitgliedern des Stammes das einzuprägen, was sie für ihre Pflichten und Gesetze halten.

Wenn die Knaben sechs oder sieben Jahre alt sind, erhalten sie einen kleinen Bogen mit Pfeilen, und man schickt sie eine kleine Strecke fort, um Vögel zu schießen. Mit dieser Jagd beschäftigen sie sich fünf oder sechs Jahre, und dann verschafft der Vater ihnen eine kurze Flinte, und sie fangen an Enten, Gänse und kleines Wild zu jagen. In den langen Winterabenden erzählt der Vater ihnen dann die Art und Weise, wie man Fallen für verschiedene Thiere stellt und wie man sich dem Hirsche, dem Rennthiere und dem Büffel nähert. Wenn der Knabe alt genug ist, so nimmt der Vater ihn mit auf die Jagd und zeigt ihm die Fährten der wilden Thiere. Allen diesen Belehrungen zollt der Knabe die strengste Aufmerksamkeit.

Die Indianer scheinen sich gewöhnlich mehr um den Verlust eines Säuglings oder kleinen Kindes zu grämen, als bei dem Tode einer Person in reiferem Alter; die letztere, denken sie, kann in dem Lande wohin sie gegangen, für sich selbst sorgen, doch das Kind glauben sie, ist zu jung, um sich selbst zu erhalten.

Der Mann schämt sich, Kummer über den Verlust einer seiner Verwandten zu zeigen, wie lieb und werth er ihm auch immerhin gewesen sein mag; doch die Frau versucht nicht beim Tode ihres Mannes oder Kindes ihre Gefühle zu verbergen, sie schneidet ihr Haar ab, entstellt ihr Gesicht und ihre Glieder mit schwarzer Farbe und sogar mit Schnitten und verbrennt alle ihre Kleider, einige wenige elende Lumpen ausgenommen.

Wie groß die Liebe der Indianer zu ihren Kindern ist, bezeichnet folgender Fall, der sich in einer kleinen Stadt im Staate Maine zutrug

Ein Indianer vom Kennebec-Stamme, allgemein beliebt wegen seines guten Benehmens, erhielt von der Regierung des Staates einen Strich Landes in einer Gegend, wo mehrere Familien sich schon angesiedelt hatten. Obgleich man ihn durchaus nicht ungerecht behandelte, so verhinderte doch die gewöhnliche Abneigung, welche man im Allgemeinen gegen Indianer hegt, daß die Ansiedler mit ihm sympathisirten; er fühlte dies um so härter, als bei dem Tode seines einzigen Kindes keiner seiner Nachbarn zu ihm kam, um dem Leichenbegängnisse beizuwohnen.

Nach wenigen Monaten erklärte er, daß er das Dorf verlassen wolle, besuchte aber vorher einige der Bewohner und sagte zu ihnen: „Wenn weißen Mannes Kind stirbt, Indianer ist traurig; er hilft ihm es begraben. Als mein Kind starb, Keiner kam und sprach mit mir. — Ich mache sein Grab allein. — Ich kann hier nicht wohnen." Er verkaufte seine Besitzung, grub den Körper seines Kindes aus und schleppte ihn durch den Wald 200 Meilen weit, um sich zu den canadischen Indianern zu begeben.

Nicht lange nachdem die englischen Ansiedler sich in Pennsylvanien festgesetzt hatten, verlor sich im Winter ein weißes Kind von dem Hause seiner Eltern, und nachdem der Vater volle 24 Stunden vergebens nach dem Kinde gesucht, beschloß er, einen seiner indianischen Nachbarn um Beistand zu ersuchen. Er kannte den vorzüglichen Scharfsinn, mit welchem die Indianer, die beständig im Gehölze umherschweifen, Gegenstände durch das Gesicht und Gehör entdecken und unterscheiden können.

Osamee war der Name des befreundeten Indianers; er ging sofort zu dem Hause der Eltern und sah sich aufmerksam nach allen Seiten um und entdeckte bald die Fußtapfen eines kleinen Kindes, so wie die Richtung, welche dasselbe genom-

men hatte; und obgleich der Vater kaum die Zeichen sehen konnte, welche ihn führten, folgte er ganz leicht der Spur und mit solcher Gewißheit, als wie ein civilisirter Wanderer einer Chaussee gefolgt wäre; nachdem er der Spur ungefähr drei Meilen gefolgt war, fand er das arme Kind, bitterlich weinend unter einem Baume im Walde liegen; es war beinahe erstarrt.

Dieser kleine Zufall gab Veranlassung, daß einige der Weißen mit den Indianern sich aussöhnten und die unmittelbare Nähe derselben suchten, die sie bis jetzt immer gefürchtet hatten und lebten von der Zeit an als gute Nachbarn mit einander.

Es wäre für beide Theile von großem Werthe gewesen, wenn der gute Wille und die Freundschaft, welche die Indianer den ersten Ansiedlern zeigten, in hunderten von Beispielen ebenso erwiedert worden wäre, wie es Menschen, die sich Christen nennen, geziemt hätte; doch sie handelten leider ganz entgegengesetzt.

Wanou und der englische Offizier.

Man erzählt eine Anekdote von einem alten Mohegan-Indianer, Namens Wanou, welcher ein interessantes Beispiel der innigen Liebe eines Vaters zu seinem Sohne lieferte.

Während der häufigen Kriege, welche zwischen den Indianern und Weißen stattfanden, hatten bei einer Gelegenheit die Wilden eine Abtheilung englischer Soldaten geschlagen und in die Flucht getrieben. Der Rückzug geschah in großer Unordnung, wobei ein junger englischer Offizier, der zu entfliehen suchte, von zwei Indianern verfolgt wurde, und da er sah, daß Flucht unmöglich war, beschloß er sein Leben wenig-



Wanou und der englische Offizier.

stens so theuer als möglich zu verkaufen. Er wandte sich um, seine Feinde erwartend; ein hitziges Gefecht entspann sich, in welchem der junge Offizier sicherlich bald unterlegen wäre, wenn nicht gerade in demselben Augenblicke, als einer seiner Feinde den Tomahawk über seinem Kopfe schwang, um ihm den Todesstreich zu versetzen, ein alter Indianer hervorgesprungen wäre und sich zwischen den Kämpfer und die Rothhäute geworfen hätte. Die Indianer zogen sich sofort ehrerbietig zurück.

Der alte Mann nahm den Offizier bei der Hand, beruhigte ihn und führte ihn durch den Wald nach seinem Wigwam, wo er ihn mit dem größten Wohlwollen behandelte. Die Gesellschaft des Jünglings schien ihm Vergnügen zu machen; er war sein steter Begleiter, er lehrte ihn seine Sprache und machte ihn mit den rohen Künsten seines Volkes vertraut.

Sie lebten glücklich zusammen, nur zuweilen trübte die Erinnerung an die Heimath des Engländers Ruhe, und für eine kurze Zeit drückte sein Gesicht Kummer und Sehnsucht aus. Wanou ließ in solchen Augenblicken seinen Blick auf dem Jünglinge ruhen, und Thränen traten dann in seine Augen.

Bei der Wiederkehr des Frühlings wurden die Feindseligkeiten wieder erneuert und jeder Krieger war unter Waffen. Wanou, dessen Stärke noch hinreichend war, um die Mühen des Krieges zu ertragen, gesellte sich, von seinem Gefangenen begleitet, zu seinen Cameraden. Nach einem Marsche von über 200 Meilen gelangten die Indianer vor das Lager der Weißen. Wanou beobachtete des Jünglings Züge scharf, als er ihm das Lager der Weißen zeigte. „Da sind Deine Brüder, bereit uns zu bekämpfen,“ sagte er. Höre meine Worte! Ich habe Dein Leben gerettet. Ich habe Dich gelehrt, ein Canoe, Bogen und Pfeile zu machen, den Bären

und den Büffel zu jagen, das Reh im Sprunge zu erlegen und selbst den schlauen Fuchs zu überlisten.

Was warst Du, als ich Dich in meinen Wigwam führte? Deine Hände waren wie die eines Kindes, sie waren nicht geeignet, Dich zu ernähren, Dich zu vertheidigen, Du warst unwissend, ich habe Dich in Allem unterrichtet. Wirst Du undankbar sein und Deinen Arm gegen die rothen Männer aufheben?

Der junge Engländer erklärte mit Innigkeit, daß er lieber sein Leben verlieren, als einen Tropfen Blut seiner indianischen Freunde vergießen würde. Der alte Indianer schien von einer schmerzlichen Rückerinnerung überwältigt; er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, ließ den Kopf auf die Brust sinken und blieb in dieser Stellung einige Zeit stehen. Nachdem er sich gezwungen, seine Gefühle zu unterdrücken, blickte er den jungen Mann liebevoll an und mit einem Ausdrucke, aus dem Zärtlichkeit und Kummer sprachen, fragte er ihn: „Hast Du einen Vater?"

„Er lebte, als ich mein Vaterland verließ," antwortete der junge Mann.

„O, wie glücklich ist Dein Vater, daß er noch einen Sohn hat!" sagte der Indianer, und dann fügte er nach einer kurzen Pause noch hinzu: „Wisse, daß auch ich einst Vater war, aber ich bin es jetzt nicht mehr. Ich sah meinen Sohn in der Schlacht fallen; er focht heldenmüthig an meiner Seite, er fiel mit Wunden bedeckt und starb wie ein Mann! aber ich rächte seinen Fall, ja, ich habe ihn gerächt."

Wanou legte großen Nachdruck auf diese Worte, sein ganzer Körper schien tief erschüttert, seine Augen verloren ihre gewöhnliche Heiterkeit und schwere Seufzer drangen aus seiner Brust. Nach und nach wurde er wieder ruhiger und sich

gegen Osten wendend, wo die Sonne gerade in voller Kraft aufgegangen war, sagte er:

„Junger Mann! Du siehest dort das herrliche Licht — gewährt es Dir Vergnügen, es anzuschauen?"

„Ja," antwortete der Engländer, „ich sehe nie die aufgehende Sonne ohne Vergnügen oder ohne das Gefühl der Dankbarkeit gegen unsern großen Vater, der sie erschaffen hat."

„Es freut mich, daß es Dir Vergnügen macht, doch für mich ist alle Freude verloren," sagte Wanou. Einen Augenblick darauf zeigte er dem jungen Manne einen Strauch, der in voller Blüthe stand.

„Siehst Du diese schöne Pflanze? freut es Dich nicht, sie anzuschauen?"

„Ja, es gewährt mir großes Vergnügen," antwortete der junge Mann.

„Mir macht es nicht länger eine Freude" sagte der alte Mann, und nachdem er den jungen Engländer herzlich umarmt hatte, schloß er mit diesen Worten: „Entferne Dich, eile nach Deinem Vaterlande zurück, damit Dein Vater noch Freude habe, die aufgehende Sonne und die Frühlingsblumen anzuschauen.

Der Brand von Hanna's Town.

Hanna's Town, in Westmoreland County, ist in den Annalen des Staates Pennsylvanien berühmt, als der Platz, westlich von den Alleghanies, wo zuerst Gerechtigkeit nach den Formen der Weißen gehandhabt wurde. Auf den Ernst, mit dem diese Ansiedlung betrieben wurde, kann man daraus schließen, daß gleichzeitig mit der Bildung eines County ein Gerichtshof eingesetzt ward, und daß die dreißig hölzernen Hütten

des Städchens mit dem Namen Häuser beehrt wurden. Das Gerichtshaus, das Gefängniß, so wie das Fort waren aus demselben Material erbaut. Die Advokaten jener Zeit strebten, von tausend Schwierigkeiten umgeben, von denen unsere jetzigen Anwalte keinen Begriff haben, Ruf und Wohlhabenheit zu erlangen, und auf eine solche Weise, daß es selbst die Einwohner jenes Landstädtchens in Erstaunen setzte. Der erste vorsitzende Richter war Robert Hanna; Thomas Smith, später Richter in der Supreme Court, wohnte nur zuweilen dort. Der Weg, welchen General Forbes nach Fort Pitt eröffnet hatte, führte durch die Stadt.

Die periodische Rückkehr der Gerichtssitzungen brachte eine Classe kräftiger, abenteuerlicher, freier und offenherziger Männer zusammen; sie kamen von dem Red Stone Flusse, George's Creek, dem Yough'ogheny, dem Monongahela, der Catfish-Niederlassung und aus der Gegend, welche als Old Westmoreland bekannt war. Bei diesen Gelegenheiten gab es immer fröhliche Scenen, denn diese Menschen in der damaligen Zeit waren bei ihren Zusammenkünften heiter und vergnügt. Doch eine dieser fröhlichen und lustigen Scenen sollte leider durch die schrecklichen Ereignisse eines verhängnißvollen Tages getrübt und gestört werden.

Am 13. Juli 1782 war eine Gesellschaft auf dem Felde eines gewissen O'Connor eine halbe Meile nördlich von dem Dorfe mit der Ernte beschäftigt. Den ganzen Sommer hindurch waren die Einwohner in jener Gegend durch mehrere gelungene Ueberfälle der Indianer an der benachbarten Gränze, in Furcht und Schrecken erhalten worden. Viele Familien von Hanna's Town hatten deßhalb ihre Häuser verlassen und sich mit einigen andern von den benachbarten Niederlassungen nach dem zwei Meilen südlich gelegenen Millerstown begeben. Während nun die kleine Gesellschaft mit der Ernte beschäftigt

war, kam ein Mann, der nahe dem Walde gearbeitet hatte, vor Schrecken bleich, zu seinen Gefährten gelaufen und erzählte ihnen, daß ein Haufe Indianer sich nähere. Alle warfen ihre Sichel nieder und rannten nach der Stadt. Ihre Ankunft dort verursachte Bestürzung und Schrecken. Manche liefen nach dem Fort, Andere liefen auf und ab, ihre Frauen und Kinder suchend, und Andere unterstützten die Bejahrten bei ihrer Flucht. Die Thüre des Gefängnisses wurde geöffnet, und Männer, Frauen und Kinder stolperten und fielen über einander, begierig einen sichern Aufenthaltsort daselbst zu erreichen. Die Ungewißheit, in welcher Zahl die Wilden kommen, und was überhaupt dieselben zu thun gesonnen, vermehrte ihre Furcht um so mehr, und nicht eher als bis die ganze Bevölkerung in der größten Verwirrung war, kamen einige auf die vernünftige Idee, Spione auszusenden, um etwas Gewisses zu erfahren. Demgemäß machten sich vier junge Leute mit Büchsen bewaffnet auf und, den Weg über die Highlands einschlagend, gingen sie nach O'Connor's Feld, während Capitain J—, der zufällig in der Stadt war, einen größeren Umweg zu Pferde machte. Der Capitain kam zuerst auf dem Platze an und fand sich auf einmal einem großen Schwarme Indianer gegenüber. Sie waren ganz nach ihrer gewöhnlichen Manier bewaffnet und bemalt und beabsichtigten augenscheinlich die Zerstörung von Hanna's Town. Er wandte sein Pferd und floh. Unterwegs traf er die vier jungen Leute und befahl ihnen, sofort zurückzukehren; er verfolgte seinen Weg dann mit größter Eile, um den Einwohnern bei ihrem Rückzuge beizustehen. David Shaw, einer der vier jungen Leute, und seine drei Cameraden wurden von den Indianern verfolgt. Es gelang ihnen jedoch sich in einem trockenen Flußbette, welches nach der Crabtree-Creek führte, zu verbergen.

Die Indianer, die nicht wußten, daß die Bewohner von ihrer Ankunft benachrichtigt worden waren, wagten nicht zu schießen, und diesem Umstande verdanken die vier jungen Männer wahrscheinlich ihr Leben. Shaw, in der Stadt angekommen, fand Alles öde und verlassen. Er sah die Indianer, mit ihren im Winde flatternden Haarbüscheln und den Tomahawk in der Luft schwingend, sich nähern. Shaw mit einem Muthe, der an Tollkühnheit gränzte, legte seine Büchse an, zielte und erschoß einen der Wilden. Er stürzte darauf aus seinem Verstecke hervor und erreichte das Fort in Sicherheit. Die Indianer drangen in die Stadt, und da sie dieselbe still und verlassen fanden, steckten sie sie in Brand. Einer von ihnen zog einen großen Rock an und paradirte vor dem Fort auf und nieder. Er wurde zwar niedergeschossen, doch die Garnison wagte nicht, auf die Hauptmasse der Wilden zu feuern, wahrscheinlich einen Sturm befürchtend.

Ein junges Mädchen, Namens Jennet Shaw, fand in dem Fort auf sehr tragische Weise ihren Tod. Ein Kind war fortgelaufen und stand gerade am Eingangsthore des Forts. Sie eilte zu dem Kinde, fiel aber schon in demselben Augenblicke von einer Kugel in die Brust getroffen, todt nieder.

Während dieser Zeit war eine Partie Indianer nach der Millers-Station marschirt. In jenem Orte war am Tage zuvor eine Hochzeit gefeiert worden, und eine Anzahl der benachbarten Ansiedler waren zum Besuche bei dem jungen Paare. Unter ihnen befand sich auch ein gewisser John Brownlee, der in den Gränz-Kriegen sich berühmt gemacht hatte, und wegen seines Muthes, seiner Thätigkeit und seiner Freigebigkeit allgemein beliebt war. Die Indianer kannten seinen Charakter und einige von ihnen hatten ihn wahrscheinlich schon früher gesehen. Als die Indianer herannahten, belustigte sich die Hochzeits-Gesellschaft gerade in dem Haupt-

gebäude des Dorfes. Andere Bewohner des Ortes waren auf den Wiesen beschäftigt, und die übrigen Einwohner folgten ihren gewohnten Tagesarbeiten. Plötzlich, wie ein Blitz aus heiterer Luft, drang das Kriegsgeschrei in die Ohren der friedlichen Ansiedler. Die im Felde beschäftigten und die übrigen Bewohner entflohen. Ein Mann, der seine Mutter in der Flucht unterstützte, und sein Kind auf dem Arme fortschleppte, wurde von den Indianern verfolgt und auf einem in der Nähe liegenden Hügel von denselben eingeholt. Festen Muthes setzte der Mann sein Kind nieder, um seine Mutter besser unterstützen zu können. Er entkam glücklich und die Vorsehung schien dieser That der Kindesliebe ihren besondern Schutz verliehen zu haben, denn als er am nächsten Morgen zu seiner Hütte zurückkehrte, fand er das Kind ruhig im Bette schlafen—es war das einzige lebende menschliche Wesen in der Mitte aller dieser Verwüstung. Wahrscheinlich war das Kind, von den Indianern unbemerkt, nach Hause zurückgegangen und hatte sich auf das wohlbekannte Lager gelegt.

In dem Hauptgebäude war die Gesellschaft durch das Geschrei der Frauen und Kinder, vermischt mit dem Kriegsgeheul der Wilden, so aufgeregt und bestürzt, daß sie mehrere Augenblicke lang unentschlossen blieb. Ein junger Mann von muskulöser Gestalt ergriff Brownlee's Kind und lief den Feldern zu. Er wurde von drei oder vier Wilden verfolgt; doch er vergrößerte die Entfernung zwischen ihnen schnell, so daß er, bei einem Roggenfelde ankommend, sich hinter einem dicken Gebüsche verstecken konnte; er überstieg die Hecke und sprang dann weit in den Roggen hinein, wo er sich niederlegte. Er hörte das rasende Geschrei der Wilden, als sie an ihm vorbeiliefen und ihr unzufriedenes Murren, als sie erfolglos zurückkehrten. Der junge Mann erreichte ein hohes Alter. Brownlee ergriff eine Büchse und stürzte der Thüre zu; doch

gerade als er sich mit einigen Indianern in's Gefecht einlassen wollte, hörte er seine Frau ausrufen: „Jack, Du wirst mich doch nicht verlassen?" Er kam zurück und setzte sich ruhig zu ihr. Die ganze Gesellschaft, das junge Paar eingeschlossen, wurde zu Gefangenen gemacht. Während diese Unglücklichen fortgeführt wurden, sah man Capitain J— dem Dorfe zusprengen, um die Niederlassung von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen, mußte aber in größter Eile zurückkehren, da er sich auf einmal in Schußweite der Indianer befand. Die Indianer, ihrer Beute gewiß, legten ihre Büchsen an, fehlten aber, trotz ihres Kugelregens, ihr Ziel, und der Capitain erreichte glücklich das Fort.

Die Indianer zogen sich jetzt zurück. Nachdem sie ungefähr eine halbe Meile fortgegangen waren, bemerkten die Gefangenen, daß vier oder fünf der neben Brownlee gehenden Indianer einige heftige Worte wechselten und häufig nach Brownlee blickten; und als dieser sich kurze Zeit darauf bückte, um das Kind auf seinen Rücken zurecht zu legen, spaltete ihm ein Häuptling mit seinem Tomahawk sofort das Haupt. Das arme Kind theilte sein Schicksal. Eine der Frauen vermogte bei diesem Anblick einen Schreckensschrei nicht zu unterdrücken und dieselbe blutige Waffe, von derselben Hand geführt, spaltete auch ihren Schädel. Frau Brownlee blickte mit sprachlosem Entsetzen auf diese schaudererregende Scene. Bei Anbruch der Nacht machten die Wilden in Hanna's Town Halt, delektirten sich an den Speisen, welche sie gestohlen hatten und erwarteten den nächsten Morgen, um das Fort anzugreifen, welches nur durch eine Kriegslist gerettet wurde. Bei Sonnenuntergang hatten sich 30 herzhafte Hinterwäldler auf George's Farm versammelt, um dem Forte zu Hülfe zu kommen. Bald nachdem es dunkel geworden war, machten sie sich auf den Weg, Einige zu Pferde und die An-



Rückzug der Indianer mit ihren Gefangenen.

dern zu Fuß; jeder mit seiner geladenen Büchse bewaffnet. Sie näherten sich dem Forte mit gehöriger Vorsicht. Als sie jedoch sahen, daß der Feind sich im Crabtree-Grunde gelagert hatte, marschirten sie auf das Thor zu. Die Freude der Garnison bei dieser unerwarteten Hülfe läßt sich leicht denken. Nach langer Berathung gelangten sie zu der Ansicht, daß die Indianer höchst wahrscheinlich das Fort am nächsten Morgen angreifen würden. Die Besatzung war nur 55 bis 60 Mann stark und nur 45 von ihnen hatten Büchsen; die Indianer dagegen zählten mehr als 300 Mann.

Um die große Ungleichheit der Kräfte dem Feinde zu verbergen, wurden die Pferde von flinken Leuten bestiegen, welche im gestreckten Galopp über die Brücke sprengten, die über den Graben, welcher die Palisaden umgab, führte. Dies wurde häufig wiederholt und zwei alte Trommeln wurden wieder zurecht gemacht, die, von einer Pfeife begleitet, in gewissen Zwischenräumen während der ganzen Nacht Lärm machen mußten. Während sie hin und zurückmarschirten, wurde die Brücke zuweilen von der ganzen Garnison zu Fuß überschritten. Diese Maßregel hatte die gewünschte Wirkung. Die militärische Musik von dem Forte und das Stampfen der Menschen und Pferde, scholl weit über das niedrige Land des Craptree-Grundes, und an das Ohr der Wilden dringend, erfüllte es ihr Herz mit Schrecken.

Um Mitternacht flohen sie mit ihren Gefangenen und am folgenden Tage wurden sie eine ziemliche Strecke weit verfolgt. In Canada angekommen, übergaben die Indianer ihre Gefangenen den Engländern; eine sehr liebenswürdige junge Dame, die sich mit unter denselben befand, verheirathete sich später mit einem englischen Offiziere. Nach dem Frieden von 1783 kehrten die Uebrigen nach Pensylvanien zurück.



Wyoming's verlorene Schwester.

Man hat sehr viele Beispiele, daß Indianer den Wigwam verlassen, ihre Sitten und Religion von sich werfen und brauchbare Glieder der civilisirten Gesellschaft werden. Beispiele entgegengesetzter Art sind selten, obgleich auch deren schon einige stattgefunden haben. Oefter aber hat es sich ereignet, daß weiße Kinder, welche von den Indianern gestohlen und erzogen waren, ihre Bekannten und Freunde, ja selbst ihre Eltern und Geschwister vergessen, oder wenn noch zu jung, um dies vergessen zu können, so doch späterhin jeden Unterschied in der Farbe übersehen haben und wahre Indianer geworden sind. Die Erfahrung hat es schon zu oft bewiesen, daß es schwerer hält, einen adoptirten Wilden zur Civilisation zurückzubringen als seinen rothen Bruder; und wenn dies fest steht, so möchte die Vergleichung, ob der Einfluß der Natur oder der civilisirten Gesellschaft auf die Leidenschaften

und Glückseligkeit des Menschen größer ist, eine hübsche Frage für den Philosophen geben. Ob nun das etwaige Resultat dieser Untersuchung dazu dienen würde, das Wohlbehagen zu zerstören, mit dem wir auf unsere Ueberlegenheit über den Sohn der Wildniß hinblicken, überlassen wir dem Urtheil eines jeden Lesers.

Im Jahr 1778 wurde die Familie des Herrn Jonathan Slocum, Wilkesbarre, (Campbell's Wyoming) im Staate Pennsylvanien, von Indianern überfallen. Im Hause befanden sich gerade zwei kleine Mädchen, 9 und 5 Jahre alt, ein Knabe von 13, ein kleiner Junge von 2½ Jahren und deren Mutter. Die Männer arbeiteten auf dem Felde, und zwei junge Burschen waren im Vorhause damit beschäftigt, ein Messer zu schleifen. Einer von ihnen wurde erschossen und mit seinem eignen Messer scalpirt. Das älteste Mädchen ergriff den kleinen Buben und lief mit ihm auf das Fort zu. Die Indianer zeigten eine ungewohnte Menschlichkeit, indem sie das Mädchen mehr verfolgten um sie zu ängstigen und sich an ihrem Fortlaufen zu ergötzen, denn ihr irgend ein Leid anzuthun. Sie nahmen dann den Knaben, welcher den Schleifstein gedreht hatte, den jungen Slocum und seine Schwester Franciska, und machten sich zum Abmarsche bereit. Der kleine Slocum war lahm, und die Indianer, anstatt ihn, ihrer sonstigen Gewohnheit gemäß, zu tödten, setzten ihn nieder und gingen fort. Einer aus der Bande warf das kleine Mädchen über die Schulter, und ihr kleines Gesichtchen, mit den thränenvollen, um Hülfe flehenden Augen, halbbedeckt von dem langen, schönen Lockenhaar, war das Letzte, das der Mutter Auge von ihrem Liebling sehen konnte. —

Während eines Monats wurde Nichts von den Indianern und deren Gefangenen gehört; dann kehrten sie zurück, ermordeten den alten Großvater und schossen eine Kugel in das Bein

des lahmen Knaben, welche er mit zu seinem Grabe tragen mußte. Sie zogen sich wiederum in die Wälder zurück und kamen nicht wieder. Jahre verflossen, Nichts konnte jedoch von dem kleinen Mädchen und dessen Mitgefangenen in Erfahrung gebracht werden. Als die Mutter starb, und die übrigen Brüder erwachsen waren, beschlossen diese, im Fall es möglich wäre, sich von dem Schicksale ihrer Schwester zu vergewissern. Sie erkundigten sich überall, schrieben Briefe an mehrere Stämme und Agenten, durchreisten den ganzen Westen und Canada.—Alles war jedoch vergebens; und seit 58 Jahren schon begruben die großen, finstern Wälder, gleich ihren wilden Bewohnern, in ihren stillen Einöden das Schicksal der kleinen Gefangenen.

Diese ganze Zeit hindurch war Franciska am Leben, und sie wurde durch einen reinen Zufall der civilisirten Welt wieder zurückgegeben. Herr G. W. Ewing, Vereinigte Staaten Agent für das Indiana-Gebiet, verlor, während er längs den Ufern des Missiesiniwa reiste, (ungefähr 1836) seinen Weg, wurde von der Nacht überfallen und suchte in einem benachbarten Wigwam Unterkommen. Derselbe gehörte einem wohlhabenden Jäger, und war mit Fellen, Waffen und Lebensmitteln wohl gefüllt. Der Agent wurde freundlich empfangen und aufgenommen, und ließ sich nach dem Abendbrote in ein Gespräch mit der Wirthin ein. Ewing erstaunte bald, als er sah, daß ihr Haar fein und flachsfarben war, auch dünkte es ihm, daß ihre Haut unter der Kleidung weiß aussah. Wie wurde er jedoch überrascht, als er von ihr erfuhr, daß sie die Tochter weißer Eltern, daß ihr Name Slocum, und daß sie, wenn ungefähr fünf Jahre alt, von Indianern geraubt und von einem Hause an der Susquehanna fortgeführt sei. Etwas Weiteres vermochte sie sich nicht mehr zu erinnern.

Sowie er sein Haus wieder erreichte, erzählte er dies Abenteuer seiner Mutter. Auf ihren Rath schrieb er dann auch eine Erzählung hiervon zur Veröffentlichung nach Lancaster. Durch eine kaum zu erklärende Nachlässigkeit blieb dieselbe jedoch in dem Büreau zwei Jahre liegen, wurde dann veröffentlicht und von Herrn Slocum in Wilkesbarre, dem ehemaligen kleinen Knaben, der vor 60 Jahren von seiner Schwester gerettet wurde, nach ein paar Tagen gelesen. Er reiste sofort nach Indiana ab, begleitet von der Schwester, die ihn damals rettete, gleichzeitig an seinen Bruder schreibend, mit ihm bei dem Wigwam zusammenzutreffen. Die kleinen, mit dieser so merkwürdigen Reise verknüpften Ereignisse sind sorgfältig aufbewahrt worden, und mögen vielleicht eine angenehme Unterhaltung gewähren.

„Ich werde meine Schwester gewiß erkennen," sagte die Dame, „denn sie verlor den Nagel von dem ersten Finger. Dein Bruder schlug ihn einst in einer Schmiede-Werkstatt mit einem Hammer ab; sie war damals vier Jahre alt." Indem sie die Stube, wenn wir das Gemach so nennen wollen, betraten, sahen sie ein Indianer-Weib, dem Anscheine nach 75 Jahre alt, angemalt und mit Perlen geschmückt. Ihr Haar war jedoch wie der Agent es beschrieben hatte, und ihre Haut unter der Kleidung schien weiß zu sein.

Sie erhielten darauf einen Dolmetscher und begannen die Unterhaltung. Wir können uns wohl die Gefühle schildern, die die kleine Gesellschaft beseelten, wenn sie den Worten des indianischen Weibes lauschten. Die Erzählung des Ereignisses des Ueberfalles und der Gefangennahme—uns schon zu wohl bekannt—wollen wir übergehen; dieselbe wurde jedoch mit einer solchen Treue wiedergegeben, daß sie keinem Zweifel mehr Raum ließ. „Auf welche Weise verlorst du deinen Nagel?" fragte sie die Schwester „Mein Bruder schlug ihn in

einer Werkstatt ab, als ich noch ein Kind war." „Wie war dein Name?" Dessen konnte sie sich jedoch nicht mehr erinnern. „War derselbe Franciska?" Sie lächelte, als sie diesen lang vergessenen Namen wieder hörte, und antwortete schnell „Ja!" Alle waren jetzt hinlänglich überzeugt, daß die lang ersehnte, so schmerzlich entbehrte Schwester vor ihnen stand, daß sie alle zu einer Familie gehörten; und dennoch war keine Freude in dieser Unterhaltung. Es lag eine solche Traurigkeit in derselben, nicht etwa durch die Rückerinnerung an die Vergangenheit verursacht, sondern durch das tiefe, traurige Gefühl der Gegenwart.

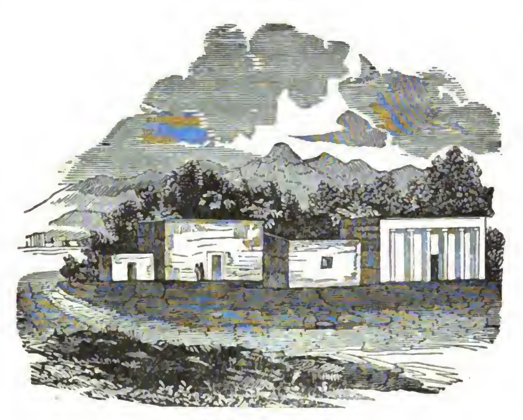
Denn obgleich die Brüder vor Rührung kein Wort zu sprechen fähig waren, im Zimmer auf- und abgingen, und die Schwester nicht die Thränen zu hemmen, nicht die Seufzer zu unterdrücken vermochte, welche sich ihrer tief bewegten Brust entrangen;—saß die arme indianische Schwester still, bewegungslos da; kein Zug erwachender Zuneigung für die wiedergefundenen Lieben war in ihrem Gesichte zu lesen, keine Thräne in ihrem Auge zu sehen, kein Seufzer zu hören, der zeigte, daß die Saiten ihres Herzens gerührt wären;—ach! sie waren schon alle erstorben; ein zartes, feines Gefühl ihrer Brust schon längst fremd!

Franciska's Geschichte kann mit wenigen Worten erzählt werden. Die Truppe, welche den Ueberfall gegen das väterliche Haus gemacht hatte, bestand aus Delaware-Indianern. Sie verblieb bei diesem Stamme bis sie erwachsen war, und heirathete dann einen Häuptling, als dieser jedoch gestorben oder von ihr fortgelaufen war, heirathete sie einen Miami-Indianer. Sie hatte zwei Töchter; beide waren schon erwachsen und an Indianer verheirathet. Sie wohnten Alle in einem Gemache zusammen, ritten dieselben Pferde und schlie-

fen des Nachts auf dieselbe Weise, nämlich auf der Erde, in eine Decke gewickelt.

Ihre Geschwister suchten sie zu überreden, mit ihnen zurückzukehren, und, falls sie es wünschte, ihre Kinder mitzubringen; sie erboten sich, ihr ein hübsches, schönes Haus an dem Ufer der Susquehanna zu geben;—Alles war jedoch vergebens. Sie antwortete ihnen: „Ich habe fast mein ganzes Leben bei Indianern zugebracht; sie sind gut und freundlich gegen mich gewesen; ich habe meinem verstorbenen Ehemanne an seinem Todtenbette versprochen, nie seine rothen Brüder zu verlassen, und ich bin fest entschlossen, mein Versprechen zu halten. Deßhalb laßt mich, ich kann eure Bitte nicht erfüllen!" Traurig und bekümmert verließen die drei hochherzigen Verwandten die Hütte, ihre Schwester in der Wildniß zurücklassend.

Die indianische Schwester starb im Jahre 1847.. Obgleich ihre Sitten und Gewohnheiten bis zu ihren letzten Tagen ganz die der anderen Indianer waren, so lag doch in ihrem ganzen Wesen ein Etwas, das sie über ihre Gefährten zu erheben schien. In ihrem Haushalte waltete Geschmack und Zierlichkeit, und in Folge ihrer Sparsamkeit war ihr Gatte stets wohl mit Allem versehen. Sie wurde bewundert und geliebt, sowohl von rothen wie von weißen Männern. Ihr Grab befindet sich auf einem hübschen Hügel am Zusammenflusse des Mississinewa und Wabash,—eine Stelle, die sie sich selbst zu ihrem letzten Ruheplatze ausersehen, und auf der sie schon länger denn dreißig Jahre gewohnt hatte



Santa Fe, New Mexico.

Unglück einer Gesellschaft von Missouri Kaufleuten.

Im December 1832 verließ eine aus zwölf Mann bestehende Gesellschaft Santa Fe, und begab sich, längs dem Canadian Flusse, auf den Weg nach Independence. Sie führten auf Mauleseln ungefähr 10,000 Dollars in Silber mit sich. Als sie beim Flusse anlangten, sahen sie eine zahlreiche aus Camanches und Keiawahs bestehende Indianerbande auf sich zukommen. Auf beiden Seiten wurde sofort Halt gemacht, und die Kaufleute, ihre Gegner scharf im Auge behaltend, rüsteten sich zur Vertheidigung. Anstatt sofort auf die Weißen zu feuern, kamen die Indianer, dem Auscheine nach in der freundlichsten Absicht, einzeln näher, wußten sich jedoch

so aufzustellen, daß sie bald fast die Kaufleute ganz eingeschlossen hatten. Diese, einen stürmischen Angriff fürchtend, bewegten sich mit einiger Hast vorwärts; die Camanches bestiegen jedoch ganz ruhig ihre Pferde und trabten hinter ihnen her.

Nachdem beide Theile eine kleine Strecke zurückgelegt hatten, bogen plötzlich zwei Maulesel seitwärts von den andern ab und liefen auf den Fluß zu. Dies schien für die Indianer das Signal zu sein, das Werk des Todes zu beginnen. Einer von den Kaufleuten lief den Thieren nach, um sie zurückzubringen, er fiel jedoch bald, von einer Kugel durchbohrt, todt nieder, während gleichzeitig sämmtliche Indianer auf die kleine Gesellschaft stürzten. Die Händler sprangen von ihren Pferden, und gaben eine Salve auf die Indianer, wodurch diese in ihre frühere Stellung zurückgetrieben wurden. Jedoch war schon wieder Einer von den Weißen gefallen, und kaum vermogten diese von den Ladungen der Maulesel eine Barricade zu bauen, welche sie vor dem feindlichen Feuer schützen könnte; nachdem ihnen dies gelungen war, machten sie mit ihrem Werkzeuge einen Graben hinter der Barricade, um gegen die Kugeln ihrer Feinde gesichert zu sein.

Die Indianer machten mehrere Angriffe, wurden aber jedesmal zurückgeschlagen; dagegen gelang es ihnen, in kurzer Zeit alle Pferde und Maulesel zu verwunden oder zu tödten. Da die Indianer sahen, daß sie auf diese Weise den Weißen nicht beikommen konnten, änderten sie sofort ihren Angriffsplan, wohl wissend, daß eine Belagerung, wenn auch früher oder später, ihnen ihre Feinde gewiß in die Hände liefern mußte. Dies machte denn auch die Lage der jetzt noch übrigen zehn Kaufleute wirklich bedauernswerth; Fleisch konnten sie sich zwar von den getödteten Thieren genug verschaffen, sie befanden sich aber auf einer sandigen, trocknen Stelle, gänzlich von Wasser entblößt, und auch jedes Mittels beraubt, sich welches zu ver-

schaffen. Die furchtbare Gewißheit, langsam in dieser großen Hitze zu verschmachten, war jedenfalls schrecklicher als ein etwaiger, wenn auch wahrscheinlicher Tod durch Indianer-Hand, und sie beschlossen daher, nachdem sie sechsunddreißig Stunden die Belagerung ausgehalten hatten, bei Nacht einen Ausfall zu machen. Da ihre Thiere alle getödtet waren, so war es nicht möglich, alles Geld fortzuschaffen, sie nahmen daher ein Jeder so viel als er tragen konnte, und scharrten das Uebrige ein. Sie schlichen sich dann leise aus ihrem Verstecke, gingen durch die Reihen der schlafenden Indianer, und eilten in rascher Flucht vorwärts. Mit jedem Augenblicke erwarteten sie das furchtbare Schlachtgeschrei der Indianer zu hören, und es muß uns in der That verwundern, daß sie nicht von den Indianern verfolgt wurden;—sie bekamen keinen Camanches wieder zu Gesicht.

Die Leiden dieser armen Männer waren jedoch noch nicht überstanden, im Gegentheil sollten sie einem Schicksale entgegen gehen, das wenig besser war als dasjenige, dem sie so eben mit genauer Noth entronnen. Ihre Lebensmittel und Munition schwanden nach und nach zusammen; schon waren sie darauf angewiesen, sich von Baumrinde und Wurzeln zu ernähren; ihre Füße waren verbrannt und zerrissen durch den glühend heißen Sand und die spitzen Felsen, über die sie klettern mußten; um aber den Becher des Unglücks ganz zu füllen, verloren sie auch noch den richtigen Weg. Bis auf den Tod erschöpft, ohne Lebensmittel, ohne Munition, umgeben von blutdürstigen Feinden, mußten sie jetzt in der großen, unendlichen Einöde umherirren. Leider brachen auch noch Streitigkeiten unter ihnen aus, durch welche sie getrennt wurden. Fünf von ihnen erreichten endlich, nach furchtbaren Leiden, die Ansiedlungen der Creeks am Arkansas-Fluß, die dort so lange aufgenommen und freundlich gepflegt wurden, bis sie

sich wieder erholt hatten. Von den andern Fünfen fanden drei ihr stilles, verlassenes Grab in den Sandhügeln dieser Wildniß; den andern Beiden gelang es, nach schrecklich ausgestandenen Leiden, das Gebiet der Vereinigten Staaten wieder zu erreichen. Alles Geld war natürlich verloren gegangen, und man erfuhr später, daß die Camanches in Besitz desselben gekommen waren.





Das Moosthier.

Die Jagd des Moosthieres.

Das Moosthier * (Cervus alces) bewohnt die nördlichen Theile von Europa und Amerika. Im letztern Welttheile hat man es so weit gegen Norden angetroffen, als man überhaupt jenen Landstrich genau untersucht; gegen Süden findet man es bis zu den Ufern der großen Seen und in den New-England-Staaten; es scheint jedoch hier schon fast ausgestorben zu sein, da man es in jüngster Zeit nicht mehr südlich vom Maine-Staate gesehen hat.

* Es wird in Europa häufig Elenthier genannt; aber das Elenthier (Cervus Canadensis) rothe Reh, Wapiti, unterscheidet sich vom Moosthiere auf die augenfälligste Weise.

Das männliche Moosthier wird oft fast größer denn ein Pferd; das Weibchen dagegen ist bedeutend kleiner und auch in der Farbe verschieden. Das Haar des männlichen Thieres ist lang und weich, an den Spitzen schwarz, weiterhin aschgrau und an der Wurzel weiß; das Haar des weiblichen ist jedoch von einer sandbraunen Farbe, und an einigen Stellen, namentlich unter der Kehle und dem Bauche, an den Spitzen, überall jedoch an der Wurzel weiß.

Dichte Wälder und beschattete Sümpfe sind die Lieblings-Plätze dieses Thieres; und dies kommt daher, weil es hier stets auf die bequemste Weise hinlänglich Futter findet. Die Länge der Glieder und die Kürze des Genickes, welche ihm in der offenen Ebene nachtheilig und hinderlich sein müssen, sind gerade hier von großer Wichtigkeit für dasselbe, indem es ihm hierdurch möglich, die Reiser und jungen Zweige von der Buche, der Pappel und dem Ahorn abzuweiden, oder wenn ihm die Lust anwandelt, einige von den Wasserpflanzen zu kosten, welche so herrlich auf solchen schlammigen Stellen wachsen, so kann es, vermöge seiner lange Füße, mit Leichtigkeit auf den sumpfigen Stellen gehen, ohne einzusinken und seine Nahrung finden. Wenn es gezwungen, auf flachem, festem Boden zu grasen, so muß es entweder niederknieen, oder seine Vorderbeine weit auseinanderspreizen. Wenn es an den Seiten von steilen Anhöhen weiden will, so kann das Moosthier auch dieses mit der größten Bequemlichkeit thun, indem es das Gras von unten nach oben fortfrißt, und je steiler die Anhöhe, desto leichter ist es im Stande fortzukommen. So lange es jedoch noch hinlänglich Blätter und junge Zweige auf den Bäumen finden kann, zieht es dieses Futter jedem andern vor.

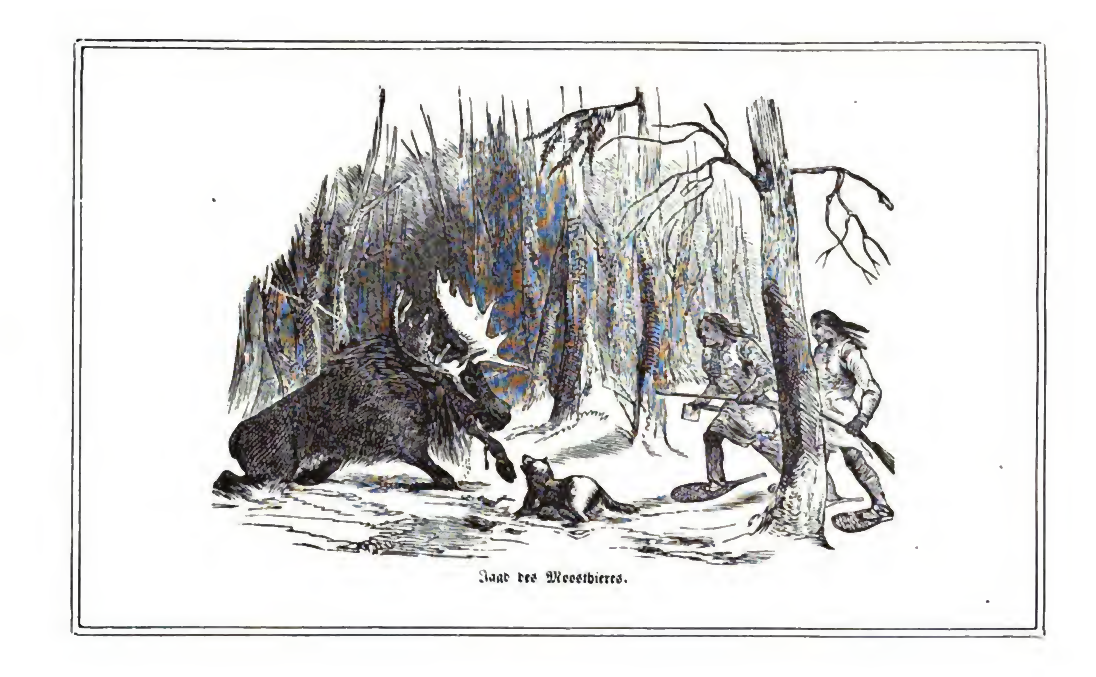
Im Sommer hält das Moosthier sich gewöhnlich in Sümpfen oder tiefen Gründen, in der Nachbarschaft von Seen und Flüssen auf, da es ihm ein großes Vergnügen macht

durch diese zu schwimmen und sich dadurch auch wenigstens für kurze Zeit, vor den Belästigungen der Insecten zu sichern; auch watet es gerne an den Ufern umher, um die großen Wasserpflanzen abzufressen, welche auf der Oberfläche schwimmen. Auch pflegt es sich einen guten Trinkplatz auszusuchen, zu dem es regelmäßig jeden Tag geht; — ein Umstand, der dem indianischen Jäger sehr zu statten kommt, da es ihm dadurch möglich wird, von einem sichern Hinterhalt aus das Thier niederzuschießen. Im Winter sucht es in Rudeln von 15 bis 20 die dichtesten, versteckteſten Stellen des Waldes auf.

Die Hauptjagd auf das Moosthier wird gewöhnlich im Monate März abgehalten, wenn der tiefgefallene Schnee mit einer Eiskruste bedeckt ist, die stark genug ist, das Gewicht eines Hundes, aber nicht eines Moosthieres zu tragen.

Fünf oder sechs Indianer, mit Schneeschuhen, einer Art Tornister, Lebensmittel für ungefähr eine Woche enthaltend, und allen nöthigen Sachen versehen, um des Nachts ein behagliches Lager aufschlagen zu können, machen sich auf, das Lager des Moosthieres auszuspüren. Sobald sie eins entdeckt haben, halten sie ihre Hunde zusammen und schlagen für die kommende Nacht ihr Lager auf, um am andern Morgen früh die Jagd beginnen zu können, bevor die Sonne den Schnee weich gemacht hat, indem dies die Hunde aufhalten, dagegen aber die Flucht des Thieres beschleunigen würde.

Mit Tagesanbruch werden die Hunde losgelassen, und die Jäger, mit großen Schneeschuhen versehen, folgen ihnen so dicht auf dem Fuße wie möglich. Sobald die Hunde ein Moosthier erreicht haben, greifen sie dasselbe von allen Seiten an, und zwingen es, sein Heil in schleunigster Flucht zu suchen. Weit kann es jedoch nicht laufen, denn die scharfe Eiskruste, durch die es bei jedem Schritte bricht, verwundet dem armen



Jagd des Moosthieres.

Thiere seine Beine so sehr, daß es stillsteht und mit seinen Hörnern um sich herumschlägt, und gegen die Hunde sich zu vertheidigen sucht. Die Ankunft des Jägers auf einen passenden Platz beendet bald den Kampf, da die selten fehlende Kugel das Thier niederstreckt.

Ich will schließlich eine Anekdote mittheilen, welche ich einstens von einem Jäger hörte:

Die Hunde waren in den Wald geschickt, um ein Moosthier aufzujagen,—ein Geschäft, mit dem sie wohl vertraut waren, während sich der Jäger auf einen Platz placirte, gerade so nahe der Stelle, an welcher das von den Hunden aufgejagte Thier herausbrechen würde, so daß der Jäger es mit einem Schusse niederstrecken konnte. Der Ort, den er für seinen Hinterhalt ausersah, war am Ende einer Ebene, am Fuße eines steilen Hügels belegen; die Ebene war ungefähr ¼ Meilen lang, an dem einen Ende von dem Hügel, an dem der Jäger stand, an dem andern von einem steilen Flußufer eingefaßt. Er hatte sich diese Stelle gut ausgewählt, den Inhalt seiner Büchse sorgfältig untersucht und war überzeugt, daß die Ladung in gutem Zustande war; er hatte den Stein seines Gewehres an seinem Hute abgerieben, um ihn reiner zu machen — kurz, es war Alles bereit, und auf jedes Geräusch horchend, das Ohr nach dem Hügel gekehrt und den Mund ein Bischen geöffnet, um das Gehör zu unterstützen, das Thier erwartend.

Er hatte noch nicht lange gewartet, als das plötzliche Gebell der Hunde an sein Ohr schlug, und er wußte nun, daß binnen wenigen Minuten ein Thier an ihm vorbeifliehen würde, denn seine Hunde hatten ihm durch ihr Bellen angezeigt, daß sie eins vor sich her jagten. Er wurde auch nicht getäuscht; er hörte schon in ziemlicher Entfernung deutlich den schnellen, aber schweren Trab des Moosthieres, welches einige Augenblicke

später schon den Abhang des Hügels hinunterjagte, sein Geweih majestätisch auf seinen Rücken zurückgelegt. Jetzt kommt der entscheidende Augenblick — noch ein Schritt mehr, und seine edle Brust, schon im Bereiche der fast nie fehlenden Büchse, wird von deren Inhalte durchbohrt sein. Die Büchse liegt an des Jägers Backe, sein Auge sieht ruhig dem Laufe entlang, jetzt wird der Hahn gerührt — ein Blitz und der Todes-Schall drang scharf und schrillend durch die stille Luft. Der Flüchtling fiel, und der Jäger, um sich seines Opfers zu vergewissern, warf seine Büchse fort, ergriff sein Messer und sprang fast in demselben Augenblicke auf den Rücken des Thieres, um ihm die Kehle zu durchschneiden.

Aber, siehe da! die Kugel hatte nur eines seiner Hörner nahe an der Wurzel getroffen, wodurch das Thier für den Augenblick gelähmt und zum Fall gebracht wurde. Es kam jedoch wieder auf die Beine, ehe der Jäger Zeit genug gewinnen konnte, es mit seinem Messer zu verwunden, und da es spürte, daß sich der Feind auf seinem Rücken befinde, erhob es sich und sprang mit der Schnelligkeit eines Pfeiles davon. Unterdessen fand der Jäger, der alle Hände voll zu thun hatte, sich an den Hörnern anzuklammern, keine Zeit, einen Angriff mit seinem Messer auf die Gurgel desselben zu machen. Auf diese Weise wurde er, mit den Beinen unter den Bauch des Thieres anklammernd, mit einer fürchterlichen Schnelligkeit über die ganze Ebene hinweggetragen, bis dasselbe an das steile Ufer eines Flusses kam, wo selbst es nicht sobald angelangt war, als es sich mit seinem Reiter mit einem fürchterlichen Sprunge ins tiefe Wasser stürzte.

Hier erfolgte nun ein förmliches Ringen mit dem Jäger und dem Moosthiere; es versuchte denselben mit seinen Vorderfüßen unter das Wasser zu drücken, während der Jäger sich bestrebte, den Kopf desselben festzuhalten, und ihm zu

gleicher Zeit die Gurgel abzuschneiden. Dies brachte er bald zu Stande, und indem er ans Ufer schwamm, zog er seine Beute nach sich und erklärte seinen Cameraden, welche den Spaß mit angesehen hatten, und jetzt am Ufer ds Flusses versammelt waren, daß er einen „ganz glorreichen Ritt" gehabt habe.

Der Name dieses Mannes war John McMullen, und selbst jetzt noch erinnern sich viele der ältern Bewohner an den Ufern des Susquehanna seiner auf's Lebhafteste.

Der Büchsenschütze von Chippewa.

Die Chippewas sind ein zahlreiches Volk und bewohnen das Land nördlich vom See Superior, nicht weit von den Quellen des Mississippi. Sie werden in verschiedene Stämme eingetheilt, und man unterscheidet sie durch die Anzahl blauer oder schwarzer Linien, welche auf ihre Backen und Stirnen tatowirt sind.

Reisende haben dieselben stets als „die friedlichen Stämme von Indianern beschrieben, welche in Nord-Amerika bekannt sind." Sie sind nicht bemerkenswerth wegen ihrer Gewandtheit als Jäger, und dies rührt ohne Zweifel daher, weil sie sich sowohl Wild als Fische mit der größten Leichtigkeit verschaffen können.

Wenn sie Hirsche verfolgen, so treiben sie dieselben zuweilen in die kleinen Seen und tödten sie dann vom Canoe aus mit dem Speere; zuweilen schießen sie dieselben mit Bogen und Pfeil, nachdem sie sie in Gehäge, welche zu diesem Zwecke erbaut werden, getrieben haben. Schlingen aus Hirschsehnen verfertigt, werden gleichfalls häufig gebraucht, um sowohl großes als kleines Wild zu fangen; und da alle diese Beschäfti-

gungen erfordern blos die Kraft der alten Männer und Knaben, so nehmen sie Theil an diesen Arbeiten, welche bei den meisten Stämmen ausschließlich den Weibern überlassen sind

Von Person sind die Chippewas nicht merkwürdig, sie sind im allgemeinen stark, ihre Gesichtsfarbe ist schwarzbraun, ihr. Gesichtszüge sind breit, und ihr Haar gerade und schwarz, was bei den meisten indianischen Stämmen der Fall ist. Aber sie besitzen nicht das durchdringende Auge, welches so allgemein die indianischen Gesichtszüge belebt.

Der Anblick der Weiber ist angenehmer als der der Männer; sie tragen ihr Haar sehr lang, und verwenden viel Aufmerksamkeit auf die Frisur desselben, indem sie dasselbe mit Bärenöl einreiben, und mit vielem Geschmacke flechten.

Sie scheinen mehr Aufmerksamkeit auf die Bequemlichkeit des Anzugs zu richten, und weniger bekümmert um das äußere Ansehen desselben zu sein, als andere ihrer rothen Brüder. Häute von Hirschen und Hirschkälbern, welche so geschickt mit dem Haare gegerbt sind, daß sie vollkommen geschmeidig sind, machen ihr Hemd oder ihren Rock aus, welcher um die Hüften mit einem Gürtel geschnallt ist, und bis zur Hälfte des Schenkels herabgeht.

Ihre Moccasins (Schuhe) und Leggins (Beinkleider) sind gewöhnlich zusammengenäht, und die letzteren reichen bis an den Gürtel an welchem sie befestigt sind. Eine Krause oder Binde umgiebt den Hals, und die Kopfhaut des Hirsches wird in eine seltsame Art von Mütze verwandelt.

Ein langer Rock, der aus mehreren zusammengenähten Hirschhäuten besteht, wird über das Ganze geworfen; dieser Anzug wird manchmal einfach getragen, aber im Winter ist er beständig doppelt, und zwar so, daß das Haar sowohl das Unterfutter wie die Außenseite bildet.

So angekleidet legt sich ein Chippewa auf den Schnee und

ruht bequem; und wenn er auf seinen Wanderungen über die zahlreichen Seen, an welchen sein Land Ueberfluß hat, zu wenig Nahrungsmittel mit sich führen sollte, so braucht er bloß ein Loch in das Eis zu hauen, und es mißlingt ihm selten einen Schwarzfisch oder Barsch herauszuziehen, den er über seinem kleinen Holzfeuer mit ebenso viel Geschicklichkeit röstet, als ein französischer Koch.

Zur Zeit der französischen und indianischen Kriege, hatte die amerikanische Armee auf den Ebenen von Chippewa ein Lager bezogen. Oberst St. Clair, der Befehlshaber, war



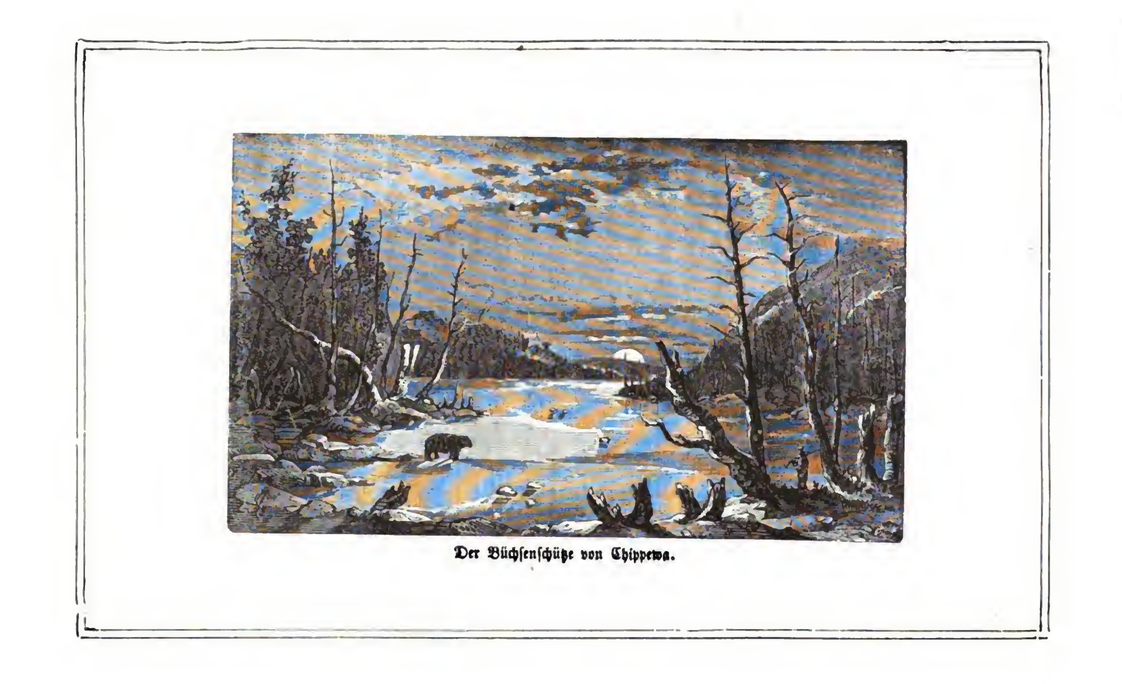
Oberst, später General St. Clair.

ein tapferer und verdienstvoller Offizier; aber seine Tapferkeit stieg manchmal bis zur Uebereilung, und seine Feinde haben ihn der Unbesonnenheit beschuldigt. Im gegenwartigen Falle mag er vielleicht diese Beschuldigung verdient haben, denn die Ebene auf welcher er sich gelagert hatte, war von einem dicken Walde begrenzt, von welchem aus die indianischen Krieger seine Schildwachen leicht wegschießen konnten, ohne sich selbst der geringsten Gefahr auszusetzen.

Fünf Nächte waren verflossen, und jede Nacht wurde die Schildwache, die auf dem einsamen Außenposten in der Nähe des Waldes stand, erschossen. Diese wiederholten Unglücks-

fälle flößten den übrigen Soldaten solchen Schrecken ein, daß Keiner sich erbieten wollte den Posten zu übernehmen, und der Befehlshaber, welcher wußte, daß es blos das Leben seiner Leute opfern hieß, ließ denselben einige Nächte unbesetzt.

Endlich bot ein Schütze des virginischen Corps seine Dienste zur Ausübung dieser gefährlichen Pflicht freiwillig an; er lachte über die Befürchtungen seiner Cameraden und sagte ihnen, daß er beabsichtige, unverletzt zurückzukehren und am nächsten Morgen die Gesundheit seines Befehlshabers zu trinken. Die Wache marschirte bald darnach auf, er schulterte seine Büchse und stellte sich in Reihe und Glied. Er kam auf dem Platze an, welcher seinen Cameraden so verderblich gewesen war, und indem er seinen Mitsoldaten gute Nacht wünschte, trat er die Pflichten seines Postens an. Die Nacht war finster, dicke Wolken hingen über dem Firmament und die Schildwache konnte in ihrem einsamen Gang kaum einen Stern erblicken. Alles war still mit Ausnahme der sich nach und nach zurückziehenden Fußtritte der Wache. Er marschirte vorwärts, blieb dann stehen und horchte bis er glaubte, er höre den freudigen Ruf „alles ist richtig" — dann war alles still, und er setzte sich auf einen gefallenen Baum und begann nachzudenken. Plötzlich kam ihm ein leises Rascheln in den Gebüschen zu Ohren; er blickte scharf nach dem Punkte hin, von welchem dasselbe herzurühren schien, aber er konnte nichts sehen, außer das undurchdringliche Dunkel des Waldes. Der Schall kam näher und ein wohlbekanntes Grunsen benachrichtigte ihn von der Ankunft eines Bären. Das Thier ging langsam an dem Soldaten vorbei und suchte darauf ruhig das Dickicht links. In diesem Augenblick schien der Mond glänzend durch die sich theilenden Wolken und der vorsichtige Soldat erkannte den verzierten Mokkasin eines Wilden an dem Gegenstande, welchen er einen Augenblick vorher für einen



Der Büchsenschütze von Chippewa.

Bären hielt. Er hätte denselben im Augenblicke erschießen können, aber er wußte nicht, wie viele andere solche Thiere bei der Hand sein möchten; er schoß deßhalb nicht, und da er eine vollständige Kenntniß der indianischen Pfiffigkeit hatte, so nahm er schnell seinen Hut und Rock ab, hing dieselben über einen Zweig des gefallenen Baumes, ergriff seine Büchse und kroch leise gegen das Dickicht. Er hatte dasselbe kaum erreicht, als ein Pfeil, der an seinem Kopfe vorbei pfiff, ihm zu wissen gab, welcher Gefahr er so nahe entgangen war.

Er blickte sorgfältig um sich, und auf einem kleinen Flecke geklärten Landes zählte er zwölf Indianer, von welchen einige saßen, und einige der Länge nach auf den dick gestreuten Blättern des Waldes lagen.

In der Meinung, daß sie die Schildwache bereits erschossen hätten, und nicht denkend, daß sich Jemand im Gehörkreise befände, waren sie ganz sorglos und unterhielten sich laut über ihre Pläne für den folgenden Tag.

Es schien, daß daselbst eine Berathung von zwölf Häuptlingen gehalten wurde, in welcher sich dieselben ernsthaft über die wirksamsten Mittel den Feind zu beunruhigen besprachen. Es wurde entschieden, daß am nächsten Abend vierzig ihrer Krieger, zur Stunde wo die Schildwache von ihren Cameraden verlassen wurde, bereit sein sollten; daß, sobald sich dieselben zurückgezogen hätten, ein Pfeil die Schildwache für immer zum Schweigen bringen sollte, worauf sie sich auf die Wache stürzen, und dieselbe massakriren wollten.

Sobald dieses beschlossen war, erhoben sie sich und indem sie die zahlreichen Falten ihrer weiten Gewänder enger um sich schlugen, marschirten sie in indianischen Rotten* in den

* Einer hinter dem Andern, und jeder Mann setzt in Reihenfolge seine Füße genau in die Fußstapfen des Führers, so daß man an ihren Fußstapfen nicht entdecken kann, ob es fünfzig Leute sind oder nur einer.

dichten Wald, einen entfernteren Platz suchend, wo der Rauch ihres nächtlichen Feuers von den Weißen nicht bemerkt werden würde.

Der Posten erhob sich von seinem Versteck, kehrte auf seinen Platz zurück und indem er seinen Hut herunternahm, fand er, daß ein Pfeil gänzlich durch denselben gedrungen war. Er hüllte sich dann in seinen Mantel, und kehrte unmittelbar in's Lager zurück. Er verlangte den Befehlshaber ohne Aufschub zu sprechen, indem er sagte, daß er ihm etwas Wichtiges mitzutheilen habe.

Er wurde zugelassen, und als er Alles, was er gesehen und gehört, erzählt hatte, verlieh ihm der Oberst das Patent eines Lieutenants im virginischen Corps, welches durch den Tod eines seiner unglücklichen Cameraden vor wenigen Nächten vacant geworden war, und erhielt den Befehl mit einer Piketwache bereit zu sein, eine Stunde früher als gewöhnlich nach dem verderblichen Außenposten zu marschiren, einen Hut und Rock auf die Zweige zu hängen, und dann den Vorwitzigen einen Hinterhalt zu legen. Am folgenden Abend marschirte, dem Befehle des Obersten St. Clair gemäß, eine Abtheilung von vierzig Büchsenschützen, befehligt vom Lieutenant Morgan, um halb acht Uhr Abends vom Lager nach der bezeichneten Stelle, und nachdem sie den Hut und Rock so befestigt hatten, um ihnen das Ansehen eines auf Wache stehenden Soldaten zu geben, schlichen sie leise weg, und versteckten sich in den Gebüschen.

Hier lagen sie beinahe eine Stunde lang, ohne daß Zeichen von der Annäherung von Indianern gehört wurden. Die Nacht war kalt und still, und der aufgehende Mond glänzte in seiner ganzen Schönheit. Die Leute begannen unruhig zu werden über ihre unangenehme Lage; ihre Kleider waren

nicht so passend für ein Schneebett, als die Hirschhautgewänder der rüstigen Chippewas.

„Still!" wisperte Lieutenant Morgan, „ich höre das Rascheln der Blätter."



Lieutenant Morgan.

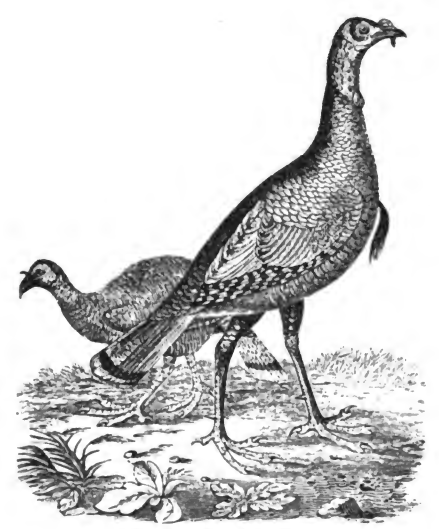
Alsbald kam ein Bär von derselben Art als der in der vorherigen Nacht gesehene, nahe am Hinterhalte vorbei. Er kroch bis an den Rand der Ebene, recognoscirte, sah die Schildwache auf dem Posten, zog sich ein paar Schritte gegen den Wald zurück, und indem er sich dann plötzlich auf die Beine erhob, ließ er einen Pfeil fliegen, der die falsche Schildwache zu Boden brachte.

So ungeduldig waren die Virginier, den Tod ihrer Cameraden zu rächen, daß sie kaum warten konnten, bis der Lieutenant den Befehl zum Feuern gab—dann erhoben sie sich wie ein Mann, und ehe die Chippewas Zeit hatten, ihre Pfeile zu ziehen, oder ihre Tomahawks zu ergreifen, lag mehr als die Hälfte ihrer Anzahl todt auf der Ebene. Die Uebrigen flohen in den Wald, aber die Schützen feuerten noch einmal und tödteten oder verwundeten mehrere von den Feinden. Hierauf kehrten sie im Triumph zurück, ihre Thaten im Lager zu erzählen.

Zehn Häuptlinge fielen in jener Nacht, und ihr Fall war unzweifelhaft eine der Hauptursachen der Kriege der Franzosen und Indianer mit den Engländern.

Lieutenant Morgan stieg bis zum Capitain, kehrte beim Schlusse des Kriegs nach Hause zurück und lebte bis zum Ausbruch des amerikanischen Kriegs auf seinem eigenen Landgute. Dann erschien (an der Spitze eines Corps virginischer Büchsenschützen) unser Held, der tapfere und edle Oberst Morgan, besser bekannt als General Morgan, welchen Titel er durch seinen Muth und seine Fähigkeit bald erwarb.





Wilde Truthhühner.

Der Indianer und der wilde Truthhahn.

Der männliche wilde Truthhahn oder der Gobbler ist ein edler Vogel, und sein Gefieder hat den Wiederschein der glänzendsten Goldbronze, blau, violett oder grün, je nachdem er die Stellung verändert. Jede Feder endet mit einem tief schwarzen Bande, das gleichfalls einen bronze- oder kupferfarbigen Glanz hat.

Der männliche wilde Truthhahn hat einen langen, herabhängenden Haarbüschel an der Brust. Dieser sowohl als der Kamm und die Lappen um Kopf und Hals erreicht den größ-

ten Umfang und die größte Länge im dritten Jahr. Audubon sagt, daß fünfzehn bis achtzehn Pfund als ihr durchschnittliches Gewicht angenommen werden kann; jedoch versicherte er, einst auf dem Louisviller Markte einen Hahn (Gobbler) gesehen zu haben, welcher sechs und dreißig Pfund wog, und dessen Haarbüschel an der Brust über einen Fuß maß. Bonaparte bestätigte diese Aussage und bemerkt, daß Vögel von dreißig Pfund nicht selten sind.

Der wilde Truthhahn, wie er auch überrascht werden mag, während er im Mais- oder Buchwaizenfelde sein Futter sucht, ist derjenige Vogel, welcher in den Wäldern am schwierigsten zu finden ist, weil er mit großer Schnelligkeit läuft und äußerst wachsam ist. Diese Vögel fliegen schlecht und gehen deßhalb auf die Gipfel der höchsten Bäume, ehe sie den Uebergang über Flüsse von keiner großen Breite versuchen; und selbst dann kommen die schwächsten Vögel bei diesem Versuche um. Die Holzhändler auf dem Mississippi, Ohio und andern breiten Strömen sind so genau bekannt mit ihrem Verfahren, daß sie, sobald sie den Lärmen, das Brüsten, das Raudern und alle andern Kunstgriffe hören, die von den ältesten Vögeln angewandt werden, um dem ängstlicheren Theile ihrer Gemeinde Muth einzuflößen, eine Stellung in der Nachbarschaft einnehmen, und sobald die Truthhähne sich entschlossen und zur Abreise gehörigen Muth gesammelt haben, gelingt es ihnen, große Massen derselben, die ins Wasser gefallen sind, zu fangen. Nachdem sie die höchsten Bäume, welche sie finden können, erstiegen haben, strecken sie ihre Hälse ein oder zweimal aus, als ob sie Athem schöpfen wollten und auf ein gegebenes Signal fliegen Alle dem nächsten Punkte der gegenüberliegenden Seite zugleich zu, beständig sinkend, bis sie ihn erreichen.

In der Falzzeit erreicht das Brüsten und Aufblähen des

Männchens, um die Bewunderung seiner Gefährtin zu gewinnen, kein Ende, und sein herrlicher Schwanz ist zu dieser Zeit in der Form eines Fächers ausgebreitet—eine Gewohnheit, welche bei der nämlichen Gelegenheit auch die Haselhühner an sich haben. Nachdem die Zeit der Brut vorüber ist, hören die Männchen auf zu kaudern, und können leicht getödtet werden; aber zu dieser Zeit haben sie keinen Werth, indem sie mager und mit Ungeziefer bedeckt sind. In der Brutzeit werden sie jedoch öfters dadurch bis auf Schußweite angelockt, daß man durch den großen Knochen eines Truthahnsflügels, der auf der einen Seite abgeschnitten ist, bläst, was, wenn es geschickt ausgeführt wird, genau den klagenden Ton des Weibchens hervorbringt. Wenn dieser Kunstgriff angewendet wird, schleicht sich der Jäger vorsichtig und allein vorwärts und stellt sich unter einen ihrer Ruheplätze. Sobald das Tageslicht anbricht kann er sich unmittelbar unter einem Fluge von Truthhühnern befinden; aber wenn dies nicht der Fall ist, so muß er warten bis er kaudern hört. Dann, sagt ein Correspondent in "The Spirit of the Times"* beantwortet der Jäger den ersten Ton des alten Gobblers durch die klagenden Töne des Weibchens, und der männliche Vogel ist bereit, sich mit angemessener Galanterie eine Geliebte zu suchen. „Pup, pup" klagt der Jäger; „kauder, kauder" läßt sich der stolze Vogel vernehmen; und hier fängt die Jagd an, Interesse zu gewinnen. Dann kann man sehen, wie der Gobbler angelockt wird, wie er sich brüstet, wie er prunkt und seiner Geliebten zu Ehren tausenderlei galante Mienen annimmt. Doch jetzt fängt sein Verdacht an, das Uebergewicht über die Liebe zu erlangen, und der Feigling ist deutlich an seinem zusammengezogenen Körper und an seinem Aussehen, als wolle er schlennig fliehen, zu erkennen. Der

* "The Bel's Life" der neuen Welt, publizirt in New York.

Jäger jedoch setzt seine Musik ausdauernd fort, und der Vogel kommt heran bis die sichere Büchse das schöne Thier in ihrem Bereich findet. Dies muß jedoch mit der größten Geschicklichkeit ausgeführt werden, denn die Behutsamkeit des wilden Truthhahns ist wunderbar und übertrifft diejenige des Hirsches und jeder andern Art von Wild ohne Ausnahme. Deßhalb kann nichts als List und die genaueste Bekanntschaft mit den Gewohnheiten des Thieres den Erfolg sichern.

„Wir kannten einst einen Indianer," sagt der oben angeführte Correspondent, der seinen Lebensunterhalt dadurch gewann, daß er Wildpret in eine Stadt im Westen brachte. Derselbe bildete sich außerordentlich viel darauf ein, wenn er seiner gewöhnlichen Ladung von Hirschen einen wilden Truthhahn beifügen konnte; und da die Nachfrage nach Vögeln größer war, als daß er im Stande gewesen wäre, sie zu befriedigen, so wurde ihm von getäuschten Gutschmeckern des Dorfes vorgeworfen, daß er keine Geschicklichkeit im Jagen besäße. Auf derartige Beschuldigungen antwortete er stets mit dem größten Unwillen, indem er sagte, daß die Güte des Wildprets, welches er nach dem Markte brächte, ein genügender Beweis dafür sei, daß er ein guter Jäger wäre. „Seh her, rief er dann ärgerlich: Ich sehe Hirsch auf der Steppe; Hirsch blick auf und sag, vielleicht Indianer, vielleicht Baumstumpen; und Hirsch freß fort. Komm wenig näher, Hirsch auf wieder und sag, vielleicht Indianer, vielleicht Baumstumpen; und das erste Ding Hirsch wissen, er sein todt. Ich sehe wilden Truthhahn weit davon; krieche auf ihn zu ganz langsam; Truthhahn blick auf und sag, erste Mal er sieht mich, der Schuft Indianer bestimmt, und fort geht er. Nicht fangen Truthhahn, er zu viel listig!"



Der Indianer und der Bär.

Der Indianer und der Bär.

Das Thier stürzte und fing auf eine Weise an zu schreien, und sein Geschrei ist dem des Panthers einigermaßen ähnlich, wenn er hungrig ist. Der Jäger, anstatt ihm einen andern Schuß beizubringen, stellte sich nahe zu ihm hin und redete ihn mit folgenden Worten an:—„Hör' du, Bär! du bist ein Feigling und kein Krieger, wie du es zu sein vorgiebst. Wenn du ein Krieger wärst, so würdest du es durch deine Festigkeit zeigen, und nicht heulen und winseln wie ein altes Weib. Du weißt, daß unsere Stämme im Kriege mit einander begriffen sind, und daß der deinige der angreifende Theil war. Du hast gefunden, daß die Indianer zu mächtig für dich sind, du bist in den Wäldern umhergeschlichen und hast ihre Schweine gestohlen; vielleicht hast du in diesem Augenblicke Schweinefleisch in deinem Bauche. Hättest du mich besiegt, so würde ich es mit Muth ertragen haben, und wie ein tapferer Krieger gestorben sein. Aber du, Bär, sitzest hier und heulst, und entehrst deinen Stamm, durch deine feige Aufführung."

Ich war gegenwärtig während der Indianer diese seltsame Schmähung von sich gab; als er den Bären vollständig getödtet hatte, fragte ich ihn, ob er wirklich glaube, daß das arme Thier verstanden habe, was er zu ihm gesagt habe. „O," sagte er in Beantwortung auf meine Frage, „der Bär verstand mich sehr wohl. Sahen Sie nicht, wie beschämt er aussah, als ich ihn schalt."

Angriff auf Haverhill.

Am 29. Aug. 1708 wurde dieses unglückliche Dorf, welches dazumal aus ungefähr dreißig Häusern bestand, von einer Abtheilung Franzosen und Indianern angegriffen. Bei Anbruch des Tages erhoben sich die Bewohner gerade zur rechten Zeit, um zu finden, daß die Feinde über ihnen seien. Eine Frau Smith war das erste Schlachtopfer; sie wurde erschossen, während sie von ihrem Hause nach einer benachbarten Garnison floh. Die vorderste Abtheilung griff alsdann das Haus des Ehrw. Benjamin Rolfe an, welches zur Zeit von drei Soldaten besetzt war. Aus dem Bette springend stemmte er sich gegen die Thür, und rief die Soldaten, welche im gegenüberliegenden Zimmer waren, um Beistand an. Diese männliche und tapfere Garnison beantwortete seinen Hilferuf, nachdem sie die dazwischen liegende Thüre verschlossen hatten, dadurch, daß sie durch die Zimmer liefen und die Hände rangen. Nun feuerten die Indianer zwei Kugeln durch die Thüre, wovon eine Rolfe am Ellenbogen verwundete. Hierauf drückten sie mit vereinigter Stärke gegen die Thüre. Als Rolfe fand, daß seine Anstrengungen vergeblich seien, rannte er eiligst durch das Haus und durch eine Hinterthüre in's Freie. Er wurde verfolgt, eingeholt und mit dem Tomahawk erschlagen. Hierauf wurde das Haus geplündert; Frau Rolfe wurde gefunden und ermordet, während das jüngste Kind aus ihrer sterbenden Umarmung gerissen und gegen einen Stein geschleudert wurde. Eine Sclavin, Namens Hagar, sprang aus dem Bette, trug zwei von den Kindern, von dem das Eine sechs, das Andere acht Jahre alt war, in den Keller und bedeckte sie mit Holzspänen; hierauf versteckte sie sich selbst hinter ein Faß. Die Indianer drangen in den Keller, plünderten Alles was werthvoll war, gingen wiederholt an den Holzspänen vorbei,



Der Angriff auf Haverhill.

und nahmen Fleisch aus dem Fasse und tranken Milch aus den Töpfen, dennoch kamen die Kinder und ihre treue Beschützerin unbemerkt davon. Ein Mädchen, Namens Anna Whittacker, verbarg sich in einer Apfelkiste unter der Treppe und entging unbeschädigt. Die drei Soldaten, welche weder die Weisheit noch den Muth von Sclaven und Kindern besaßen, warfen sich mit Thränen in den Augen den Indianern zu Füßen, und wurden mit dem Tomahawk erschlagen.

Eine zweite Abtheilung griff die Familie des Thomas Hartshorne an. Der Vater mit zwei Söhnen suchte zu entwischen, aber sie wurden augenblicklich erschossen. Ein dritter Sohn wurde an der Thüre mit dem Tomahawk erschlagen. Die Mutter mit all ihren jungen Kinder befand sich nun allein. Mit erstaunlicher Geistesgegenwart ließ sie ihr jüngstes Kind in einem Bette auf dem Speicher zurück, damit dessen Geschrei ihre Pläne nicht zu nichte machen möchte, und eilte dann mit dem übrigen Theile der Familie in den Keller. Wie gewöhnlich, unterwarfen die Indianer jedes Zimmer einer genauen Nachforschung; es gelang ihnen jedoch nicht die Mutter zu finden. Ihr Kind warfen sie durch das Speicherfenster. Als alles vorüber war, fand man es auf einem Haufen von Brettern gänzlich betäubt von dem Falle. Jedoch, es blieb am Leben und wurde ein Mann von ungewöhnlicher Stärke und Statur, ein Umstand, welcher zu dem Scherze Anlaß gab, daß ihn die Indianer am Wachsthum verhindert hätten.

Unterdessen wurden ähnliche Angriffe in verschiedenen Theilen des Dorfes gemacht. Lieutenant John Johnson wurde erschossen, während er mit seiner Frau unter der Thüre stand. Sie floh durch das Haus in den Garten, ihr Kind mit sich tragend, wurde aber eingeholt und ermordet. Ihre letzten Gedanken waren die einer Mutter; in der Todesangst wußte

sie so zu fallen, daß sie ihr Kind mit ihrem Körper bedeckte, ohne es zu beschädigen, und als das Blutbad vorüber war, wurde es unversehrt von ihrer kalten Brust genommen. Die Frau des Capitains Samuel Wainwright war glücklicher. Eine Abtheilung tödtete ihren Gatten beim ersten Feuer. Einige Soldaten im Hause begannen dasselbe zu vertheidigen, als Frau Wainwright furchtlos die Thüre aufriegelte und die Indianer freundlich einlud, hereinzukommen. Die Güte, welche sie durch ihre Stimme und ihre Manieren entfaltete, und die Lebhaftigkeit, mit welcher sie dieselben bediente, lähmte die Indianer vollständig. Während sie vorsichtig eintraten, enthielten sie sich jeder Gewaltthätigkeit; aber kurze Zeit darauf verlangten sie Geld. Sie ging, dasselbe zu holen, kehrte jedoch nicht zurück. Wir müssen diese Kriegslist eines hülflosen Weibes bewundern, welche auf diese Weise im Stande war, die wüthenden Mörder ihres Gatten hinzuhalten, bis sie Zeit hatte, mit ihrer Familie zu entkommen. Es dauerte jedoch nicht lange, bis die Geldbettler wußten, woran sie waren, und ihr Zorn und Unmuth über das Mißlingen ging bis zur vollständigen Wuth über. Ihre Anstrengungen, sich einen Weg dahin, wo die Soldaten waren, zu bahnen, waren umsonst; nachdem sie das Haus in Feuer gesetzt hatten, waren sie gezwungen, sich zurückzuziehen. Zwei von ihnen wurden nachher auf dem Felde getödtet.

Die Frau des Herrn Swan entfaltete gleichfalls eine Kaltblütigkeit und einen Muth, welche ihrem Geschlechte Ehre machen. Als die Indianer sich dem Hause näherten, stemmten sich Mann und Frau gegen die Thüre, welche so enge war, daß kaum zwei neben einander eintreten konnten. Nachdem der erste Anlauf der Angreifenden fehlgeschlagen war, veränderten dieselben ihre Angriffsweise — der Eine stemmte sich nämlich mit seinem Rücken gegen die Thüre, während der

Andere ihn schob. Die Thüre begann zu weichen, und Herr Swan, welcher keineswegs wegen seiner Stärke und noch weit weniger wegen seines Heldenmuthes sich rühmen konnte, sagte zu seiner Frau: „es würde besser sein, sie einzulassen.“ Sie hatte jedoch keine solche Gedanken. Die Thüre war nun theilweise offen, der vorderste Indianer drängte sich herein, und der andere schob kräftig nach; aber die Frau ergriff ihren eisernen Bratspieß, der beinahe drei Fuß lang war, und rannte ihn dem vordersten Feinde in den Leib. Bei einem so unerwarteten Willkommen verminderte sich seine Eile plötzlich; er und seine Begleiter liefen hastig davon, und die Familie war gerettet.

Eine andere indianische Abtheilung steckte den hinteren Theil der Kirche, welche ein neues und elegantes Gebäude war, in Brand. Aber zu dieser Zeit ging ein Mann Namens Davis hinter die Scheuer Rolf's, welche zunächst der Kirche lag, machte heftige Schläge mit einem Knüppel, rief Leute beim Namen auf, commandirte, als ob er einen Angriff befehlige und schrie mit lauter Stimme: „Herbei, sie müssen unser sein.“ Die in Rolfes Hause glaubten, daß Militär angekommen sei und zog sich eiligst zurück. Ungefähr um dieselbe Zeit traf Major Turner mit einer Comgagnie Soldaten ein, worauf die ganze indianische Macht einen unordentlichen Rückzug antrat.

Die Indianer zogen sich indeß nicht unbelästigt zurück. Capitain Samuel Ayer, ein furchtloser Mann, sammelte eine kleine Abtheilung und verfolgte dieselben. Bald darauf vereinigte sich eine ähnliche Macht unter dem Befehle seines Sohnes mit ihm, und er holte die Indianer ein grade als sie in die Wälder bringen wollten. Eine Schlacht erfolgte, in welcher die Indianer eine Niederlage erlitten, und verschiedene von den Gefangenen wurden befreit.



Bobasheela.

Herr Catlin giebt folgende Erzählung eines ergreifenden Abenteuers, welches sich zutrug als er eine Abtheilung von Jowa-Indianern in seinen Ausstellungssälen in London zeigte.

Der Abend dieses merkwürdigen Tages war als der letzte angezeigt, an welchem die Indianer in der ägyptischen Halle zu sehen sein würden, da ich Anstalten getroffen hatte, sie einige Tage in den Vauxhall-Gärten zur Schau zu stellen, ehe ich London mit ihnen verließ, um sie in einigen Provinzial-Städten zu zeigen. Diese Anzeige brachte natürlich eine große

Menschenmasse in die Halle, worunter sich, wie gewöhnlich, viele meiner eigenen Freunde befanden, um die Indianer zum letzten Male zu sehen.

Die Belustigungen gingen diesen Abend wie bei den früheren Gelegenheiten vor sich, als eine plötzliche Aufregung auf die folgende Weise entstand. In der Mitte einer ihrer lärmenden Tänze, warf sich der Kriegshäuptling mit einem heftigen Sprung und einen Ausruf des gellenden Kriegsgeschreis nach der Ecke der Plattform, woselbst er in halbgebückter Lage auf seinen Füßen hockte, während seine Augen und einer seiner Zeigefinger auf etwas gerichtet waren, was seine ganze Aufmerksamkeit in einem entfernten Theile der Menge an sich zog. Der Tanz hielt inne—die Augen aller Indianer und die des größten Theils der Versammlung richteten sich auf den nämlichen Punkt; die Augen des alten Kriegshäuptlings standen offen, und sprühten Feuer auf den Gegenstand vor ihm, welcher, ihrem Ausdrucke nach zu urtheilen, nichts Geringeres sein konnte, als ein ungeheurer Panther oder grauer Bär, der im Begriff stand, auf ihn zu springen. Nachdem er eine Zeit lang vor sich hingestarrt hatte, warf er das Gewicht seines Körpers auf das andere Bein, nahm sich einen Augenblick Zeit zum Blinzen, um seinen Augen zu Hülfe zu kommen, und begann von Neuem durchdringende Blicke auf den Gegenstand der Versammlung vor ihm zu werfen. Er gab sich nun einige Minuten einem völligen Stillschweigen hin, um die Begebenheiten von zwanzig oder dreißig Jahren an seinem Gedächtniß vorbeiziehen zu lassen. Jetzt richtete er sich langsam in die Höhe, nahm eine dreistere Stellung an, während seine Augen sich erheiterten, aber immer noch auf ihren Gegenstand gerichtet waren, und sprach mit nachdrücklichem und ergreifendem Tone das unverständliche Wort: Bobasheela! aus, und er wiederholte Bobasheela? „Ja, ich bin

Bobasheela, mein guter, alter Freund! Ich kannte deine Stimme sobald du sprachst, obgleich du noch nicht Englisch verstehst." Chee-au-mung-ta-wangish-kee, Bobasheela. „Meine Freunde, wollen Sie mir erlauben, mich zu diesem guten, alten Jungen zu begeben?—er kennt mich." Hierauf stieß der alte Häuptling (nicht von hundert, aber) von vielen Schlachten einen Schrei aus, sprang von der Plattform, schloß seinen treuen Freund Bobasheela in die Arme, und hatte nach dreißig Jahren das Vergnügen, seine Wange an der eines seiner ältesten und theuersten Freunde zu erwärmen—eines Freundes, dessen Herz, wie wir seither erfahren haben, häufig erprobt wurde, dem man Vertrauen schenkte, und mitten in den dichten und entfernten Wildnissen an den Ufern des Missisippi und Missouri ebenso oft belohnte. Indem dieses außerordentliche Zusammentreffen vor sich ging, wurden für den Augenblick alle Gedanken an den Tanz bei Seite gesetzt. Während diese Veteranen sich rasch und gegenseitig die Erlebnisse verflossener Tage in Amerika mittheilten, wurde von allen Theilen des Saales die gleichzeitige Forderung gestellt, man möge ihre Unterhaltung übersetzen, was ich, soweit ich dieselbe verstehen konnte, und so weit sie bis dahin vor sich gegangen war, auf folgende Weise that:

Der alte Sachem, während er seinen Lieblings-Kriegstanz aufführte, heftete seine Augen plötzlich auf ein Gesicht in der Versammlung, welches er augenblicklich erkannte, und nachdem er es einige Minuten angesehen hatte, war er überzeugt, daß es das wohlbekannte Gesicht eines alten Freundes sei, mit welchem er viele glückliche Tage in seiner Jugend an den Ufern der Missisippi- und Missouri-Flüsse in Amerika zugebracht hatte. Der alte Häuptling brachte dadurch, daß er jenen Herrn mit einem bekannten, indianischen Beinamen Bobasheela anrief, einen augenscheinlichen Beweis von der Richtig-

keit seines Wiedererkennens hervor; und während er ihn bei beiden Händen hielt, um den Beweis doppelt stark zu machen, erregte er viel Fröhlichkeit bei der indianischen Gesellschaft, als er ihn fragte, ob er jemals einen Theil des großen Mississippi-Flusses in der Nacht hinabgeflößt sei, auf zwei ungeheuren Baumstämmen reitend, während seine Beine im Wasser hingen? Hierauf erwiederte Bobasheela augenblicklich bejahend.

Nachdem dieses, und verschiedene medicinische Phrasen und Freimauer ähnliche Griffe und Zeichen zwischen ihnen vorgefallen waren, begann der Tanz wieder, und der Rest der Geschichte, ebenso als andere Anekdoten aus dem Leben dieser außerordentlichen Personen, sind auf eine passende Zeit verschoben, wo der Leser überzeugt sein kann, sie zu hören.

Nachdem die Vorstellung vorüber war, wurde Bobasheela mit den Indianern nach ihrer Wohnung genommen, um eine Pfeife mit ihnen zu rauchen, und da ich die Neugierde hatte, mit von der Partie zu sein, so war ich im Stande die folgenden weitern Nachrichten zu sammeln. Dieser Bobasheela, (Herr J. H. gebürtig von Cornwall) welcher gegenwärtig den letzten Theil eines sehr unabhängigen Junggesellenlebens unter seinen Freunden in London zubringt, verließ sein Vaterland schon im Jahre 1805, und indem er sich gleich vielen andern kühnen Abenteuern einen Weg über die Allegany-Gebirge in Amerika bahnte, stieg er in das große und beinahe unendliche Thal des Mississippi hinab, in der Hoffnung durch seinen unermüdlichen Fleiß, und seinen waghalsigen Unternehmungsgeist, einen Theil an den Erzeugnissen zu gewinnen, welche ihren Weg von jenem fruchtbaren Thale der Wildniß nach der civilisirten Welt finden müssen. Bei diesem mühsamen und gefährlichen Streben fuhr er wiederholt in seinem Rinden-Canoe, seiner Pirogue oder seinem Mackinaw-Boot

die Flüsse Ohio, Muskingum, Cumberland, Tennessee, Arkansas, Missouri und Mississippi hinauf und herunter; und unter den zahlreichen spaßhaften und belustigenden Begebenheiten während der dreißig Jahre, die er bei dieser Art Leben zubrachte, war die Anekdote, auf welche sich der Kriegshäuptling, bei der unerwarteten Zusammenkunft mit seinem alten Freunde in meinem Ausstellungssaale, bezog, und welche mir beide Parteien, während unseres Zusammenseins an jenem Abend, ausführlicher erzählten. Der gutmüthige Herr H. sagte mir, daß die Erzählung eine wahre sei, und daß er wirklich in die unbequeme Lage versetzt gewesen wäre, von welcher der alte Kriegshäuptling sprach, zur Zeit wo die Bekanntschaft mit diesem seinem guten Freunde ihren Anfang nahm.

Obgleich die Vorstellung uns bis zu einer späten Stunde aufgehalten hatte, so waren doch die Begrüßungen und angenehmen Rückerinnerungen, welche diese beiden wiedergefundenen Freunde, und wie sie sich nannten, „Brüder" des „fernen Westens," bei wiederholt mit Kinnekenick (eine Art Tabak) gestopften Pfeifen, mit einander zu besprechen hatten, so unterhaltend, daß wir lange über die gewöhnliche Stunde in der Nacht aufblieben. Als der Häuptling, unter seinen raschgestellten Fragen an Bobasheela, zu wissen verlangte, ob er sein She-she-quoin aufbewahrt habe, so kam dies dem Gedächtnisse seines Freundes augenblicklich zu Hülfe, welcher in dem Verlauf der Zeit, und durch die Veränderung der Gesellschaft, den Beinamen des Häuptlings She-she-quoi-me-gon vergessen hatte. Diesen Namen hatte ihm Bobasheela selbst beigelegt, und zwar aus dem Grunde, weil ihn der Häuptling mit einem She-she-quoin (oder geheimnißvollen Klapper) beschenkt hatte, dem gewöhnlichen Kennzeichen, welches Jedem zuerkannt wird, der zum Range eines „Doctors" oder „Bruders" erhoben wird.

Den Formen und Ceremonien zufolge, welche mein guter Freund Bobasheela durchgemacht hatte, scheint es (wie auch sein Name andeutet), daß er mit dem Häuptling gleichsam als Bruder verwandt sei; und obgleich ihm die Fragen des Häuptlings einestheils Vergnügen gewährt hatten, so kann man sich doch leicht einbilden, daß sie ihn anderntheils sehr schmerzten, in so fern er genöthigt war zu bekennen, daß sein heiliges Kennzeichen, sein She-she-quoin, schon vor vielen Jahren, bei dem Versenden eines seiner Boote in den Cumberland-Fluß, verloren gegangen sei. In Bezug auf seine Stellung mit dem Stamme hätte eine solche Begebenheit von den schlimmsten Folgen sein können, aber in Bezug auf die erneuerte und fortgesetzte gute Genossenschaft mit seinem Freunde in diesem Lande, bewies sich der Zufall als nur von geringer Bedeutung, wie wir aus den verschiedenen Begenheiten, die auf den folgenden Seiten erzählt sind, ersehen werden.

Im Verlaufe des Beisammenseins und beim Rauchen der Pfeife am ersten Abend, erzählte mein Freund Herr H. zur großen Belustigung der Indianer, Daniels u. der Squaws (Weiber) und mehrerer meiner Londoner Freunde, die sich um uns versammelt hatten, die Geschichte „wie er auf zwei Baumstämmen den Mississippi-Fluß hinabgeflößt war," wie folgt:

„Dieser gute alte Junge und ich, machten unsere erste Bekanntschaft auf eine sehr sonderbare Weise, und, wenn Sie mich erzählen hören, auf welche Art dies geschah, so bin ich vollständig überzeugt, daß Sie sich sein Wiedererkennen meiner heute Abend und das Vergnügen, welches wir beide bei diesem unerwarteten Zusammentreffen empfanden, leicht erklären werden können: Im Jahre 1806 war ich auf Besuch in St. Louis, und begab mich von da den Missouri hinauf an die „Femme Osage," um meinem alten Freunde Daniel Boone.

einen Besuch abzustatten. Derselbe hatte kurz zuvor sein Landwesen in Kentucky verlassen und sich an den Ufern des Missouri, im Herzen einer gänzlichen Wildniß angesiedelt, um die bestehenden Schwierigkeiten mit den Nachbarn, welche nach Kentucky und in seine Umgebung gezogen waren, zu vermeiden. Der Platz, welchen er zu seinem künftigen Wohnsitz ausgewählt hatte, lag in einer reichen und fruchtbaren Gegend, 40 bis 50 Meilen von allen weißen Bewohnern entfernt, woselbst er entschlossen war, seine noch übrigen Tage zuzubringen, in der Meinung, daß er für den Rest seines Lebens nicht mehr durch die Vertraulichkeit von Nachbarn belästigt werden würde. Ich brachte einige Wochen sehr angenehm bei dem alten Pionier zu, welcher seine Blockhütte absichtlich so klein gebaut hatte, (sie enthielt nämlich nur ein Zimmer und ein Bett für sich und seine Frau) damit selbst seine besten Freunde die geheiligte Zurückgezogenheit seines Hauses bei Nacht nicht stören könnten; nachdem sie an seinem gastfreundlichen Tische während des Tages Theil genommen hatten, wurden sie nach dem Hause seines Sohnes Nathan Boon's, was ungefähr vierhundert Schritte entfernt lag, gewiesen, woselbst ihnen ein extra Zimmer und ein extra Bett für die einbrechende Nacht eingeräumt wurde.

„Der alte Jäger und sein Sohn lebten auf diese Weise sehr glücklich und nichts blieb unversucht, während ich bei ihnen war, um mir den Aufenthalt bequem und angenehm zu machen. Die Anekdoten seines außerordentlichen Lebens, welche während dieser Zeit zur Unterhaltung erzählt wurden, würden hinreichen, einen Band zu füllen. Der ehrwürdige alte Mann, dessen lange und fliegende Locken silberweis waren, war dazumal im 78sten Jahre, und dennoch nahm er beinahe an jedem Morgen seine getreue Büchse vom Hacken und brachte in kurzer Zeit einen Wildpretziemer zum Frühstück. Auf

diese Weise versorgte er hauptsächlich seine liebevolle alte Frau, sich selbst und die wenigen Freunde, welche ihren Weg zu seinem einsamen Wohnorte gefunden hatten, ohne sich um die Zukunft zu bekümmern, oder für dieselbe zu sorgen. Den Stamm eines großen Baumwollenbaumes, welcher abgehauen worden war, hatte er stehen lassen, und da er seine Hütte um denselben herumgebaut hatte, so entsprach er dem Zwecke eines Tisches in der Mitte seiner Hütte, und auf diesem wurden unsere Mahlzeiten verzehrt. Als ich ihn besuchte, hatte er verschiedene Jahre in diesem zurückgezogenen Zustande gelebt, und war in der ungestörten Einsamkeit der Wildniß vollkommen glücklich gewesen; aber er sagte mir verschiedene Male, daß er anfinge sehr besorgt und betrübt zu werden, da er fände, daß die Tage seines Friedens beinahe vorbei seien, indem zwei Yankee-Familien bereits den Weg in das Land gefunden hätten, und einer derselben sich innerhalb neun Meilen von ihm angesiedelt habe.

Nachdem ich meinen Besuch bei diesem Veteranen und seinem Sohne beendigt hatte, nahm ich Abschied, und folgte einer indianischen Fährte nach der Stadt St. Charles, einige dreißig oder vierzig Meilen weiter unten, an dem nördlichen Ufer des Missouri. Hier besuchte ich einige alte Freunde, mit welchen ich am untern Mississippi in früheren Jahren bekannt geworden war, und da ich beabsichtigte, von da nach St. Louis in einem Boote zu fahren, so verkaufte ich mein Pferd bei meiner Ankunft daselbst. Ehe ich jedoch bereit war mich einzuschiffen, war einer meiner alten Freunde, Lieutenant Pike, welcher eben von einer Erforschungs-Expedition in die Felsengebirge zurückgekehrt war, von St. Louis nach einer kleinen Ansiedlung, welche am östlichen Ufer des Mississippi, wenige Meilen unter der Mündung des Missouri, angelegt war, gekommen, um daselbst einer Hochzeit beizuwohnen, welche an

dem nämlichen Abend stattfinden sollte, an welchem ich Nachricht davon erhielt. Da ich nun, wie er selbst, mit dem jungen Manne, welcher sich verheirathen wollte, genau bekannt war, so entschloß ich mich, wo möglich anwesend zu sein, obgleich ich keine Einladung erhalten hatte, da es den Leuten nicht bekannt war, daß ich mich in jenem Theile der Gegend aufhielt. Da der Platz, an welchem die Hochzeit stattfinden sollte, am Ufer des Flusses und auf meinem Wege nach St. Louis lag, so bestrebte ich mich, mir zu diesem Zwecke ein Canoe zu verschaffen; aber da ich nicht im Stande war, mir zu jener Zeit in St. Charles ein derartiges Ding für Geld zu verschaffen, und dennoch entschlossen war, bei der Hochzeit gegenwärtig zu sein, so gelang es mir, ein paar große Baumstämme, welche vor dem Dorfe am Ufer lagen, in den Strom zu rollen. Ich band dieselben fest zusammen, nahm ein Ruder aus dem ersten Boote, das ich antraf, und mich reiterartig auf die beiden Blöcke setzend, stieß ich in die schmutzige Strömung des Missouri hinaus, und wurde bald aus dem Gesichtskreis der Stadt St. Charles weggeschwemmt. Meine Einschiffung geschah kurz vor Sonnenuntergang, und da ich funfzehn bis zwanzig Meilen zu schwimmen hatte, ehe ich auf die Gewässer des Mississippi kam, so wurde ich mitten in meiner Reise von der Nacht überrascht, und hatte meine schwimmenden Blöcke, so gut ich konnte, durch die Senkhölzer und Sandbänke, die mir in den Weg kamen, zu steuern. Ich war jedoch so glücklich ihnen allen zu entgehen, obgleich ich sie manchmal im Vorüberfahren streifte, und öfters nur wenige Zoll davon war, in den Untergang geschleudert zu werden. Endlich kam ich in die breiten Gewässer des Mississippis, und ein paar Meilen weiter unten an dem linken Ufer sah ich die Lichter der Häuser, in welchen der fröhliche Zirkel meiner Freunde versammelt war, und ruderte mit aller Macht, um meine zwei



Bobasheela's Abenteuer auf dem Mississippi.

Blöcke an's Ufer zu bringen. Mitten in meiner harten Arbeit, entdeckte ich zu meiner Rechten und über mir verschiedene Gegenstände, die sich rasch zu nähern schienen, und ich schloß, daß ich auf Felsen oder Senkhölzer geschwemmt würde, welche mich unverzüglich zu Grunde richten würden. Aber in einem Augenblicke schoß eines von diesen vermeinten Senkhölzern an die Seite meiner Blöcke, und da dies ein Canoe war, in welchem sich vier Indianer befanden, deren sämmtliche Bogen und Streitkolben auf mich gerichtet waren, so gaben sie mir ein Zeichen still zu schweigen, und einer von ihnen, ein großer, langarmiger, starker Mann ergriff mich beim Halse. Da ich einige von den Sprachen der indianischen Stämme, welche am Mississippi wohnen, theilweise gelernt hatte, so verstand ich ihn, als er in der Jowa-Sprache sagte: „Nicht ein Wort! wenn du sprichst, stirbst du!" In diesem Augenblick wurden ein Dutzend oder mehr Canoes ringsum meine beiden Holzblöcke, auf welchen ich saß, während meine Beine bis an die Knie im Wasser hingen, herangezogen. Diese Canoes waren alle mit Kriegern gefüllt, die Waffen in den Händen trugen, und da sie keine Weiber bei sich hatten, so sah ich, daß sie eine Kriegsabtheilung waren, und etwas Schlimmes im Schilde führten. Als sie fanden, daß ich ihre Sprache verstand, und einige Worte mit ihnen reden konnte, so gab der Krieger, der mich noch immer am Halse hielt, den andern Canoes ein Zeichen, ein wenig zurückzufahren, während er mich mit leiser Stimme, wie folgt, anredete:

„Kennst du den weißen Häuptling, welcher heute Nacht dort am Ufer, wo wir die Lichter sehen, seine Freunde besucht?" Hierauf erwiederte ich: „Ja, er ist einer meiner eigenen Freunde." „Gut," sagte er, „er stirbt heute Nacht und diese Wigwams (Häuser) werden in Asche gelegt. Stet-e-no-ka war ein Vetter von mir, Oue-tun-ka war ein guter Mann

und ein Freund des weißen Volkes. Die Bleichgesichter haben sie gleich zwei Hunden an ihren Hälsen aufgehangen, und das Leben deines Freundes, des weißen Kriegers, bezahlt heute Nacht die Strafe dafür, und es werden viele Weiber und Kinder mit ihm sterben!"

Ich erklärte ihm, so gut ich konnte, daß mein Freund, Lieutenant Pike, gar nichts mit der Hinrichtung der beiden Indianer zu thun gehabt habe, daß sie unterhalb St. Louis aufgehangen worden seien, während Lieutenant Pike sich auf der Heimreise von den Felsengebirgen befand. Ich erzählte ihm gleichfalls, daß Lieutenant Pike ein großer Freund der Indianer sei, und irgend etwas thun würde, um ihnen gefällig zu sein oder ihnen zu helfen; daß er diese Nacht über den Fluß gegangen sei, um der Hochzeit eines Freundes beizuwohnen, und daß er sich nicht träumen ließe, Feinde unter den Indianern zu haben, die ihre Hände gegen ihn erheben würden.

„Mein Freund," sagte er, „du hast genug gesagt, wenn du mir sagst, daß dein Freund oder Feind irgend eines Mannes auf diesem Grunde heute Nacht die Hand einer schönen Tochter nimmt, so wird ein Jowa-Häuptling den großen Geist nicht dadurch beleidigen, daß er daselbst das Kriegsgeschrei erhebt. Kein Jowa kann das Blut eines Feindes auf dem Grunde vergießen, wo die Hände von Mann und Weib verbunden werden. Dies ist der Befehl des großen Geistes und ein Jowa-Krieger kann ihn nicht brechen. Mein Freund, diese Krieger, welche du um mich siehst, und ich selbst, haben geschworen, das erste menschliche Wesen zu tödten, das uns auf unserm Kriegszuge begegnet. Wir werden dir kein Leid thun; du siehst also, daß ich dir das Leben schenke. Du wirst deßhalb reinen Mund halten, und wir werden in Frieden nach unserm Dorfe zurückkehren, welches weit oben am Flusse liegt; wir werden nach diesem unsere Freunde in der Stadt St. Louis

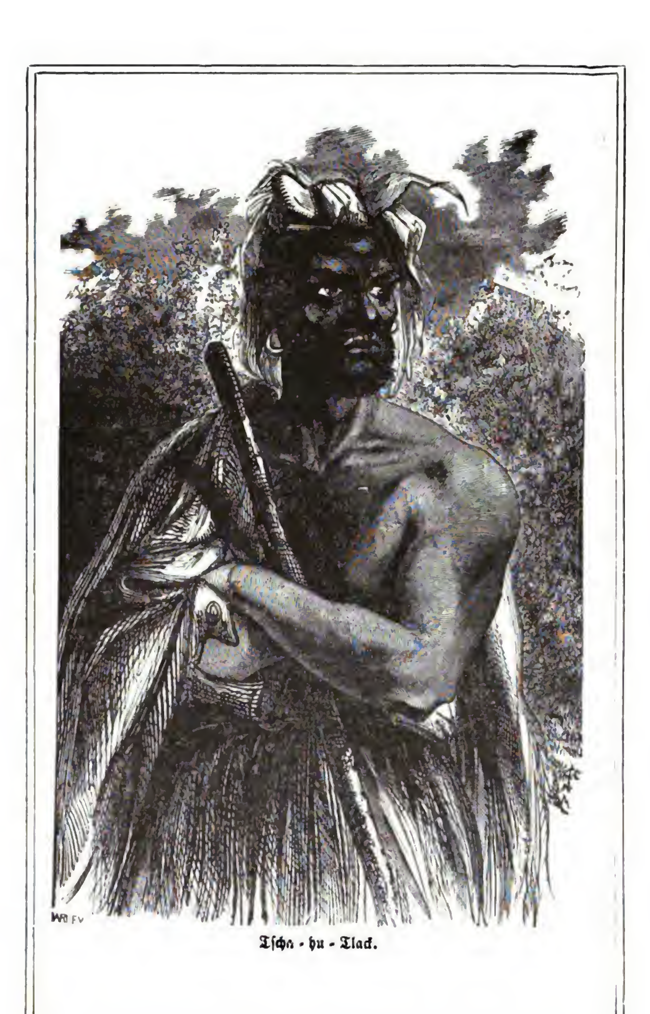
besuchen, wie wir es bisher gethan haben, und wir haben viele Freunde daselbst. Wir werden Niemanden etwas zu Leide thun. Mein Gesicht ist jetzt beschwärzt, und die Nacht ist dunkel, deßhalb kannst du mich nicht kennen, aber du wirst diesen Pfeil behalten—der paßt zu allen andern in meinem Köcher, und durch denselben kannst du mich stets erkennen; aber das Zusammentreffen dieser Nacht darf nicht bekannt werden." Nachdem ich meinen Pfeil durch das Hutband gesteckt, und fand, daß mich die Strömung während dieser Zeit einige Meilen unter den Platz getrieben hatte, an welchem ich zu landen beabsichtigte, und da es außer meiner Macht war, denselben mit meinen beiden ungeschickten Holzblöcken zu erreichen, so steuerte ich vorwärts auf St. Louis zu, rasch über die Oberfläche des breiten Stromes gleitend, und kam wohlbehalten, nachdem ich eine Entfernung von mehr als fünfunddreißig Meilen herabgetrieben war, um Mitternacht in St. Louis an. Meine beiden Stämme waren eine hinreichende Vergütung für ein Nachtlager, so wie Frühstück und Mittagessen am folgenden Tage; darauf setzte ich meine Reise noch am nämlichen Tage in einem Mackinaw-Boote nach Vide Pouche, einer kleinen französischen Stadt, ungefähr zwanzig Meilen weiter unten, fort, wo ein Geschäft meine Gegenwart verlangte. Die Hochzeitspartie ging ungestört vor sich, und die Gefahr, in welcher die Theilnehmer daran geschwebt hatten, wurde ihnen nie bekannt, wie ich dem Kriegshäuptlinge versprochen hatte, welcher mir, als Bedingung meines Stillschweigens das feierliche Versprechen gab, daß er seine Rachegefühle nicht weiter an unschuldigen Personen ausführen wolle.

So endete die Geschichte eines Hinabflößers auf dem Mississippi auf zwei Baumstämmen, worauf sich der Kriegshäuptling in der Frage, die er heute Abend an mich stellte, bezog.

Bei einer folgenden Gelegenheit, ungefähr zwei oder drei Jahre später, während ich in der Office des Gouvernör Clark, dem Oberaufseher der indianischen Angelegenheiten in St. Louis, saß, welcher ein Gespräch mit einer Partie Indianer führte, heftete ein hübscher Gesell, der mehr als sechs Fuß hoch war, sein Auge fest auf mich, und nachdem er mich einige Augenblicke genau betrachtet hatte, ging er auf mich zu, indem er sich neben mir auf den Boden setzte, sprach er das Wort „Bobasheela" aus und fragte mich, ob ich je einen Pfeil aus dem Köcher eines indianischen Kriegers erhalten habe. Das gegenseitige Wiedererkennen fand statt, indem ich dies anerkannte; wir schüttelten uns die Hände, hatten ein angenehmes Gespräch über diesen Gegenstand, und die Thatsache, so wie unser Vergnügen über dieselbe blieb dennoch unter uns. Dieser Schritt führte zu fernerer Vertraulichkeit in unserm Leben an den verschiedenen Plätzen, wo die Art meines Geschäftes mich in seine Gesellschaft brachte, und brachte mir den ständigen Beinamen Bobasheela oder Bruder und das Kennzeichen (She-she-quoin, oder die geheimnißvolle Klapper), welche in dem Vorhergehenden bemerkt und angeführt wurde, und die, wie ich bereits gesagt habe, durch das Versinken eines meiner Boote im Cumberland-Flusse verloren ging."

Tscha-hu-Tlack.

Dieser berüchtigte Indianer-Häuptling wurde im Januar 1838 in der Nähe von Fort Lloyd in Florida von einer Abtheilung des zweiten Dragoner-Regiments unter Oberst D. E. Twiggs, nach äußerst verzweifelter Gegenwehr, gefangen genommen. Tscha-hu-Tlack oder zu Deutsch: „die feurige



Tscha - hu - Tlack.

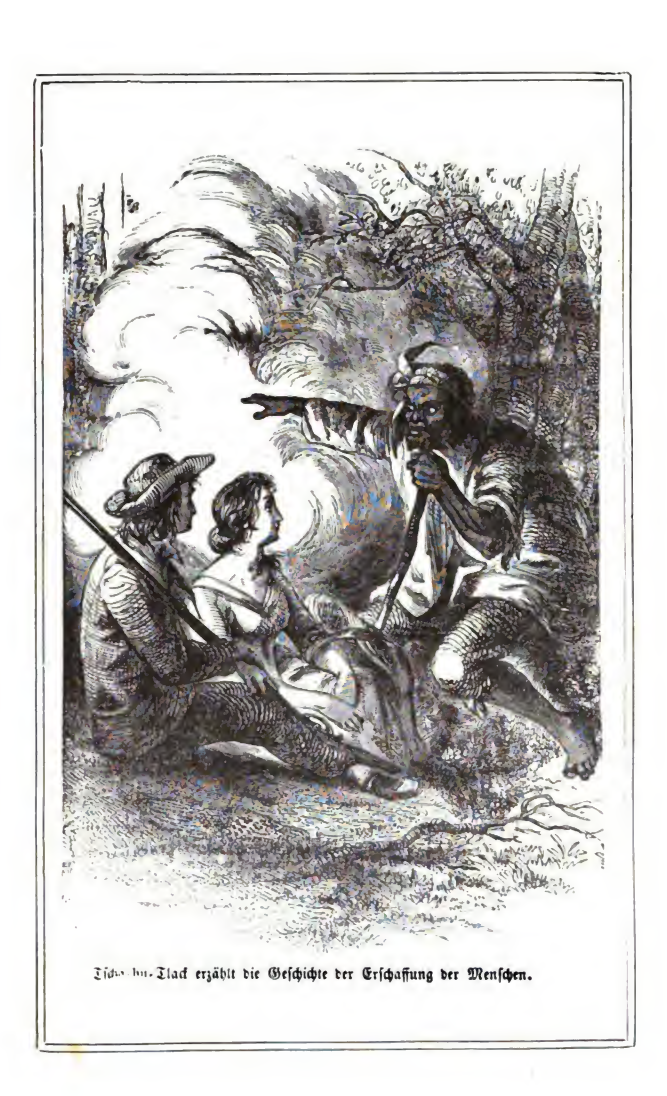
Kohle" war, wie das Bild deutlich zeigt, ein vollblütiger Neger, der schon früh der Sklaverei entlaufen war und sich durch seine Tapferkeit in der Schlacht und seine Klugheit im Rathe unter den Tallogis, einem Nebenstamme der Seminolen, zum Häuptlinge emporgeschwungen hatte. Er war nie dahin zu bringen, zu sagen, wessen Eigenthum er früher gewesen, entweder weil er bei seinem Entlaufen ein Verbrechen begangen oder weil er fürchtete, daß man ihn in die Sklaverei zurückliefern möchte. Er war übrigens durchaus nicht schweigsam, und erzählte gern von seinen Fahrten unter den Indianern. Seine Jagdkünste-Schliche haben mich oft unterhalten und nie im Leben habe ich einen kühneren oder schlaueren Jäger gesehen. Seine Gestalt war äußerst imponirend und obwohl er über sechs Fuß groß und dabei sehr breitschultrig und muskulös war, so besaß er doch alle die schlangenartigen Beweglichkeiten eines jungen Indianerkriegers, welches um so mehr zu bewundern war, da er, allem Anscheine nach, nahe an 60 alt sein mußte. Tscha-hu-Tlack war übrigens sehr schwer zu verstehen; denn vom Englischen hatte er während seines langen Aufenthaltes sehr viel verlernt und er half daher in seinen Erzählungen sehr häufig mit Geberden und Handbewegungen nach, denen man nur nach einiger Bekanntschaft mit ihm und mit großer Aufmerksamkeit folgen konnte. Als ich ihn zum Beispiele um sein ungefähres Alter fragte, zeigte er rasch mit dem Zeigefinger in den Zenith und schwang dann seine Hand mit ausgestreckten fünf Fingern schnell in einem vertikalen Kreise 10 Mal umher, um anzuzeigen, daß die Sonne seit seiner Geburt 10 mal 5 mal die höchste Sommerhöhe erreicht habe und um anzudeuten, daß eine unbestimmte Anzahl mehr Jahre verflossen seien, hob er langsam einige Finger der Hand in die Höhe und gab dazu ein zweifelhaftes leichtes Achselzucken. Als die Truppen Florida verließen,

wurde er frei gegeben, zog es aber vor, mit dem letzten Indianertransporte nach dem Indianergebiete westlich von Arkansas zu ziehen.

Tscha-hu-Tlack erzählt die Geschichte der Erschaffung der Menschen.

Der eben erwähnte Neger und Indianer-Häuptling, Tscha-hu-Tlack, erzählte unter allen Traditionen, die unter den Indianern noch im Schwunge sind, keine besser als die von der Erschaffung der Menschen. Einst als ich ihn in Begleitung einer Dame, die sehr viel Antheil an ihm nahm, besuchte, fragten wir ihn über die Religion der Indianer förmlich aus. Bei dieser Gelegenheit erzählte er unter Anderem Folgendes:

„Der weise Aneth — Ematla, welcher vor mir Häuptling der Tallogis war, theilte mir bei meiner feierlichen Aufnahme als sein Nachfolger nebst andern weisen Sprüchwörtern, Sagen und Geheimnissen, die ich alle auswendig lernen mußte in der heiligen Priestersprache sowohl, wie in der Sprache des gewöhnlichen Lebens und die ich geschworen habe, in jeder Nacht des Neumondes in der tiefsten Waldeinsamkeit laut wieder herzusagen, die Schöpfungsgeschichte mit. Die Geheimnisse, darf ich nur meinem erkornen Nachfolger mittheilen, alles andere will ich Euch gern erzählen. Als der Schöpfer, dessen heiligen Namen ich nur im Gebete nennen darf, die Welt erschaffen, erschuf er auch den Menschen. Aus einem Kreidefelsen formte er einen weißen, aus dem braunen Sande unter den Kiefern des Landes einen braunen, und aus dem schwarzen Boden in den Flußniederungen einen schwarzen. Und als sie wohl gerathen waren, machte er heimlich drei Bündel in Palmblätter gewickelt, rief die drei Menschen zu-



Tsch[illegible]-hu-Tlack erzählt die Geschichte der Erschaffung der Menschen.

sammen und sprach: Wählet Euch ein jeder nach seinem Gutdünken. Du, Tnatscha (Schwarzer), erst. Du Eb—ru (Gelber) darauf. Du, Lib—sche (Weißer), nimmst was übrig bleibt. Was Ihr wählet, sei Euer Loos hinfür. Der Schwarze wählte das schwerste Bündel und fand darin ein Beil, eine Hacke und einen Spaten; deßhalb ist er bestimmt, den Boden zu bebauen mit harter Arbeit. (Ich aber habe freventlich die Gabe des großen Geistes verflucht und von mir geworfen; habe viel erduldet deßhalb; bin aber jetzt gereinigt von meiner Schuld.) Der braune Indianer wählte das zweitschwerste Bündel und fand darin Bogen und Pfeil, Lanze, Tomahawk und Messer; deßhalb jagt, kriegt und raubt er von Anbeginn der Welt. Der weiße Mensch nahm dann das kleinste Bündel, öffnete es und fand darin das Buch. Das sagt ihm Alles. Deßhalb ist er weise, aber auch listig; denn das Buch sagt Alles was er wissen will, Gutes und Böses."

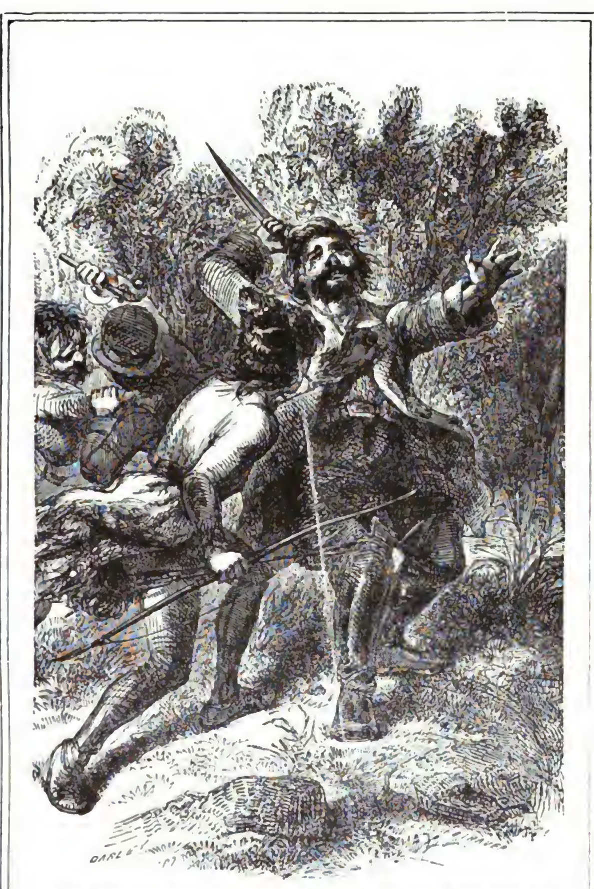
Die Ermordung des Hauptmann Wrede und des Herrn Claren durch die Weko-Indianer in Texas.

Die genannten Herren waren unter den ersten Colonisten, welche die Stadt Braunfels in Comal County unter dem modernen Donquixote, Prinz Solms, stifteten. Im Frühjahre 1846 hatten sie einige Geschäfte in der Hauptstadt Austin zu besorgen und befanden sich in Begleitung eines jungen Mannes Namens Wessels aus Hanover auf dem Rückwege nach Braunfels, als sie ihr trauriges Geschick ereilte. Sie hielten gegen Abend in der Nähe einer Quelle, die unter hohen Bäumen und niedrigem Gestrüppe hervorbringt. Sie ahnten keine Gefahr und hatten ihre Pferde

unfern der Lagerstätte angebunden. Während Wessels zur Quelle ging, um Wasser zu holen, stürzten auf einmal 20 Indianer aus dem Gestrüppe hervor und Hauptmann Wrede und Herr Claren wurden wahrscheinlich ohne bedeutenden Widerstand ermordet. Wessels, der seine Waffen abgelegt hatte, rettete sich durch die Flucht und kam nach langem Umherirren nach Austin zurück. Ich werde nie den Jammer vergessen, der sich in seinen Zügen aussprach, als er die Kunde des Trauerfalles berichtete. Es that sich sogleich eine starke Compagnie zusammen, die Leichname nach Braunfels zu bringen. Die Indianer hatten dieselben schrecklich verstümmelt und Leute, die der Indianer am kundigsten waren, erklärten, daß die Greuelthat nur von Tawakonies oder Wekos begangen sein könne; einem unbedeutenden Stamme, der mit allen Weißen und allen übrigen Indianern beständig in Feindschaft gelebt hat. Bis auf den heutigen Tag ist in den deutschen Ansiedlungen der s. g. Adelscolonie kein ähnlicher Unfall passirt. Hauptmann Wrede stand früher in hanöverischen Diensten und hatte schon einige Jahre vorher ein Buch, worin er seinen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten beschrieb, in Deutschland herausgegeben. Herr Clarren war aus dem Braunschweigischen gebürtig.

Merkwürdiges Entkommen von den Indianern.

Im Herbste 1695 griff eine Partie Indianer die Stadt Haverhill in Massachusetts an; es gelang ihnen zwei Jünglinge, Isaak Bradley, fünfzehn Jahre alt, und Joseph Whitacker, eilf Jahre alt, gefangen zu nehmen. Ohne weitere Gewaltthätigkeiten zu versuchen, zogen sich die Indianer schnell zurück, durchkreuzten die angrenzenden Wälder, erreichten ihre Stämme an den Ufern des Sees Winnepisiogee. Die Ge-



Die Ermordung des Hauptmann von Wrede und des Herrn Claren durch die Weko-Indianer in Texas.

fangenen wurden mit Güte behandelt und zu Mitgliedern der Familie gemacht, in welcher sich zwei oder drei indianische Kinder befanden. Sie lernten bald die indianische Sprache, ein Umstand, der dem Stamm so sehr gefiel, daß er beschloß, sie im nächsten Frühling mit nach Canada zu nehmen. Den älteren Knaben, der von thätigem und unternehmendem Geiste war, erfüllte der Entschluß mit Schrecken. Schon lag eine tiefe ununterbrochene Wildniß pfadloser Berge und geschwollener Ströme zwischen ihm und seiner Heimath, und er glaubte, daß wenn er und sein Genosse noch weiter nördlich gebracht würden, nur wenig Wahrscheinlichkeit übrig bliebe, die Heimath wieder zu erreichen. Isaak beschloß noch vor Rückkehr des Frühlings einen Versuch zum Entkommen zu machen. Tag und Nacht, während er anscheinend schlief oder sich so stellte, als gehorchte er den Befehlen seines Herrn mit Freuden, bildete und entwarf er verschiedene Pläne, die den gewünschten Zweck ins Werk setzen sollten. Gemüthsangst warf ihn in ein heftiges Fieber, aus welchem er knapp mit dem Leben davon kam. Der traurige Winter eines Neuengland-Waldes kam herbei; Monat auf Monat glitt langsam dahin, der Frühling kehrte zurück und noch waren die beiden Knaben gefangen. Aber die Nähe des gefürchteten Unglücks spornte den Scharfsinn des gefangenen Jünglings; er brachte seinen Plan zur Reife und bestimmte eine Nacht im April zur Ausführung desselben.

Isaak lag wach, bis seine indianischen Gefährten im tiefen Schlafe lagen und alles rings umher still war. Vorsichtig erhob er sich dann und blickte schüchtern rings um sich her. Dichte Finsterniß lag auf der Natur, die blos dann für Augenblicke getheilt wurde, wenn der Mond durch die vorüberziehenden dunkeln Wolken blickte. Der Versuch, den der Knabe vorhatte, war ein verzweifelter, und er fühlte, daß er es war; aber sein Geist war unter jenen frühen Ansiedlern

von Plymouth und Massachusetts gebildet worden. Leise unter seinen schwarzgelben Schlafkameraden dahinschreitend, versicherte er sich der Gewehre seines Herrn und des Moos-Fleisches, was er in ein benachbartes Dickicht trug. Hierauf versuchte er seinen Gefährten zu wecken, aber mit einem Erfolge, welcher ihn überzeugte, daß wenn er diesen Versuch durchsetzen wolle, sein Entzweck zu nichte werden würde. Er verließ deßhalb den Wigwam und eilte nach dem Platze, wo die Waffen und Mundvorräthe verborgen waren, aber ehe er fähig war, denselben zu erreichen, wurde er durch das Geräusch von Fußtritten erschreckt, und nahm wahr, daß man ihm folge. Es war sein Mitgefangener. Eilig versicherten sie sich ihrer Beute und schlugen dann ohne Karte und Compaß eine südliche Richtung durch die Wälder ein, das Ziel ihrer Reise auf die Ansiedlungen von Havrehill richtend. Nachdem sie die ganze Nacht gelaufen waren, hielten sie bei Tagesanbruch bei einem hohlen Baumstamme an, in welchen sie beide krochen. Hier wurden sie im Verlaufe des Morgens durch die Hunde ausgewittert. Hinter denselben kamen die Indianer, welche eifrig ihrer Spur folgten. In dieser äußersten Noth sprachen die Knaben freundlich zu den Hunden, welche, da sie die Stimme der Knaben kannten, aufhörten zu bellen. Hierauf warfen sie ihnen etwas Moos-Fleisch vor, welches die Thiere gierig verschlangen.

Die Verfolger kamen jetzt an, gingen jedoch vorüber, ohne die Hunde zu bemerken. Bei Anbruch der Nacht verließ Isaak und sein Begleiter den Baumstamm, und Beide eilten in einer andern Richtung davon. Nachdem sie ihren kleinen Brodvorrath aufgezehrt hatten, sammelten sie Wurzeln und Baumknospen. Kurz vor Tag versteckten sie sich, reisten jedoch den dritten Tag und die dritte Nacht ohne zu ruhen. Auf diese Weise wanderten sie fünf Tage lang, zum Theil von

Wurzeln, zum Theil von einer wilden Taube und einer Schildkröte, welches alles sie roh zu verzehren genöthigt waren, ihr Leben fristend. Am sechsten Tage trafen sie auf einen indianischen Pfad, welchen sie bis zur Nacht verfolgten, als sie plötzlich ein Lager zu Gesicht bekamen, in welchem eine Anzahl ihrer Feinde um ein Feuer saßen. Schleunigst wendeten sie ihre Schritte rückwärts, bis sie bei Anbruch des Tages einen kleinen Fluß erreichten, an dessen Ufer sie ausruhten. Sie befanden sich jetzt in einem pfadlosen und dem Anscheine nach unendlichem Walde, umgeben von Wilden, hungrig, verlassen und verwundet von Dornen und Felsen. Es ist kein Wunder, daß unter solchen Umständen die unglücklichen Knaben fühlten, daß ihnen der Muth sinke, während sie aneinander gelehnt, ihre Thränen mit den rieselnden Wellen des sorglosen Flusses vermischten.

Dennoch verzweifelte der ältere Knabe nicht. Da er wußte, daß der Fluß nothwendigerweise zu einem großen Gewässer führen müßte, so ermuthigte er seinen Begleiter, und nachdem sie sich erfrischt hatten, setzten sie ihren Weg fort, dem Laufe des Flüßchens folgend. Am achten Morgen legte sich Joseph völlig muthlos nieder, seine Glieder waren verstümmelt, sein Körper abgemergelt. Isaak bat ihn weiter zu gehen; er grub Wurzeln aus, gab sie ihm zu essen und brachte Wasser, um seinen Durst zu löschen; er stellte ihm vor, daß er sicherlich sterben würde, wenn er hier bliebe. Es war alles umsonst; er überließ seinen Gefährten seinem Schicksale und verfolgte mit müden Schritten und blutendem Herzen seine einsame Reise. Plötzlich erblickte er ein kleines Gebäude. Von Hoffnung belebt, eilte er zurück zu seinem Gefährten und nöthigte ihn, einen neuen Versuch zu machen. Er rieb seine steifen Gliedmaßen, bis dieselben noch einmal fähig waren, ihr gewohntes Gewicht zu tragen; sie schritten zusammen

weiter, während Isaak seinen Gefährten machmal führte und manchmal trug, bis sie, nach den Mühsalen eines ganzen Tages Fort Saco erreichten.

Dieses Entkommen von den Indianern ist ohne Zweifel eines der außergewöhnlichsten, das uns je berichtet worden ist. Neun Tage lang reisten zwei Jünglinge, die kaum den Kinderschuhen entwachsen waren durch einen unermeßlichen Wald, ernährten sich blos von wenig trockenem Brod, Baumknospen, Beeren, einer rohen Schildkröte und wilden Taube, ohne das Angesicht eines Freundes zu sehen, oder sich an einem Feuer zu erwärmen. Als sie in Fort Saco ankamen, waren sie von Dornen zerfleischt, von Krankheit erschöpft und zu Gerippen abgemergelt. Als Isaak seine Stärke wieder gewann, reiste er nach Haverhill ab, und kam wohlbehalten in der Behausung seines Vaters an. Joseph hatte mehr zu dulden. Lange Zeit lag er in Saco an einem hitzigen Fieber leidend. Sein Vater ging, als Isaak zurückgekehrt war, nach dem Fort und brachte seinen Sohn sobald als möglich nach Hause

Blutbad zu Mimms Fort

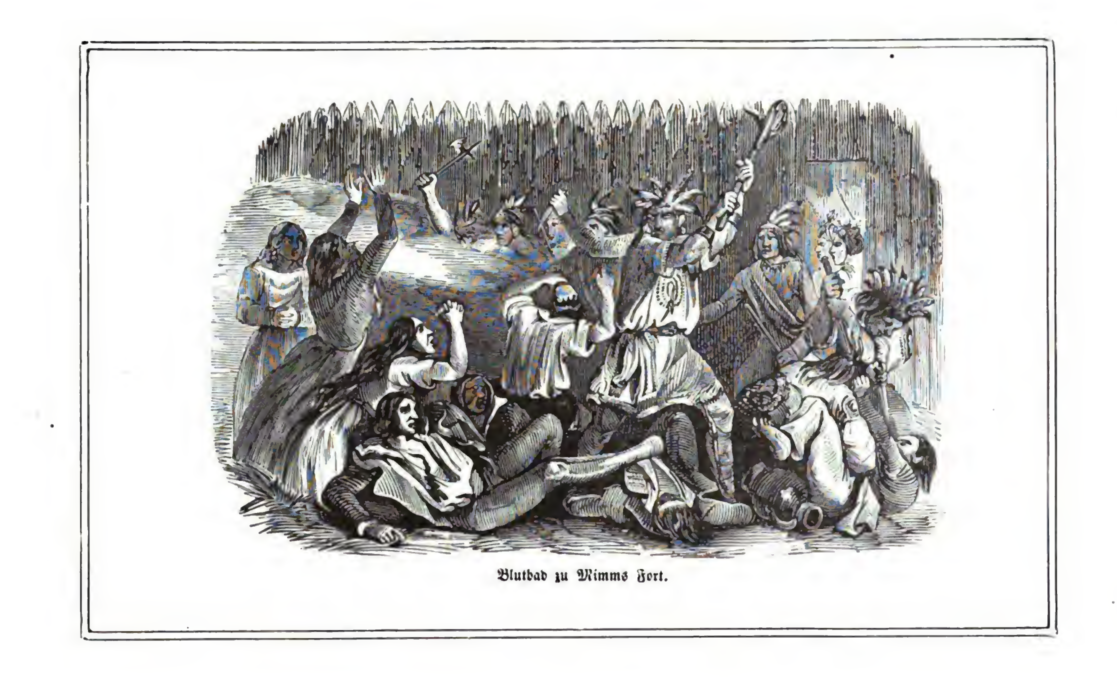
Der folgende Bericht von der Zerstörung von Mimms Fort und den angrenzenden Befestigungswerken, durch die südlichen Indianer, ehe dieselben nach dem Westen zogen, ist aus den Journalen vom Jahre 1813 genommen:

Einige Tage vor dem Angriffe waren einige Neger des Herrn McGirt's, welcher in jenem Theile des Creek-Landes lebte, welches von einem mit weißem Blute gemischten Indianerstamme bewohnt wird, den Alabama-Fluß herauf nach seiner Kornpflanzung gesendet worden. Drei derselben wurden von den Indianern gefangen genommen. Einer entwischte,

und brachte die Nachricht von der Annäherung der Indianer. Der Offizier schenkte demselben nur wenig Glauben, veranlaßte jedoch die Besatzung weitere Vorbereitungen zu treffen, um den Feind zu empfangen. Am nächsten Tage kam Herr James Cornels, ein Halbweißer, und mit ihm ein Weißer welche auf dem letzten Schlachtfelde gewesen waren, und die Spur einer beträchtlichen Anzahl von Indianern entdeckt hatten, welche nach dem Wohnsitze des Herrn McGirt's gegangen waren, in das Fort, und benachrichtigten den commandirenden Offizier von ihrer Entdeckung. Obgleich ihr Bericht nicht völligen Glauben zu erhalten schien, so veranlaßte derselbe dennoch größere Anstrengungen, und am Samstag und Sonntag wurde beträchtliche Arbeit gethan, um das Fort in Vertheidigungszustand zu setzen. Am Sonntag Morgen wurden drei Neger ausgesandt, um nach dem Vieh zu sehen, die bald zurückkamen und berichteten, daß sie zwanzig Indianer gesehen hätten. Späher wurden ausgesandt, um sich von der Wahrheit dieses Berichtes zu überzeugen. Einer der Neger, welcher Herrn Random gehörte, wurde gepeitscht, weil man glaubte, er habe einen falschen Bericht gebracht. Er wurde am Montag wieder ausgesandt, und sah eine Abtheilung von Indianern sich nähern, aber, da er befürchtete, noch einmal gepeitscht zu werden, so kehrte er nicht nach Mimms zurück, sondern ging nach Pierce's Fort. Ehe er jedoch seine Geschichte mittheilen konnte, ward der Angriff gemacht. Der commandirende Offizier ging zu Herrn Fletcher, der einen andern von den Negern eignete, und verlangte, daß derselbe gleichfalls gepeitscht werden sollte. Herr Fletscher glaubte dem Jungen, und widerstand zwei oder drei Anforderungen; jedoch zuletzt wurde der Neger dennoch herausgeführt um gepeitscht zu werden, als die Indianer im Angesicht des Forts erschienen. Das Thor war offen. Die Indianer hatten ein

offenes Feld, das ein hundert und funfzig Ellen breit war, zu durchschreiten, ehe sie an das Fort gelangen konnten, und dennoch waren sie um eilf Uhr Morgens bloß dreißig Schritte vom Fort entfernt, ehe sie bemerkt wurden. Die Schildwache stieß den Ruf „Indianer" aus, worauf die letzteren ein schreckliches Kriegsgeschrei erhoben, mit unbegreiflicher Schnelligkeit nach dem Thore stürzten, und in dasselbe eindrangen, ehe die Bemannung des Forts Gelegenheit hatte es zu schließen. Dies entschied ihr Schicksal. Major Beasly wurde nahe am Thore durch den Leib geschossen. Er rief der Mannschaft zu, für den Schießbedarf Sorge zu tragen, und sich in das Haus zurückzuziehen. Er selbst ging in eine Küche, wo er, wie man annimmt, verbrannt wurde.

Das Fort war ursprünglich viereckig. Major Beasly ließ dasselbe vergrößern, und zwar dadurch, daß er zwei der äußern Linien um funfzig Fuß weiter hinausrücken ließ, und eine neue Wand erbaute, in welche das Thor versetzt wurde. Die alte Pfahlwand stand noch, und die Indianer, welche, nachdem sie durch das Thor eingedrungen waren, Besitz von dem hinzugefügten Theile erlangt hatten, feuerten durch die Schießscharten der alten Pfahlwand auf die Leute, welche den innern Theil der Festung in Besitz hatten. Auf der andern Seite des Forts war rings um das hintere Thor eine Bastion errichtet, welche, da sie von außen offen stand, ebenfalls von den Indianern in Besitz genommen wurde, die mit den herumliegenden Aexten unmittelbar das Thor einzuhauen begannen. Es war eine große Anzahl von Indianern gegenwärtig, obgleich dieselbe die Anzahl von vier hundert schwerlich überschritt. Unsere Leute schienen den Angriff mit unverzagtem Muthe auszuhalten. Sie nahmen Besitz von den Schießscharten auf der andern Seite des Forts, und feuerten auf die Indianer, welche im offenen Felde blieben. Einige der In-



Blutbad zu Mimms Fort.

dianer kletterten auf das Blockhaus an einer der Ecken, nachdem sie jedoch ziemlich oft auf die Besatzung herabgefeuert hatten, wurden sie vertrieben. Dem ungeachtet gelang es ihnen, ein Haus nahe der Pfahlwand in Brand zu stecken, von welchem das Feuer der Küche, und von da dem Hauptwohngebäude mitgetheilt wurde. Sie versuchten dies mit brennenden Pfeilen zu bewerkstelligen, aber dieses mißlang ihnen. Als die Leute im Fort sahen, daß die Indianer im vollen Besitz des äußern Hofs blieben, daß die Männer schnell fielen, und ihre Häuser in Flammen standen, begannen sie zu verzweifeln. Einige beschlossen sich einen Weg durch die Pfähle zu hauen und zu entwischen.

Man glaubt, daß von der Anzahl Weißer und Halbweißer, welche sich in dem Fort befanden, nicht mehr als fünfundzwanzig oder dreißig entkamen, und viele von diesen waren verwundet; die übrigen wurden getödtet. Beinahe sämmtliche Weiber und Kinder fielen entweder den Waffen der Indianer oder den Flammen zum Opfer. Die Schlacht endigte ungefähr ein und eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang.



Amerikanishe Streitkräfte von Camanches angegriffen.

Der mexicanische Krieg gewährte den Camanche-Indianern günstige Gelegenheit, Abtheilungen von amerikanischen Wagenzügen, welche den verschiedenen Armeen folgten, wegzunehmen oder zu zerstören. Manchmal trafen kleine Abtheilungen von Freiwilligen oder Abenteuerern auf einige der Camanche-Banden. Und obgleich die ersteren siegreich waren, so geschah es doch häufig, daß sie nicht unbedeutenden Verlust erlitten. Das berüchtigte „Guerilla-Kriegswesen," so gefürchtet in den Bürgerkriegen mit Mexico wurde theilweise durch halb civilisirte und halb wilde Camanches betrieben, welche mit Lasso oder Flinte, und dem Tomahawk bewaffnet, und von Weißen begleitet, die gleich ihnen halb wild und halb civilisirt waren, Schrecken und Verwüstung, wohin sie kamen, verbreiteten. Es war den amerikanischen Freiwilligen vorbehalten, die Furcht zu vertreiben, welche der Name Camanche so lange verbreitet hatte, oder welche bewiesen, daß diese Wilden nicht unbesiegbar seien.

Bei Tagesanbruch am 26. Juli 1847 wurde eine Abtheilung Amerikaner am Arkansasflusse, dreihundert Meilen von Fort Leavenworth, von den Camanches angegriffen. Die Abtheilung eskortirte einen großen Wagenzug der Regierung. Die Dragoner, welche beritten waren, machten einen tapfern Angriff, während die Infanterie mit einigen Berittenen zurück blieb, um das Lager zu bewachen. Ein verzweifelter Kampf erfolgte, in welchem dreihundert Camanches jede Anstrengung wilder Stärke und Verschlagenheit aufboten, um ein kleines Corps von Gegnern, dem sie an Zahl sechsmal überlegen waren, zu umringen. Fünf von den Amerikanern wurden getödtet, drei schwer verwundet, zwei leicht, und 135 Joch Vieh wurden davon getrieben oder geschlachtet. Der

Verlust der Indianer konnte nicht ermittelt werden, da sie ihre Todten und Verwundeten mit hinweg nahmen. In einer Woche zerstörte diese Bande von Camanches, unterstützt von Rancheros und Guerillas vom nördlichen Mexico, Eigenthum im Werthe von 10,000 Thalern, den Vereinigten Staaten gehörend.

Tod des Capitain Smith, eines Santa Fe Händlers.

Die Handelsgesellschaften zwischen Independence und Santa Fe wurden häufig von Indianern angegriffen, besonders wie es scheint, aus Raubgierde, als aus Grausamkeit oder Rache. Einige Beispiele von der letzteren Art sind jedoch berichtet worden, worunter unter andern die Ermordung des Händlers Capitain Smith von den Grenzbewohnern lange Zeit als ein Sporn zur Rache in Erinnerung blieb. Smith war lange Zeit als ein Felsengebirgsjäger bekannt gewesen, seine waghalsigen Thaten in der großen westlichen Wildniß bildeten Gegenstände der Bewunderung und des Erstaunens für manche verirrte Handelsgesellschaft, während dieselbe ihren Weg über die Steppen verfolgte. Im Jahre 1831 trat er bei einer Compagnie, welche unter Capitain Sublette nach Santa Fe bestimmt war, ein. Jeder Mann von dieser Compagnie scheint mit dem Wege und den Mühsalen unbekannt gewesen zu sein, die auf einer langen Reise durch die Wüsten Neu-Mexicos durchzumachen waren. Nach einer Reise von vielen Tagen, scheint es, daß sie den Weg verloren; ihr Wasser ging aus und um sie her war eine trockene Wüste, in welcher weder Fluß noch Pflanzen zu finden war. In dieser schrecklichen Lage verließ Smith die Gesellschaft, und folgte der Spur eines Büffels, in der Hoffnung, dadurch an eine Quelle, oder an einen Teich zu gelangen. Viele Meilen

verfolgte er furchtlos seinen Weg, bis es ihm schien, als käme ein kleiner Fluß ihm zu Gesicht. Er eilte vorwärts, so schnell seine geschwächten Körperkräfte dies zulassen wollten; aber als er das Ufer erreichte, fand er nichts als ein trockenes sandiges Bett, dessen Wiederschein seiner verwirrten Sehkraft unerträglich war. Unfähig, seinen wüthenden Durst länger zu ertragen, warf er sich in den Canal und grub den Sand mit seinen Händen aus. Als er etwas tiefer gekommen war, schien der Sand feucht zu werden, und nachdem er über einen Fuß unter die Oberfläche des Bodens gelangt war, begann Wasser nach und nach durch den Sand zu dringen. Er steckte sein Gesicht in das gemachte Loch und saugte die theure Flüssigkeit aus dem Grunde. Er war einer Todesart entgangen, um in einer andern zu sterben. Eine Abtheilung von Camanches waren seiner Spur gefolgt, und indem sie den Augenblick wahrnahmen, wo er aus Durst die Wachsamkeit aus den Augen ließ, schossen sie eine Pfeilwolke auf ihn ab und stürzten zum engeren Kampf heran. Smith focht verzweifelt, indem er zwei oder drei seiner Feinde tödtete; endlich jedoch wurde er überwältigt.

Abenteuer mit einer Abtheilung Yutas.

Die Eutaw- oder Yuta-Indianer bewohnen den nordwestlichen Theil von Neu-Mexico und Californien. Sie sind berühmt wegen ihrer Tapferkeit, und besonders durch ihre Gewohnheit bekannt, in großen Abtheilungen während des Frühjahrs und Herbstes zu wandern. Sie sind beständig im Kriege mit den benachbarten Stämmen, und wenn sie nicht siegreich sind, so befriedigen sie häufig die Gefühle ihrer Rache an Abtheilungen von Weißen. Ein Fall dieser Art trug sich im Jahre 1835 zu. Eine beträchtliche Anzahl Yutas be-

gegnete nahe an der Quelle des Arkansas einem halben Dutzend Shawnees. Die Shawnees waren auf einen freundschaftlichen Besuch gekommen; die Yutas ersannen jedoch bald einen Streit mit ihnen, und machten endlich einen Angriff. Die Shawnees sammelten sich jedoch kühn um ihre Güter, schossen ihre Pfeile auf den Feind ab, und es gelang ihnen, ihr Entkommen zu bewerkstelligen. Einige von der angreifenden Partei wurden getödtet.

Unmittelbar nach dieser Affaire kam eine Abtheilung von fünfunddreißig Händlern, unter Herrn Josiah Gregg, nahe am Schlachtfelde an. Als sie anhielten um die Nacht zuzubringen, waren sie erstaunt, eine große Anzahl Indianer in ihr Lager eintreten, und sich in demselben ganz frei nach jeder Richtung hin bewegen zu sehen. Es waren die geschlagenen Yutas, welche, wüthend über ihre letzte Niederlage, jetzt bereit waren eine Schandthat an Freund oder Feind zu begehen. Plötzlich sprang ein junger Häuptling auf ein Pferd, welches einem der Händler gehörte, und galopirte in vollem Laufe davon. Gregg's Macht war zu klein, um mit den Indianern anzubinden, aber er entschloß sich, ihnen kühn die Stirn zu bieten, und verlangte deßhalb in entschiedener Sprache die Zurückerstattung des Pferdes. Die gestellte Forderung fiel nicht nach seinem Wunsche aus. Die Indianer lachten über sein Verlangen, und indem sie sich in kleinen Truppen sammelten, blickten sie finster und verächtlich auf ihre Gegner. Gregg erklärte hierauf, daß er sich mit Gewalt Recht verschaffen wolle. Die Indianer ergriffen unmittelbar ihre Waffen, stießen das Kriegsgeschrei aus, und sprangen auf ihre Pferde. Ihre Tapferkeit war mit der gehörigen Vorsicht begleitet. Die Weiber und Kinder wurden bis an einen nahe gelegenen Abgrund gebracht, und die Krieger stellten sich in Schlachtordnung auf. Unterdessen hatten sie bemerkt, daß

ein Theil der Handelsgesellschaft aus Mexicanern bestand, und mit wahrer indianischer List waren sie bereit, Vortheil daraus zu ziehen. Ein junger Krieger verließ sein Glied, und indem er bis auf eine kurze Entfernung heranritt, ermahnte er seine „mexicanischen Freunde," die Amerikaner zu verlassen. Dies war mit der Versicherung begleitet, daß sie gut behandelt werden würden, wogegen man den Amerikanern kein Quartier geben würde. Die Mexicaner wiesen diese Einladung mit Verachtung zurück, und beide Parteien bereiteten sich nun zum Kampfe vor. Während des vorläufigen Aufschubs der Feindseligkeit, ritt eine alte Squaw unerwartet hervor, und indem sie die Häuptlinge anredete, ermahnte sie dieselben, sich an die Bande der Freundschaft zu erinnern, welche zwischen den Yutas und Amerikanern beständen, und den Rath einiger ungestümer Jünglinge zu verwerfen, welche nach Krieg dürsteten. Diese seltsame Vermittlung wurde günstig aufgenommen; beide Parteien ließen ihre militairische Haltung sinken, das Pferd wurde zurückgegeben, und das Abenteuer endigte zwischen den Händlern und ihren seltsam erworbenen Freunden mit einer gesellschaftliche Pfeife.



Büffeljagd durch List.

In den westlichen Territorien, besonders in jenem Theile derselben, welche nahe an den Felsengebirgen liegen, giebt es sehr viele Wölfe, wovon die zahlreichsten und furchtbarsten die der weißen Art sind, die eine bedeutende Größe erreichen, und es mit den größten Hunden aufnehmen. Diese Thiere laufen in Heerden von funfzig bis sechzig herum, und greifen jedes einzelne Thier an, das ihnen in den Weg kommt. Der Büffel ist eine Lieblingsspeise, und sie folgen beständig der Spur des Jägers, um das aufzuzehren, was er übrig läßt, oder um einen unglücklichen Bullen zu tödten, welcher sich vielleicht vor den Menschen versteckt haben mag. Aber wenn Büffelheerden zusammen sind, so haben sie wenig Furcht vor den Wölfen, und erlauben ihnen sehr nahe heran zu kommen. Aus diesem Sicherheitsgefühl zieht der indianische Jäger häufig Nutzen. Indem er sich mit einer weißen Wolfshaut bedeckt, kriecht er über die Steppe, und schießt seine Pfeile unter die nicht den geringsten Verdacht hegende Heerde, mit verderblichem Erfolg ab. Natürlich werden die Fettesten und Zartesten bei diesen Gelegenheiten ausgewählt, und manchmal tödtet ein einziger Kriecher eine größere Anzahl auf diese Weise, als wenn er mit dem ganzen Stamme zusammen ist. Diese Methode dürfte den Leser an die Art und Weise erinnern, mit welcher die Neger des südlichen und westlichen Afrika's den Strauß jagen und tödten.

Eine andere, gleich erfolgreiche Methode den Büffel zu jagen besteht darin, daß man ihn im Winter in Schneebänke treibt. In diesen Regionen ist der Schnee manchmal drei bis vier Fuß tief, da er von den Gipfeln und Seiten der Hügel herabgeweht wird. Zu solchen Zeiten versammeln sich die Büffel auf den Gipfeln der Hügel; aber wenn sie angegriffen

werden, stürzen sie herunter, bestreben sich durch den Schnee zu brechen, sinken jedoch bis an die Flanken in denselben. Hier fallen sie meist dem Jäger zur Beute, welcher mit seinen Schneeschuhen leicht und schnell über die eisige Rinde des Schnees hinweggleitet. Die Büffelhaut wird im Winter wegen ihres langen Pelzes sehr geschätzt, aber das Fleisch bleibt im allgemeinen den Wölfen zum Fraß überlassen.

Merkwürdiges Entkommen von Tom Higgins.

Unter einer Gesellschaft von jungen Leuten, welche sich in ein Corps Rangers formirt hatten und zwar ganz zum Schutz der westlichen Grenzen, befand sich einer mit Namen Tom Higgins. Er war ein eingeborner von Kentucky, und ein herrliches Specimen des ächten Hinterwäldlers. Im Monat August gehörte er zu einer Abtheilung von zwölf Mann, welche in einer kleinen Verschanzung zwischen Greenville und Vandalia postirt waren. Diese Städte bestanden damals noch nicht und die Umgegend war eine ungeheure Wildniß. Am 30. des Monats wurden Indianer in der Nachbarschaft bemerkt, und des Nachts erblickte man sie um das Fort herumstreifen, aber es wurde kein Alarmsignal gegeben.

Früh am Morgen ging der Lieutenant und seine kleine Abtheilung, die beritten war, um zu recognosciren, wo sich die Indianer befänden. Um die Ecke des Zauns eines an die Fronte der Festung gränzendes Kornfeldes reitend, verfolgten sie den Weg über die Steppe und waren nicht mehr als eine Meile fortgekommen, als sie beim Ueberschreiten eines kleinen Hügels, welche mit einem Haselnußdickicht bewachsen war, und von wo aus sie ihre Station gänzlich überblicken konnten, in einen Hinterhalt der Indianer fielen, welche, siebenzig oder



Wolfs - Büffeljagd.

achtzig Mann stark, sich plötzlich um sie erhoben, und feuerten. Vier von der Abtheilung wurden getödtet, ein Anderer fiel schwer verwundet, und die Uebrigen flohen, ausgenommen Higgins.

Es war ein schwüler Morgen, der Tag brach eben an, ein schwerer Thau war während der Nacht gefallen, die Luft war ruhig und feucht, und der Rauch von den Gewehren hing in einer Wolke über dem Platze. Unter dem Schutz dieser Wolke waren Higgins Gefährten entwischt, indem sie glaubten, daß alle Zurückgelassenen todt seien. Higgins Pferd war durch den Hals geschossen worden und fiel auf die Kniee, erhob sich jedoch wieder. Da er glaubte, daß das Thier tödtlich verwundet sei, so stieg er ab; da er aber fand, daß das Pferd durch die Wunde nicht unfähig gemacht war, so fuhr er fort, den Zaum zu halten, denn er glaubte im Stande zu sein, seinen Rückzug bewerkstelligen zu können. Doch ehe er dies that, wünschte er, wie er sich ausdrückte, einen Schuß auf den Feind zu haben.

Zu diesem Zwecke sah er sich nach einem Baume um, von welchem aus er mit Sicherheit feuern könnte. Es war nur ein kleiner Ulmbaum in der Gegend, aber ehe er diesen erreichen konnte, erhob sich die Rauchwolke zum Theil, und Higgins erblickte eine Anzahl Indianer, von denen jedoch Keiner ihn erblickte. Einer derselben stand nur ein paar Schritte von ihm, im Begriffe sein Gewehr zu laden; auf diesen zielte Higgins bedachtsam, feuerte, und der Indianer fiel. Immer noch vom Rauch verborgen, lud Higgins sein Gewehr wieder, bestieg sein Pferd und wendete sich zur Flucht, als ihn eine wohlbekannte Stimme mit den Worten anrief:

„Tom du willst mich doch nicht verlassen?“

Als er um sich blickte, entdeckte er einen seiner Cameraden, Namens Burgeß, welcher verwundet auf dem Boden lag, und

er rief augenblicklich aus: „Nein, ich werde dich nicht verlassen, komm mit mir, ich werde Sorge für dich tragen."

„Ich kann nicht kommen," erwiederte Burgeß, „mein Bein ist gänzlich in Stücke zerschmettert."

Higgins sprang aus dem Sattel, und indem er seinen Freund in die Arme nahm, und auf das Pferd zu heben begann, sagte er ihm, er solle nur sein eigenes Leben retten, und er selbst wolle seinen Weg zu Fuße machen. Aber das Pferd, welches in diesem Augenblicke scheu wurde, ging durch und ließ Higgins und seinen verwundeten Freund zurück.

Die kaltblütige Tapferkeit des Erstern verließ ihn auch selbst in dieser äußersten Gefahr nicht, und indem er Burgeß sanft niedersetzte, sagte er zu ihm: „Nun mein guter Junge mußt du suchen so gut als möglich fortzukommen, während ich zwischen dir und den Indianern bleibe, um dieselben abzuhalten." Zu gleicher Zeit gab er ihm die Lehre, sich in das höchste Gras zu begeben, und so nahe als möglich am Boden zu kriechen. Burgeß folgte seinem Rathe, und entkam unbemerkt.

Die Geschichte berichtet keine uneigennützigere Heldenthat als die des Tom Higgins, welcher, während er die sichern Mittel aus so großer Gefahr zu entkommen in Händen hatte, dieselben freiwillig aufgab, indem er sein Pferd einem verwundeten Cameraden anbot, und welcher selbst dann, als diese großmüthige Absicht vereitelt, und sein eigener Rückzug immer noch möglich war, mit Gefahr seines Lebens zurückblieb, um seinen zum Krüppel geschossenen Freund zu beschützen.

Die Rauchwolke, welche sich theilweise über ihm geöffnet hatte, als er dem Feinde ins Angesicht blickte, lag immer noch dick hinter ihm, und als er dieselbe durchschnitten hatte, ließ er sie zusammen mit dem Hügel und Haselstrauchdickicht zwischen sich und der Hauptmacht der Indianer, und zog sich, ohne

bemerkt zu werden, zurück. Unter diesen Umständen ist es wahrscheinlich, daß er, wenn er in gerader Linie auf die Station zugeflüchtet wäre, sein Entkommen bewirkt haben würde.

Aber Burgeß kroch langsam in jener Richtung davon, und der edle Higgins sah voraus, daß wenn er dieselbe Spur verfolge und entdeckt werden sollte, sein Freund gefährdet sein würde. Er beschloß daher, so weit von seinem Cours abzuweichen, daß wenn irgend einer der Feinde ihm folgen sollte, derselbe nicht auf Burgeß stoßen würde. In dieser Absicht bewegte er sich vorsichtig durch den Rauch und die Gebüsche in der Hoffnung mit der möglichen Schnelligkeit fliehen zu können, sobald er dieselben hinter sich habe. Aber gerade als er das Dickicht verließ, erblickte er ganz nahe bei sich einen großen, starken Indianer, zwei andere auf der entgegengesetzten Seite, und noch fernere zwei in der Richtung nach dem Fort.

Auf seinen Muth und seine Gewandtheit vertrauend, war Tom unverzagt, jedoch beschloß er gleich einem guten General, die Feinde zu trennen, und einzeln zu bekämpfen. Seinen Weg nach einem nahen Hohlwege richtend, sprang er davon; aber bald fand er, daß ihm eines seiner Beine den Dienst versagte, da er im ersten Feuer eine Kugel erhielt, die er bis jetzt kaum gefühlt hatte.

Der größte Indianer folgte ihm hart auf den Fersen. Higgins drehte sich mehrere Male um, um zu feuern; aber der Indianer machte jedes Mal Halt, und fing an zu tanzen, um ihn am Zielen zu verhindern, und Tom wußte, daß er nicht auf's Gerathewohl schießen durfte. Die andern Beiden kamen ihm näher, und er fand, daß er überwältigt werden mußte, wenn er nicht im Stande sei den ersten abzufertigen. Er machte deßhalb Halt, und beschloß ein Feuer auszuhalten. Der Indianer, nur noch ein paar Schritte entfernt, erhob

seine Büchse. Higgins bewachte seines Gegners Auge, und gerade als er glaubte, daß derselbe abdrücken wolle, drehte er ihm die Seite zu. Es ist wahrscheinlich, daß ihm diese Bewegung das Leben rettete, denn die Kugel, welche sonst seinen Körper durchbohrt haben würde, drang in den Schenkel.

Tom fiel, erhob sich jedoch wieder und lief; der größte Indianer, seiner Beute gewiß, lud wieder und verfolgte ihn dann mit den beiden andern. Higgins war abermals gefallen, und als er sich erhob, feuerten alle drei, und alle ihre Kugeln trafen ihn!

Er fiel und erhob sich wieder einige Male, aber die Indianer ihre Büchsen wegwerfend, drangen mit Speeren und Messern auf ihn ein. Sie machten wiederholte Angriffe auf ihn; aber als er bald dem Einen, bald dem Andern seine Büchse vorhielt, fielen sie zurück, bis am Ende der Größte von ihnen, welcher wahrscheinlich dachte, daß Tom's Gewehr, weil er sein Feuer so lange zurückhielt, nicht geladen sei, ihn kühn angriff. Nun zielte Higgins ruhig auf ihn und schoß ihn todt. Mit vier Kugeln in seinem Körper, einer leeren Flinte, zwei Indianer vor sich, und einen ganzen Stamm nur wenige Ruthen von sich entfernt, würde sich beinahe jeder andere Mann der Verzweiflung überlassen haben. Aber Tom hatte keinen solchen Gedanken. Er hatte den Gefährlichsten seiner Feinde getödtet, und fürchtete sich nur wenig vor den Andern. Er blickte ihnen deßhalb in's Angesicht, und begann seine Büchse zu laden, sie erhoben ein Geschrei, und stürmten auf ihn ein.

„Sie hielten sich in gehöriger Entfernung so lange meine Büchse geladen war," sagte er; „aber als sie wußten, daß sie abgeschossen, waren sie bessere Soldaten."

Ein wilder und blutiger Kampf erfolgte. Die Indianer brachten ihn auf vielen Plätzen Stichwunden bei; aber es trug sich glücklicherweise für Tom zu, daß die Schäfte ihrer Speere

dünne Stängchen waren, welche sie in der Eile für die Gelegenheit verfertigt hatten, und die sich, sobald die Spitzen eine Rippe oder eine seiner zähen Muskeln trafen, bogen. Aus dieser Ursache und in Folge der fortgesetzten Anstrengung seiner Hände, um ihre Stöße zu pariren, waren die Wunden, welche sie ihm beibrachten, nur gering. Sein ganzer Vorderkörper war jedoch mit Schmarren bedeckt, welche zum Beweise seiner Tapferkeit bis jetzt die Narben zurückgelassen haben.

Einer derselben zog jetzt seinen Tomahawk. Die Schneide desselben drang tief in Higgins' Wange, verletzte auch sein Ohr, legte seinen ganzen Schädel bis auf den Hinterkopf bloß, und streckte ihn auf die Ebene nieder. Die zwei Indianer stürzten sich auf ihn; aber Tom, welcher augenblicklich seine Geistesgegenwart wieder gewann, hielt sie mit Händen und Füßen von sich ab. Endlich gelang es ihm einen ihrer Speere zu ergreifen, was ihm, da sich der Indianer bemühte, ihm denselben zu entreißen, zum Aufstehen verhalf. Indem er jetzt seine Büchse gleich einer Keule schwang, drang er auf den nächsten seiner Feinder ein, und zerschmetterte ihm das Gehirn, wobei er jedoch den Schaft in Stücke schlug, und nur noch den Lauf in der Hand behielt.

Der noch übrige Indianer, obgleich verwundet, war jetzt bei weitem der stärkste Mann; aber trotzdem, daß unserm Helden seine Kraft rasch verließ, war sein Muth nicht erschöpft, und der Wilde begann, sich nach der Stelle, wo er seine Büchse hatte fallen lassen, zurückzuziehen. Tom suchte unterdessen nach der Flinte des andern Indianers. So suchten Beide, obgleich blutend und außer Athem, Waffen um den Kampf zu erneuern.

Unterdessen hatte sich der Rauch, welcher sich zwischen den Kämpfenden und der Hauptmasse der Indianer befand, verzogen, und eine Anzahl der Letzteren, welche das Haselstrauch-

dickicht durchschritten hatten, war deutlich zu sehen. Es schien deßhalb, daß nichts unsern tapfern Ranger retten könne; aber Hilfe war nahe zur Hand.

Die kleine Besatzung des Forts hatte den ganzen merkwürdigen Kampf mit angesehen, ihre Zahl belief sich nur auf sechs, und unter denselben war ein heldenmüthiges Weib — eine Frau Pursley; als sie Higgins allein mit dem Feinde kämpfen sah, drang sie in die Männer, ihm zu Hilfe zu eilen; aber die Rangers machten Einwürfe, da die Indianer sie an Zahl bedeutend überlegen waren. Frau Pursley erklärte, daß ein so edler und tapferer Junge wie Higgins nicht aus Mangel an Hilfe umkommen sollte. Mit diesen Worten riß sie ihrem Mann die Büchse aus der Hand, sprang auf ein Pferd und ritt hinaus, während die Männer, beschämt, von einem Weibe an Tapferkeit übertroffen zu werden, im vollen Galopp nach dem Kampfplatze sprengten.

Nun erfolgte eine Scene von höchstem Interesse. Die Indianer hatten Tom im Dickicht eben entdeckt, und rückten mit wildem Geschrei gegen ihn an; seine Freunde spornten ihre Pferde, um ihn zuerst zu erreichen. Higgins, von Blutverlust erschöpft, war ohnmächtig geworden; sein Gegner, zu erpicht auf seine Beute, sah nichts anderes und suchte nach seiner Büchse.

Die Rangers erreichten den Kampfplatz zuerst. Frau Pursley ritt auf Tom zu, und bot ihm ihr Gewehr an; aber bei Tom war das Schießen vorbei. Seine Freunde hoben ihn auf, legten ihn im Angesichte der Indianer quer über ein Pferd, und wendeten sich zum Rückzuge, gerade als die Indianer angreifen wollten. Ihre Flucht gelang, und die Indianer gingen in die Wälder zurück.

Nachdem Tom in die Festung gebracht worden war, blieb er einige Tage ohne Besinnung. sein Leben wurde nur durch

außerordentliche und fortgesetzte Sorgfalt gewahrt. Seine Freunde hatten alle Kugeln ausgezogen bis auf zwei, welche in seinem Schenkel stecken blieben. Eine derselben verursachte ihm mehrere Jahre lang zu Zeiten große Schmerzen, obgleich die Wunde zugeheilt war. Endlich hörte er, daß ein geschickter Arzt sich innerhalb einer Tagreise zu Pferd niedergelassen habe, und Tom entschloß sich, zu gehen, und zu sehen, ob er ihm nicht helfen könne.

Der Arzt war gern bereit die Kugel auszuziehen, jedoch unter der Bedingung, daß er die übertriebene Summe von funfzig Dollars für die Operation bezahlen solle. Tom weigerte sich schlechterdings dies zu bezahlen, da es mehr als die Pension eines halben Jahres war. Als er nach Hause kam, fand er, daß er sich den Theil, wo die Kugel saß, so wund geritten hatte, daß dieselbe, welche gewöhnlich nicht zu entdecken war, jetzt deutlich gefühlt werden konnte.

Er bat seine Frau, ihm ein Rasirmesser zu reichen. Mit ihrem Beistande schnitt er sich vorsichtig den Schenkel auf, bis die Schneide des Rasirmessers die Kugel berührte. Er setzte nun beide Daumen in den Schnitt, und „schnellte die Kugel heraus," ohne daß ihm die Operation, wie er sich ausdrückte, „einen Cent gekostet hatte."

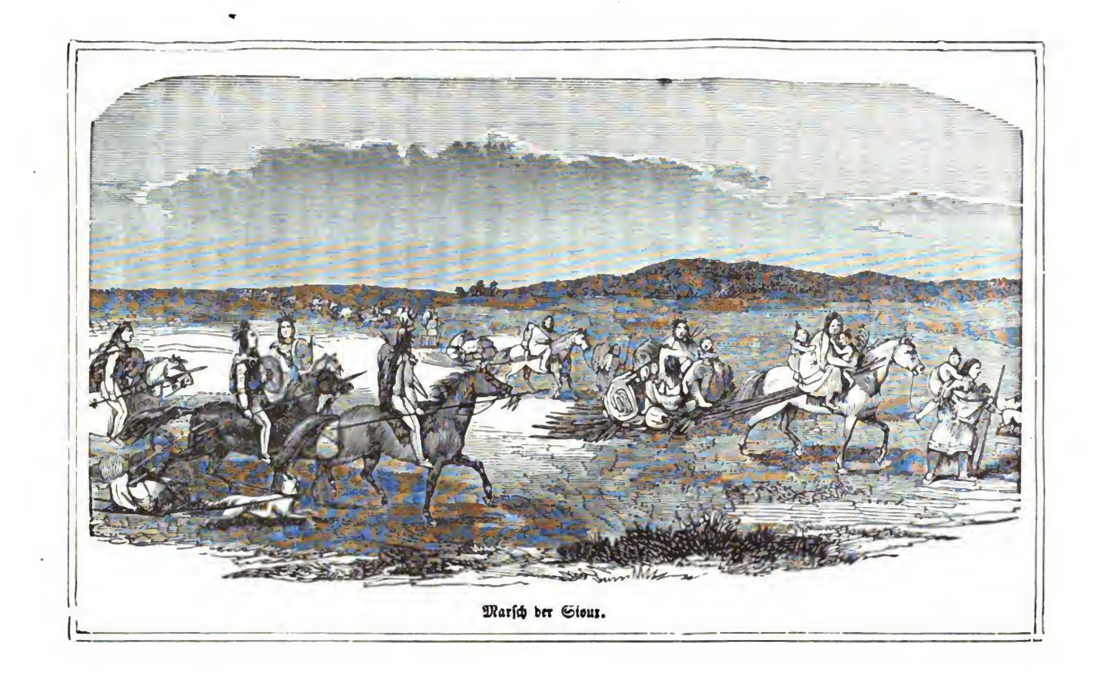
Die andere Kugel blieb noch in seinem Beine stecken; sie verursachte ihm jedoch keine Schmerzen, außer wenn er sich allzusehr angestrengt hatte. Er ist jetzt einer der glücklichsten Jäger im Lande, und er nimmt es noch immer mit dem stärksten Manne auf.

Marsch der Sioux.

Die Crow- und Sioux-Indianer sind, gleich den meisten Stämmen, die von der Jagd leben, häufig genöthigt, von

Platz zu Platz zu wandern, und die Art und Weise, wie sie diese Wanderungen ausführen, ist sowohl eigenthümlich als belustigend. Die Bestimmung der Zeit zur Abreise ist größtentheils dem Häuptling überlassen. Wenige Stunden vorher ehe dieselbe heranrückt, schickt er Ausrufer durch das Dorf, die seinen Entschluß zu ziehen anzeigen, und befestigt zu gleicher Zeit das Signal, welches bei derartigen Gelegenheiten immer beobachtet wird, an seinem Wigwam. Das ganze Dorf ist nun in Bewegung. Mundvorrath, Haushaltgeräthschaften und Kleider werden zusammengebündelt; Hunde und Pferde werden an Lasten gespannt, die zweimal so groß sind als sie selbst; Kinder werden in Säcke geschlungen und ihren Müttern auf den Rücken gehängt, und jeder Einzelne wird eiligst mit der Bürde beladen, welche er nach der neuen Ansiedlung tragen muß, und die nie unbeträchtlich ist. Die gewöhnlich dabei befolgte Ordnung ist folgende: Die Stangen für ein Zelt werden in zwei Bündel getheilt. Die dünnen Enden eines jeden Bündels werden auf den Schultern eines Pferdes befestigt, so daß die andern Enden auf jeder Seite am Boden nachschleifen. Hinter dem Pferde verbindet ein Queerholz die Bündel, um dieselben auf dem gehörigen Platze zu halten. Auf den Bündeln befinden sich die aufgerollten Zelte, verschiedene ungeheure Artikel von Haushaltgeräthen, und drei oder vier Weiber und Kinder. Um jedes Pferd zu führen, was unter diesen Umständen unumgänglich nothwendig erscheint, geht ein Weib voraus, das den Zaum hält, und welche auf ihren Schultern eine Last trägt, welche an Größe der des Pferdes ähnlich ist.

Gelegentlich trägt das Thier noch ein anderes Weib auf dem Rücken, in deren Armen ein junger Sprößling einen Lieblingshund zärtlich umhalst. Auf diese Weise werden fünf bis sechs hundert Wigwams, mit all ihren Geräthschaften gleich-



Marsch der Sioux.

zeitig viele Meilen weit fortgeschafft. Die Cavalcade ist unermeßlich ausgedehnt; die Männer sitzen auf guten Pferden, deren Anzahl sich auf mehr als Tausend beläuft, während die Zahl der Hunde wenigstens das Fünffache beträgt. Jeder Hund hat einen Theil der allgemeinen Last zu tragen. Zwei Stangen, welche ungefähr fünfzehn Fuß lang sind, werden gerade so, wie die Zeltstangen bei den Pferden, auf seinen Schultern befestigt, so daß das dicke Ende derselben auf dem Boden schleift. Man legt ein Bündel auf denselben, mit welchem er forttrabt, bis zur Nacht gleichen Schritt mit der Karavane haltend, und bloß dann anhaltend, wenn Aussichten zu einem Kampfe mit irgend einem seiner Genossen vorhanden sind.

Der Mörder-Bach.

Ein kleiner Strom ergießt sich in jenen schönsten aller Flüsse, den majestätischen Hudson, welcher immer noch den Namen Mörder-Bach führt, obgleich vielleicht nur wenige sagen können, warum er so genannt wird. Vor ungefähr einem Jahrhundert war die herrliche Gegend, welche von diesem Strömchen bewässert wird, im Besitze eines kleinen Indianerstammes, welcher lange verloschen, oder einer der mächtigern Nationen des Westens einverleibt ist. Drei oder vier hundert Ellen von der Mündung dieses Flüßchens hatte sich eine weiße Familie mit Namen Stacey in einem Blockhause niedergelassen, und zwar mit stillschweigender Bewilligung der Wilden, welchen sich Stacey durch verschiedenartige Künste, welche von den Wilden höchlich geschätzt wurden, nützlich gemacht. Es bestand eine besondere Freundschaft zwischen ihm und einem alten Indianer, Namens Naoman, welcher oft in sein Haus kam und seine Gastfreundschaft genoß. Die Familie bestand

aus Stacey, seiner Frau und zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, von denen der erstere fünf und die letztere drei Jahre alt war.

Niemals vergeben die Indianer Beleidigungen, noch vergessen sie Wohlthaten.

Eines Tages kam Naoman nach dem Blockhause Stacey's, während der Abwesenheit desselben, zündete seine Pfeife an und setzte sich nieder. Er sah ungewöhnlich ernsthaft aus, seufzte zuweilen tief, aber er sagte kein Wort. Stacey's Frau fragte ihn, was ihm fehle, — ob er unwohl sei? Er schüttelte den Kopf, sagte jedoch nichts, sondern ging bald hinweg. Am nächsten Tage kam er wieder und betrug sich auf gleiche Weise. Stacey's Frau vermuthete, daß etwas Seltsames in diesem Benehmen läge, und machte ihren Mann mit der Sache bekannt, sobald derselbe nach Hause kam. Er rieth ihr, den alten Mann zu überreden, sein Benehmen zu erklären im Falle derselbe wieder kommen solle, was er am folgenden Tage that. Nach vielem Drängen gab ihr endlich der Indianer folgende Antwort auf ihr Fragen: „Ich bin ein rother Mann und die Bleichgesichter sind unsere Feinde: Warum soll ich sprechen?"

„Aber mein Mann und ich sind Deine Freunde; Du hast hundertmal Brod mit uns gegessen, und meine Kinder so oft auf Deinen Knieen geschaukelt. Wenn Du etwas auf dem Herzen hast, sage mir es jetzt."

„Es wird mir das Leben kosten, wenn es bekannt wird, und ihr Weiber mit den blassen Gesichtern könnt nicht gut Geheimnisse bewahren," erwiederte Naoman. „Mache den Versuch mit mir, und Du wirst finden, daß ich es kann," sagte sie. „Willst Du bei dem großen Geiste schwören, daß Du es Niemand Anderem als Deinem Manne sagen willst?" „Ich habe Niemand Anders, dem ich es sagen kann."

„Aber willst Du schwören?“ „Ich schwöre bei unserm großen Geiste, daß ich es Niemand Anderem als meinem Manne sagen will.“ „Selbst dann nicht, wenn mein Stamm Dich wegen Deines Schweigens tödten würde?“ „Nein, auch nicht, wenn Dein Stamm mich wegen meines Schweigens tödten würde.“

Naoman begann nun, ihr zu erzählen, daß, in Folge der häufigen Eingriffe der Weißen in ihre Ländereien am Fuße der Gebirge, sein Stamm außerordentlich ärgerlich geworden sei und entschlossen wäre, in jener Nacht alle Weißen in ihrem Bereiche niederzumetzeln; daß sie zu ihrem Mann senden und ihn von der Gefahr benachrichtigen müßte, und daß sie dann so geheim und eilig als möglich ihre Canoe nehmen, und mit der größten Eile ihrer Sicherheit wegen über den Fluß nach Fishkill rudern sollten. „Seid schnell und verursacht keinen Verdacht,“ sagte Naoman, als er wegging.

Das gute Weib suchte augenblicklich ihren Mann auf, welcher unten am Fluß fischte, erzählte ihm die Geschichte, und da keine Zeit zu verlieren war, begaben sie sich nach dem Boot, welches unglücklicherweise mit Wasser gefüllt war. Es erforderte einige Zeit um das Wasser auszuschöpfen. Unterdessen erinnerte sich Stacey seiner Büchse, welche er zurückgelassen hatte. Er ging in sein Haus und kehrte mit derselben zurück. Alles dies nahm beträchtliche Zeit weg, und zwar kostbare Zeit, wie es sich an dieser armen Familie bewies.

Die täglichen Besuche Naoman's und seine mehr als gewöhnliche Ernsthaftigkeit, hatten Einigen unter dem Stamme Verdacht erweckt, und dieselben richteten deßhalb ihre besondere Aufmerksamkeit auf die Bewegungen Stacey's. Einer der jungen Indianer, welcher als Wache aufgestellt worden war, und sah, daß die ganze Familie im Begriffe sei, sich in

das Boot zu begeben, lief nach dem kleinen, ungefähr eine Meile entfernten, indianischen Dorfe, und machte Lärm.

Unmittelbar versammelten sich fünf starke Indianer, liefen nach dem Flusse wo ihre Canoes vor Anker lagen, und ruderten Stacey nach, der unterdessen ein Stück Wegs in den Strom hinausgerudert war. Die Indianer folgten so schnell, daß sie die Familie ohne Zweifel bald einholen mußten; dies einsehend, warf Stacey zweimal das Ruder weg, und legte seine Büchse an. Aber seine Frau verhinderte ihn am Schießen, indem sie sagte, daß sie, wenn er schösse und die Indianer sie dennoch einholen würden, keine Gnade von denselben zu erwarten hätten. Er unterließ es deßhalb, und ruderte bis ihm der Schweiß in großen Tropfen von der Stirn herabrollte. Jedoch alles war umsonst; sie wurden ungefähr hundert Schritte von dem gegenüberliegenden Ufer eingeholt, und mit Jauchzen und Triumphgeschrei zurückgebracht.

Das Erste, was die Indianer thaten als sie landeten, war, daß sie Stacey's Haus anzündeten. Dann schleppten sie ihn, seine Frau und seine Kinder nach dem Dorfe. Hier waren die vornehmsten alten Männer, unter denen sich Naoman befand, versammelt, um sich über die Sache zu berathen. Die Obersten im Rathe drückten ihre Meinung dahin aus, daß irgend Jemand vom Stamme des Verraths schuldig sei, indem er Stacey, den weißen Mann, von ihren Plänen benachrichtigt habe, wodurch Letzterer in Schrecken gerathen, und beinahe entwischt sei. Sie schlugen vor, daß die Gefangenen befragt werden sollten, um zu entdecken wer der Verräther sei. Die alten Männer stimmten hiermit überein, und einer derselben, welcher Englisch sprach, begann Stacey auszufragen, und verdolmetschte den Andern, was gesagt wurde. Stacey weigerte sich, denjenigen zu verrathen, der ihn von ihrem Vorhaben benachrichtigt hatte. Hierauf wurde seine Frau be-

fragt, während zwei Indianer mit erhobenen Tomahawks bereit standen, ihre Kinder zu ermorden, im Falle sie nicht gestände.

Sie versuchte die Wahrheit zu umgehen, indem sie vorgab, daß sie in der vorhergehenden Nacht einen Traum gehabt hätte, durch welchen sie ermahnt worden sei zu fliehen, und daß sie ihren Mann dazu überredet habe. „Der große Geist läßt sich nie herab, zu weißen Gesichtern im Traume zu sprechen," sagte einer der alten Indianer. „Weib, du hast zwei Zungen und zwei Gesichter; sprich die Wahrheit, oder deine Kinder sollen sicherlich sterben." Der kleine Knabe und das Mädchen wurden sodann nahe zu ihr gebracht, und zwei Indianer standen bei ihnen, bereit die grausamen Befehle, welche sie erhalten hatten, auszuführen.

„Willst du den Namen des rothen Mannes nennen," sagte der alte Indianer, „der seinen Stamm verrathen hat? Ich werde dich dreimal fragen." Das arme Weib sah ihren Gatten und ihre Kinder an, und warf dann einen Seitenblick auf Naoman, welcher dasaß und mit unbesiegbarem Ernste seine Pfeife rauchte. Sie rang die Hände und weinte, aber sie blieb stumm. „Willst du den Namen des Verräthers nennen? Ich frage dich zum dritten und letzten Male." Die Todesangst der Mutter war mehr als groß; abermals suchte sie das Auge Naoman's, aber es war kalt und unbeweglich. Einen Augenblick wartete man auf ihre Antwort. Sie war stumm. Die Tomahawks wurden über die Köpfe der Kinder geschwungen, welche ihre Mutter anflehten, sie zu befreien.

„Halt!" rief Naoman. Aller Augen richteten sich unverzüglich auf ihn. „Halt!" wiederholte er in befehlendem Tone. „Weiße Frau, du hast dein mir gegebenes Wort bis zum letzten Augenblicke gehalten. Häuptlinge, ich bin der Verräther. Ich habe das Brod dieser christlichen, weißen

Leute gegessen, habe mich an ihrem Feuer erwärmt, und bin ihrer Güte theilhaftig gewesen. Ich bin ein verwitterter Stamm, ohne Zweige und Blätter; haut mich um, wenn ihr wollt; ich bin bereit zu fallen."

Ein Geschrei des Unwillens erscholl von allen Seiten. Naoman stieg von der kleinen Erdbank, auf welcher er saß herab, hüllte sein dunkles Antlitz in seine Büffelhaut, und erwartete ruhig sein Schicksal. Er fiel todt zu den Füßen der weißen Frau nieder, getroffen vom Schlage des Tomahawks.

Aber die Hinopferung Naoman's und die heldenmüthige Standhaftigkeit der christlichen weißen Frau waren nicht genügend, um das Leben der andern Schlachtopfer zu retten. Sie kamen um; wie—brauchen wir nicht zu sagen; aber die Erinnerung an ihr Schicksal ist durch den Namen des schönen kleinen Stromes, an dessen Ufern sie lebten und starben, und welcher noch heute Murderer's Creek genannt wird, bewahrt worden.

Der Scalpier-Tanz.

Der Scalpier-Tanz, sagt Herr Catlin, wird als Feier eines Sieges abgehalten. Unter den Sioux, wie ich, während meines Aufenthaltes unter ihnen, kennen lernte, wird er bei Nacht getanzt, beim Scheine der Fackeln und gerade vor Schlafengehen. Wenn eine Kriegsabtheilung von einem Kriegszuge zurückkehrt, und die Scalps (Kopfhäute) ihrer Feinde mit nach Hause bringt, so tanzen ihn die Krieger fünfzehn Nächte hintereinander. Sie erzählen dabei die übertriebensten Prahlereien von ihrer Tapferkeit im Kriege, indem sie ihre Kriegswaffen in den Händen schwingen. Eine Anzahl junger Weiber wird ausgesucht, um beim Tanze mitzuwirken, (obgleich sie eigentlich selbst nicht mittanzen). Ihre



Der Scalpier-Tanz.

Mitwirkung besteht darin, daß sie in die Mitte des Kreises treten und die kürzlich erbeuteten Kopfhäute in die Höhe halten, während die Krieger in einem Kreise herumtanzen, (oder besser gesagt, springen,) ihre Waffen schwingend und auf eine fürchterliche Art heulend und schreiend. Alle springen mit beiden Füßen zugleich, mit einem gleichzeitigen Stampfen, indem sie Ausfälle mit ihren Waffen machen, daß es scheint, als ob sie sich mit denselben in der That gegenseitig in Stücke hauen wollten. Während dieser wahnsinnigen Sprünge, diesem tobenden Geschrei und dieser wüthenden Ausfälle, verzieht jeder Mann sein Gesicht so sehr, als die Kraft seiner Muskeln es ihm erlaubt; er rollt seine stieren Augäpfel herum, und schnappt mit den Zähnen, als ob er sich in der Hitze der Schlacht befände, und athmet thatsächlich durch seine aufgeblasenen Nasenlöcher das Zischen des Todes. Man kann durchaus weder eine Beschreibung geben, welche mehr als einen schwachen Umriß von den schrecklichen Wirkungen dieser Scene darthun würde, die, in der Stille und Dunkelheit der Nacht, bei dem schimmernden Lichte ihrer brennenden Fackeln ausgeführt werden, noch können sämmtliche Lebensjahre, welche dem sterblichen Menschen bestimmt sind, den lebhaften Eindruck, welchen eine solche Scene seinem Gedächtnisse einprägt, weder verwischen, noch entstellen.

Der genaue Grund, aus welchem der Scalp genommen wird, ist hinreichend bekannt und bereits erklärt worden; aber der Beweggrund oder die Ursache warum diese Ceremonie bei allen amerikanischen Stämmen über den Scalp eines Feindes gehalten wird, ist ein Gegenstand, welchen ich mir bis jetzt noch nicht hinreichend erklären kann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß allgemeine Freude diesen Vorstellungen hauptsächlich zu Grunde liegt; nichts desto weniger sind verschiedene entscheidende Beweise vorhanden, daß es noch andere wesent-

liche Beweggründe giebt, warum mit dem Scalp auf eine so förmliche und genaue Weise geprunkt wird. Unter einigen von den Stämmen ist es gebräuchlich, die Scalpe zu begraben, nachdem sie diese öffentliche Zurschaustellung durchgemacht haben, welche Letztere zu dem Zwecke abgehalten worden sein dürfte, denselben Berühmtheit zu geben, und Denen, die sie eroberten, öffentliche Anerkennung zu gewähren, da dieselben, einem Gebrauche des Stammes zufolge, genöthigt sind, sich von ihnen zu trennen. Die große Achtung, welche man ihnen zu zollen scheint, so lange sie dieselbe brauchen und der bemitleidende und klagende Gesang, welche sie den Manen ihrer unglücklichen Schlachtopfer nachheulen, so wie die genaue Sorgfalt, mit welcher sie zuletzt die Kopfhaut begraben, überzeugen mich hinlänglich, daß sie eine abergläubische Furcht vor den Geistern ihrer erschlagenen Feinde haben, und daß sie viele versöhnende religiöse Gebräuche (unter welchen die oben beschriebene Ceremonie zu zählen ist) verrichten müssen, um ihren eigenen Frieden zu sichern.

Abenteuer einer indianishen Frau.

Das Leben eines indianischen Weibes, und wenn sie auch das Lieblingsweib des größten Häuptlings wäre, ist immer mit Mühe und schwerer Arbeit verknüpft. Die Männer scheuen die größten Anstrengungen im Kriege und auf der Jagd nicht, aber irgend etwas, das regelmäßiger Arbeit gleich sieht, verabscheuen sie. Das Ausschöpfen der Canoes, das Aufbauen der Hütten, das Zurichten der Thierhäute und die Cultivirung des Bodens sind Arbeiten, welche den Squaws zufallen; aber, was noch schlimmer ist, sie sind genöthigt, alle schweren Lasten zu tragen, ohne daß ihnen ihre Männer beistehen. Ein indianischer Jäger, der des Morgens vor Sonnenauf-

gang ausgeht, durchschreitet das Land viele Meilen im Spähen nach Hirschen. Während er voranschreitet, bricht er hin und wieder einen Busch nieder, welcher seiner Frau als Wegweiser dienen muß, da es derselben obliegt, das Wild, welches er getödtet hat, zu finden und nach Hause zu tragen. Die getödteten Thiere liegen nun manchmal sehr weit auseinander, und da sie nur eins auf einmal tragen kann, so ist die Beschwerde, welche sie durchzumachen hat, in der That schrecklich.

Im Fischen und Vogelstellen sind die Weiber sehr geschickt, und da sie sehr viel Kunst mit nicht zu übertreffender Geduld vereinigen, so fangen sie große Massen von Gänsen und Enten, welche zu gewissen Jahreszeiten nach den Seen ziehen. Es gehört ein beträchtlicher Grad von Kunst dazu, um diese Vögel durch Schlingen in ihren Nestern zu fangen, und zu gleicher Zeit gehört eine sehr große Reinlichkeit dazu, denn man hat bemerkt, daß wenn die Schlingen mit unreinen Händen aufgestellt werden, die Vögel nicht in ihre Nester gehen.

Selbst die Gans, obgleich sie ein so einfältiger Vogel ist, verläßt, wie hinlänglich bekannt, ihre Eier, sobald dieselben vom Athem der Indianer berührt wurden.

Die kleinern Vögelgattungen, welche ihre Nester auf den Boden bauen, sind keineswegs so empfindlich, und natürlich ist weniger Sorgfalt nöthig, sie zu fangen. Man hat bemerkt, daß alle Vögel, welche ihre Nester auf den Grund bauen, auf einer besondern Seite in ihre Nester und auf der entgegengesetzten wieder aus denselben gehen. Die Indianer, welche genaue Beobachter der Natur sind, kennen diese Thatsache sehr wohl, und stellen ihre Schlingen zu jeder Zeit an die Seite, auf welcher der Vogel ins Nest geht; wenn dieselben mit Aufmerksamkeit gestellt werden, so verfehlen sie selten ihren Zweck zu erreichen. Um kleine Vögel, als z. B. Lerchen und viele andere von gleicher Größe zu fangen, ge-

brauchen die Indianer gewöhnlich zwei oder drei ihrer eigenen langen Kopfhaare, aber für größere Vögel, besonders für Schwäne, Gänse und Enten, machen sie Schlingen aus Hirschsehnen, welche wie ein Bindfaden gedreht werden; zuweilen wird auch ein kleiner Riemen, der aus einer zugerichteten Hirschhaut geschnitten ist, angewendet.

Mann kann glauben, daß Weiber, welche auf diese Art gewöhnt, nicht zart sind, und daß dieselben nicht leicht durch Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellen, erschreckt werden; zum Beweise hiervon will ich eine Anecdote erzählen, welche von einem englischen Herrn, der vor vielen Jahren lange Zeit unter den nördlichen Indianern zubrachte, mitgetheilt wurde:

Am 11. Januar, als einige meiner Gefährten sich auf der Jagd befanden, bemerkten sie die Spur eines fremden Schneeschuhes,* welcher sie folgten. In beträchtlicher Entfernung kamen sie an eine kleine Hütte, in welcher sie eine junge Frau entdeckten, die allein dasaß. Da sie fanden, daß dieselbe ihre Sprache verstehe, so nahmen sie sie mit nach unsern Zelten. Genauer Nachfrage zufolge bewies sie sich als eine der westlichen Dog-ribbed-Indianer, welche von den Athapuscow-Indianern vor zwei Sommern gefangen wurde und denselben im letzten Sommer, als die Indianer ihre Gefangene in die Nähe dieses Platzes gebracht hatten, mit der Absicht entwischt war, nach ihrem eigenen Lande zurückzukehren. Da jedoch die Entfernung zu groß war, und da sie, als man sie zur Gefangenen machte, den ganzen Weg in einem Canoe ge-

* Schneeschuhe sind 3 bis 4 Fuß lang und in der Mitte über 1 Fuß weit; sie sind an beiden Enden scharf zugespitzt, aus Birkenrinde gemacht und kreuz und quer mit Riemen aus Hirschhäuten verschnürt, so zwar, daß eine Oeffnung bleibt, die gerade groß genug ist, um den Fuß hineinzulassen. Da diese Schuhe groß und leicht sind, so setzen sie die Indianer in den Stand, mit großer Leichtigkeit über den Schnee zu schreiten.

führt wurde, so vergaß sie in Folge der zahlreichen Windungen und Drehungen der Flüsse und Seen den Weg; sie baute sich deßhalb die Hütte, in der wir sie fanden, um sich während des Winters vor dem Wetter zu schützen, und hier hatte sie seit dem Anfang des Herbstes zugebracht.

Nach ihrer Angabe der verflossenen Monde scheint es, daß sie beinahe sieben Monate zugebracht hatte, ohne ein menschliches Gesicht zu sehen; während dieser ganzen Zeit hatte sie sich durch Fangen von Rebhühnern, Kaninchen und Eichhörnchen sehr gut ernährt; sie hatte ebenfalls einige Biber und Stachelschweine getödtet. Sie schien durchaus keinen Mangel gelitten zu haben; da sie einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln bei sich hatte, als sie entdeckt wurde. Sie befand sich gleichfalls in dem besten Gesundheitszustande und war bei weitem das hübscheste indianische Weib, welches ich je in irgend einem Theile von Amerika gesehen habe.

Die Methoden, welche von diesem armen Weibe angewendet worden waren, um sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen, waren in der That bewundrungswürdig und bewiesen die Wahrheit des alten Sprüchwortes, daß „die Noth die Mutter der Erfindungen ist.“ Als die wenigen Hirschsehnen, welche sie Gelegenheit gehabt hatte, mit sich zu nehmen, alle zum Schlingenmachen und Nähen ihrer Kleider verbraucht waren, blieb ihr nichts übrig, um die Stelle derselben zu ersetzen, als die Sehnen von Kaninchenbeinen und Füßen. Sie drehte dieselben mit großer Geschicklichkeit zusammen, und der Erfolg bewies, daß sie ebenso brauchbar waren, als die von Hirschsehnen. Die Kaninchen und Eichhörnchen, welche sie in ihren Schlingen fing, gewährten ihr nicht allein gute Nahrung, sondern sie verfertigte sich auch aus den Häuten derselben einen netten und warmen Winteranzug. Man kann sich kaum denken, daß eine Person in ihrer verlassenen Lage so viel

Gemüthsruhe besäße, um im Stande zu sein, irgend etwas, das zu ihrer Existenz nicht unumgänglich nothwendig wäre, zu erfinden oder auszuführen, aber es waren hinreichende Beweise vorhanden, daß sie ihre Sorgfalt viel weiter ausgedehnt hatte, da alle ihre Kleider neben dem, daß sie für ihren Gebrauch zweckmäßig berechnet waren, von großem Geschmacke zeugten, und keine geringe Verschiedenheit von Verzierungen zur Schau stellten. Die Stoffe, obgleich roh, waren so eigenthümlich gearbeitet, und so geschmackvoll an einander gereiht, daß ihr ganzer Anzug einen sehr gefälligen, wenn auch etwas romantischen Anblick bot.

Ihre Mußestunden nach Rückkehr von der Jagd hatte sie dazu verwendet, die innere Rinde oder den Bast von Weiden zu kleinen Schnüren, dem Netzgarne ähnlich, zu winden, und sie hatte hiervon einige hundert Faden bei sich; aus diesen beabsichtigte sie, so bald der Frühling käme, ein Fischnetz zu machen. Aus der innern, auf diese Art gedrehten Weidenrinde verfertigen die Dog-ribbed-Indianer ihre Fischnetze, und dieselben sind denjenigen der nördlichen Indianer bei weitem vorzuziehen. *

Fünf oder sechs Zoll von einem eisernen Reife in ein Messer verwandelt, und eine eiserne Pfeilspitze, die ihr als Ahle diente, waren alles Metall, das dieses arme Weib bei sich hatte, als sie entlief, und mit diesen Werkzeugen hatte sie sich vollständige Schneeschuhe und viele andere nützliche Artikel angefertigt.

Ihre Art und Weise, Feuer anzumachen, war ebenso son-

* Die nördlichen Indianer machen ihre Fischnetze aus dünnen Riemen von roher Hirschhaut, die sehr gut sind, so lange sie trocken; wenn sie aber eine Zeit lang in Wasser eingeweicht sind, so werden sie weich und schlüpfrig, so zwar, daß die Maschen, wenn sich ein großer Fisch gegen dieselben drängt, sich häufig dehnen und ihn entschlüpfen lassen. Neben diesem Nachtheile sind sie auch dem Verfaulen leicht ausgesetzt, wenn sie nicht häufig aus dem Wasser genommen und getrocknet werden.

derbar als eigenthümlich, da sie keine andere Materialien dazu hatte, als zwei harte schwefelhaltige Steine. Diese gaben durch lange Reibung und hartes Aufeinanderschlagen einige Funken von sich, welche sich endlich einem Zündholze mittheilten; da aber diese Methode mit ungeheurer Mühe verknüpft war, und nicht immer erfolgreich ist, so ließ sie das Feuer den ganzen Winter nicht ausgehen. Hieraus können wir schließen, daß sie keinen Begriff davon hatte, Feuer durch Reibung hervorzubringen, wie dies bei den Eskimos und andern uncivilisirten Nationen geschieht, weil, wenn dies der Fall gewesen wäre, die oben erwähnte Vorsichtsmaßregel unnöthig gewesen sein würde.

Als die Athapuscow-Indianer dieses Weib gefangen nahmen, überraschten sie, nach dem allgemeinen Gebrauch dieser Wilden, dieselbe und ihre Gefährten im Schlafe und tödteten, mit Ausnahme von ihr und noch drei andern jungen Weibern, sämmtliche Personen, die sich im Zelte befanden. Unter denen, die umgebracht waren, befanden sich ihr Vater, ihre Mutter und ihr Gatte. Ihr kleines Kind, das vier bis fünf Monate alt war, verbarg sie in einem Kleiderbündel und nahm es während der Nacht unentdeckt mit sich; aber als sie an dem Ort ankam, wo die Athapuscow-Indianer ihre Weiber gelassen hatten (welcher nicht weit entfernt war), so begannen die letzteren ihr Bündel zu untersuchen, und als sie das Kind fanden, ergriff eines der Weiber dasselbe und tödtete es augenblicklich.

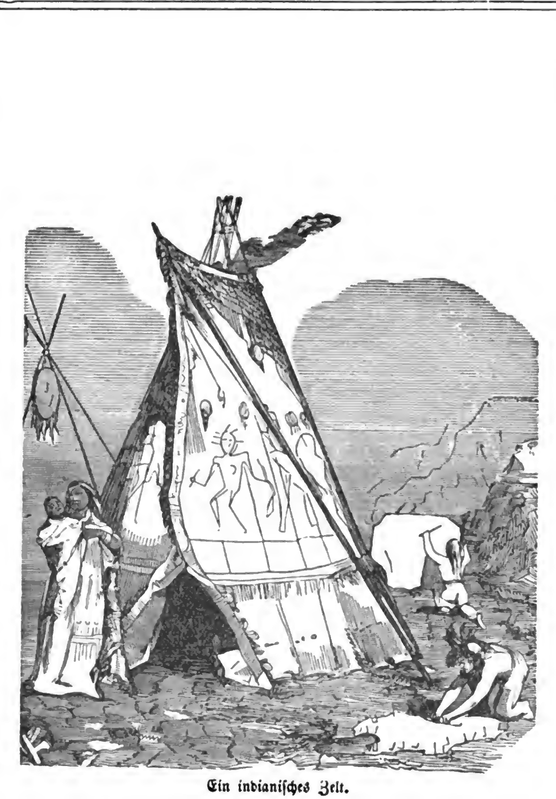
Diese letzte barbarische Handlung flößte ihr einen grenzenlosen Abscheu gegen diese Indianer ein. Obgleich der Mann, der Sorge für sie trug, sie in jeder Beziehung eben so gut behandelte, als seine Frau und, wie sie sagte, merkwürdig gütig gegen sie war, so war sie dennoch weit davon entfernt, sich mit irgend einem Indianer dieses Stammes zu versöhnen, daß sie

es vorzog, sich eher dem Elende und Mangel auszusetzen, als in Ruhe und Ueberfluß unter Leuten zu leben, welche ihr Kind auf eine so grausame Weise ermordet hatten.

In einer spätern Unterredung mit dieser Frau erzählte sie uns, ihr Land läge so weit nach dem Westen, daß sie niemals Eisen oder irgend ein anderes Metall gesehen habe, bis sie gefangen genommen wurde. Ihr ganzer Stamm, bemerkte sie, mache seine Beile und Eismeißel aus Hirschgeweihen, und die Messer aus Steinen und Knochen. Sie erzählte uns, daß ihre Pfeilspitzen aus einer Art Schiefer, aus Knochen oder Hirschhorn beständen, und daß die Instrumente, womit sie ihre meisten hölzernen Geräthe machten, nichts als Biberzähne seien. Obgleich sie häufig von den nützlichen Materialien gehört hatten, welche den östlichen Stämmen von den Weißen geliefert werden, so waren sie doch nicht geneigt, weiter vorzurücken, um Eisen einzuhandeln, und zogen sich im Gegentheil noch weiter zurück, um die Athapuscow-Indianer zu vermeiden, welche sowohl im Winter als im Sommer große Metzeleien unter ihnen anrichteten.

Ein indianisches Zelt.

Die Schwarzfüße (Blackfeet) und die Crows, sagt Catlin, bauen ihre Zelte und Wigwams beinahe auf dieselbe Art und Weise auf wie die Sioux und Assineboins. Bei den letzterwähnten Stämmen werden dieselben aus zugerichteten, zusammengenähten Büffelhäuten verfertigt, die in der Form eines Zeltes, vermittelst Stangen aufgestellt werden. Diese Zelte werden inwendig durch zwanzig bis dreißig Stangen aufrecht erhalten, und haben oben eine Oeffnung, durch welche der Rauch hinauszieht und das Licht eindringt. Diese Zelte werden von den Weibern in wenigen Minuten abgetragen,



Ein indianisches Zelt.

wenn der Stamm seinen Aufenthalt zu verändern wünscht, und mit Leichtigkeit nach irgend einem Theile des Landes gebracht, wo sich derselbe niederzulassen gedenkt. Gewöhnlich ziehen die Indianer sechs- bis achtmal jährlich, den ungeheuren Büffelheerden folgend, welche sich über die unermeßlichen Ebenen von Norden nach Süden und von Osten nach Westen begeben. Der Grund, warum sie dies thun, ist doppelt; erstens geschieht es deßhalb, um die Häute zu gewinnen und zuzubereiten, welche im Verlauf des Herbstes und Winters eingebracht und für den Luxus der Weißen an die Pelzcompagnien verkauft werden, und zweitens, um Büffel zu tödten und deren Fleisch zu trocknen, welch Letzteres sie in großen Massen, auf ihre Pferde gepackt, von der Jagd nach Hause bringen. Das aus den Markknochen gewonnene Fett bewahren sie für ihre Winterquartiere auf, welche gewöhnlich auf einem Orte, der dicht mit Wald bewachsen ist, aufgeschlagen werden. Dasselbe befindet sich gewöhnlich an den Ufern eines Stromes von den umliegenden Felsenwänden beschützt, welche die Winde abhalten und den langen beschwerlichen Winter leidlich und erträglich machen. Manchmal errichten sie Hautzelte unter den Bäumen, und wohnen in denselben während der Wintermonate; häufiger jedoch geschieht es, daß sie Baumstämme niederhauen, aus welchen sie eine elende und rohe Art von Blockhaus aufbauen, worin sie nicht allein weit wärmer wohnen, sondern auch von den Stürmen ihrer Feinde, im Falle sie angegriffen werden, besser geschützt sind. Im letztern Falle ist ein Blockhaus eine erträgliche Festung gegen indianische Waffen.

Die Crows erbauen unter allen Stämmen in jener Region, ja sogar auf dem ganzen Continente, die schönsten Zelte. Sie errichten sie auf dieselbe Weise, wie die Sioux und zwar aus demselben Stoffe; jedoch richten sie größtentheils die Häute,

welche zum Aufrichten der Zelte verwendet werden, so sorgfältig zu, daß dieselben beinahe so weiß aussehen, wie Leinwand. Sie schmücken dieselben dann auf die schönste Weise mit Stachelschweinborsten und malen und verzieren sie so verschiedenartig, daß sie dem Auge außerordentlich pitouresk und angenehm erscheinen. Es gelang mir, ein ausgezeichnet schönes Zelt dieser Art in Besitz zu bekommen. Dasselbe ist auf's Höchste verziert, mit Scalplocken befranzt, und so groß, daß vierzig Menschen unter demselben speisen können. Ungefähr dreißig Fichten-Stangen, sämmtlich in den Felsengebirgen gehauen, halten dasselbe aufrecht, und sind vielleicht schon einige hundert Jahre in Gebrauch; dieses Zelt, wenn aufgerichtet, ist ungefähr fünf und zwanzig Fuß hoch und sein Anblick macht einen äußerst gefälligen Eindruck. Auf der einen Seite ist der große und gute Geist, auf der andern der böse Geist gemalt.

Silouee.

Es kann keine grundsatzlosere und lasterhaftere Klasse von Menschen geben, als die der Weißen, welche an den Grenzlinien zwischen den civilisirten Menschen und den Indianern wohnen; sie berauben, morden und verrathen die letztern. Zur Wiedervergeltung rächen sich die Indianer sehr häufig auf eine schreckliche Weise für viele unverschuldete Angriffe, und vernichten oft nicht nur allein ihre Verfolger, sondern auch ihre ganzen Familien mit ihnen.

Virginien, zu Ehren der Königin Elisabeth so genannt, wurde zuerst von englischen Colonisten vor ungefähr 250 Jahren angesiedelt. Bei einer besondern Gelegenheit wurde Oberst Bird von der englischen Regierung verwendet, ein Geschäft mit einem Stamme von Cherokee-Indianern abzumachen. Unglücklicher Weise hatte es sich zugetragen, daß kurze Zeit

vorher, ehe der Colonel sich zu den Indianern begab, zwei derselben von den Weißen ergriffen und wegen geringen Vergehens ungerechter Weise hingerichtet wurden. Die Indianer, welche über eine solche Gewaltthätigkeit natürlicher Weise erboßt waren, beschlossen, sich zu rächen, sobald eine Gelegenheit zur Rache sich bieten würde.

Die erwünschte Gelegenheit bot sich nun durch das Erscheinen des Oberst Bird unter ihnen dar und die bejahrten Männer des Stammes beriethen sich insgeheim über die wirksamsten Mittel, wie sie denselben in ihre Gewalt bekommen und zum Schlachtopfer machen könnten.

Ihre unfreundlichen Absichten wurden von Oberst Bird bald bemerkt, welcher, obgleich es ihm keineswegs an Muth fehlte, dennoch fühlte, daß er gerechte Ursache zu Befürchtungen habe. Er wußte, daß er sich in ihrer Gewalt befand, ohne Mittel zum Entkommen oder zur Vertheidigung zu haben. Als er sich zur Ruhe begab, konnte er nicht umhin, sich vorzustellen, daß er, ehe es Morgen würde, scalpirt sein könnte, oder daß man ihn, was noch schlimmer wäre, gefangen halten würde, um ihn, den Wilden zur Belustigung, auf die grausamste Weise zu foltern. Er verbrachte mehrere Nächte schlaflos in der größten Angst und bestrebte sich vergebens, einen Plan zu seinem Entkommen zu erfinden.

Unter den benachbarten Cherokeesen befand sich einer mit Namen Silouee. Derselbe war nicht allein ein Häuptling, sondern auch ein berühmter Pow-wow, wie wir uns ausdrücken würden, ein Herenmeister oder Beschwörer. Diesen Mann hatte Oberst Bird beträchtliche Zeit gekannt und sogar mit ihm an seinem Tische gegessen. Silouee fühlte deßhalb eine Freundschaft für den Oberst, kam jede Nacht in sein Zelt und schien ängstlich besorgt, ihm Hülfe zu leisten. Er bat ihn, nicht erschrocken zu sein und versicherte ihm sogar, daß ihm

die Indianer nichts zu Leide thun sollten. Diese Versicherung tröstete Oberst Bird einigermaßen; aber da Silouee einer unter vielen Häuptlingen war, so befürchtete er, daß sein Einfluß nicht hinreichen würde, ihn vor der Gewaltthätigkeit der rachsüchtigen Wilden zu schützen.

Endlich wurde ein allgemeiner Rath der Häuptlinge und alten Männer des Stammes abgehalten, und es wurde gegen alle Erwartung Silouee's beschlossen, daß Oberst Bird als Sühne für den Verlust ihrer beiden Landsleute getödtet werden solle. Es war umsonst, daß Silouee sich ernsthaft für seinen Freund verwendete, indem er darthat, daß derselbe nichts mit dem Morde ihrer beiden Landsleute zu thun gehabt habe. Die allgemeine Entscheidung war gegen ihn.

Zwei Krieger wurden nun nach dem Zelte des Oberst Bird abgesandt, um das grausame Urtheil, welches gegen ihn ausgesprochen worden war, an ihm zu vollstrecken. Silouee bestand darauf, sie zu begleiten. Als sie das Zelt erreichten, stürzte Silouee vor ihnen hinein, warf sich an den Busen seines Freundes und sobald die beiden Krieger sich näherten, rief er aus: „Dieser Mann ist mein Freund; ehe ihr an ihn kommt, müßt ihr mich tödten.“

Eingeschüchtert durch die großmüthige Entschlossenheit Silouee's kehrten die beiden Krieger zur Rathsversammlung zurück und erzählten ihren Brüdern, was sie gesehen hatten. Indianer hegen die größte Achtung gegen einen treuen Freund. Die Berathschlagung wurde erneuert. Das edle Benehmen Silouee's erregte die bessern Gefühle der Indianer und änderte ihre Absicht. Sie konnten keinen weißen Mann tödten, der der Freund Silouee's war; deßhalb setzten sie ihn in Freiheit, und sagten ihm, er möge in Frieden nach Hause gehen. Silouee war sein Führer und Beschützer und verließ Oberst Bird nicht eher, als bis sie das Zelt des letztern er-

blickten. Die letzten Worte, welche Silouee beim Abschiede an seinen Freund richtete, waren folgende: „Wenn du siehst armen Indianer, in Furcht vor Tod von grausame weiße Menschen, denke an Silouee."

Die starke Hinneigung der indianischen Gemüther zum Aberglauben giebt den kühnern und listigern unter ihnen einen mächtigen Beweggrund, den Charakter von Pow-wow's, Medicinern und selbst Propheten sich anzumaßen.

Jeder, der unter den Indianern große Wirksamkeit und Macht besitzt,—kurz jeder, der irgend etwas versteht, das sie nicht begreifen können, ist ein „Mediciner," und „Mediciner" stehen in beinahe eben so großer Achtung, als Krieger und Tapfere. „Mediciner" sind eine Art von Gaukler, welche ihre Geheimmittel sehr mysteriös bereiten und eingeben. Von ihrer Macht und ihren Thaten werden viele unglaubliche Geschichten erzählt, welche, unserer Ansicht nach, niemals ausgeführt wurden, und welche bloß in der Einbildungskraft der unwissenden Jäger, welche durch die Gewandtheit jener kühnen Quacksalber betrogen wurden, zu finden sind.

Eine Medicin ist gleichfalls eine Art Talisman, welchen jeder Indianer, der das Mannesalter erreicht hat, an sich trägt. Sie ist gewöhnlich die getrocknete Haut irgend eines Thieres, z. B. eines Bibers, einer Otter, eines Fuchses, eines Wiesels, eines Raben oder sonstigen Vogels, aber was sie auch sein möge, so wird sie von ihnen mit der möglichst abergläubischen Sorgfalt verwahrt. In keinem Falle ist ein Indianer dazu bewogen worden, „eine Medicin" an einen Weißen zu verkaufen, wie groß auch der dafür gebotene Preis gewesen sein möge, und bei seinem Tode wird dieselbe ohne Ausnahme mit ihrem Eigenthümer begraben.

Einige Jahre darauf nachdem Oberst Bird's Leben durch Silouee gerettet worden war, wurde derselbe ein virginischer

Pflanzer und schlug seinen Wohnsitz nahe am Jamesflusse auf, woselbst er Tabak anbaute. Silouee war, wie wir bereits erwähnt haben, ein Pow-wow; er unterhielt seine Freundschaft für Oberst Bird, dessen Nachbar er jetzt war. Er und viele von seiner Nation hatten durch ihren Verkehr mit den Weißen den „starken Wassern," wie die Indianer berauschende Getränke nennen, großen Geschmack abgewonnen, und die Würde des Häuptlings ward oft durch Betrunkenheit erniedrigt. Bei einer Gelegenheit war Oberst Bird in Geschäften nach einem andern Theile des Landes, welcher vierzig bis funfzig Meilen entfernt lag, gereist und hatte die Besorgung seiner Pflanzung einem Aufseher überlassen.

Der Tabak war bereits einigermaßen emporgewachsen, als eine lange Dürre eintrat, in Folge deren die Aussicht auf eine gute Ernte sehr zu leiden schien. Eines Tages, als Silouee nach der Pflanzung kam, drückte der Aufseher sein Bedauern aus, daß der Tabak so sehr welke: „In der That," fuhr er fort, „er wird gänzlich verloren gehen, wenn wir nicht bald Regen erhalten."

„Gut," sagte der Indianer, „was giebst du mir, wenn ich dir Regen bringe?"

„Du mir Regen bringen?" sagte der Aufseher lachend.

„Ich können," sagte der Indianer. „Gieb mir zwei Flaschen Rum, bloß zwei, und ich bringen Regen genug."

Der Aufseher blickte nach dem Himmel, konnte aber noch keine Spur des prophezeihten Regens erblicken. Um jedoch den Indianer zufrieden zu stellen, versprach er ihm bei Zurückkunft des Oberst Bird zwei Flaschen Rum, wofern der Regen bald käme und die Tabaksernte rettete.

Silouee fing nun an mit aller Macht zu beschwören (pow-vowing), Gesichter schneidend, seinen Körper verdrehend und seltsame und unverständliche Laute von sich gebend.

Es war ein heißer, drückender Tag und es geschah, daß das Firmament, welches einige Wochen lang gänzlich heiter gewesen war, sich zu bewölken begann, und es hatte den Anschein, daß der Himmel Regen senden würde. Vor Mitternacht hörte man donnern, und heftige Regenschauer bewässerten die Pflanzung des Obersten gänzlich; man bemerkte, daß der Regen fast nur seine Pflanzungen bewässerte und die benachbarten beinahe so trocken als vorher blieben. Der Indianer wartete ruhig bis der Regen vorüber war, und ging dann hinweg. Nach ein paar Tagen kehrte der Oberst nach der Pflanzung zurück, und sobald Silouee von seiner Ankunft hörte, stattete er ihm unmittelbar einen Besuch ab.

„Master Bird," sagte er, „ich komme für meine zwei Flaschen Rum."

„Deine zwei Flaschen Rum," rief der Oberst aus, indem er vorgab, nichts von der Sache zu wissen; „bin ich dir denn zwei Flaschen Rum schuldig?"

„Du bist," erwiederte der Indianer.

„Wie so?" fragte der Oberst.

„Ich bringen dir Regen—ich retten deine Ernte," sagte der Indianer.

„Du und Regen bringen," sagte der Oberst; „nichts dergleichen."

„Ich that," behauptete der Indianer, „ich liebte dich, ich sagen Aufseher, geben zwei Flaschen Rum und dann ich bringen Regen. Aufseher sagen, er wollen; ich bringen Wolke, dann Regen, jetzt ich verlangen Rum."

„Du sahst die Wolke," sagte der Oberst Bird; „du bist ein schlimmer Betrüger."

„Ich kein Betrüger," sagte der Indianer, „ich *sehen* keine Wolke, ich *bringen* Wolke."

„Gut, gut," sagte der Oberst, „du bist ein alter Freund

und sollst den Rum haben, weil du so sehr darum bittest. Aber merke dir's, nicht für den Regen. Der große Geist sandte den Regen, nicht du."

„Gut," sagte der Indianer, „dein Tabak haben Regen auf sich—warum andere keinen? Beantworte das, Oberst, wenn du kannst."

Obgleich die nordamerikanischen Indianer nie Götzendiener waren, so sind sie doch, wie jedes unwissende Volk, äußerst abergläubisch. Einige ihrer abergläubischen Ansichten, die mit der Religion in Verbindung stehen, sind sehr sonderbar, da sie so viel Aehnlichkeit mit den Berichten der mosaischen Religion über die Schöpfung und Sündfluth haben, daß kaum ein Zweifel übrig bleibt, daß sie auf irgend eine Weise eine Uebertragung dieser Begebenheiten erhalten haben.

Da jedoch die Kunst zu schreiben unter ihnen gänzlich unbekannt war, so ist es zu verwundern, daß eine Aehnlichkeit in den Ueberlieferungen so viele Jahrhunderte lang bewahrt worden sein soll.

Die verschiedenen Stämme haben, wie zu erwarten steht, ihre eigenen besondern Arten von Aberglauben, aber alle stimmen darin überein, daß sie an ein allweises, höchstes Wesen glauben, das sie den großen Geist oder den Herrn des Lebens nennen; daß er die Welt und alle guten Dinge geschaffen hat, und daß er gute Handlungen sowohl in dieser wie in jener Welt belohnt.

Ihr Himmel oder der Platz für die Belohnungen ist ihrer Einbildung nach ein herrlich warmes Land, wo es Wild von allen Gattungen in großem Ueberflusse giebt, und, wo Korn und Früchte wachsen, ohne daß man die Mühe hat, es anzubauen.

Ihrer Vorstellung nach ist der Platz der Strafe ein außerordentlich kaltes Land; derselbe ist gänzlich wüste und mit

ewigem Schnee bedeckt. Die Qualen dieses kalten Ortes werden von ihnen als ungeheuer geschildert; jedoch glauben sie auch, daß diejenigen, welche dorthin kommen, blos eine Zeit lang und nach Verhältniß ihrer Vergehungen leiden müssen, und daß sie dann in das Land des Glücks zugelassen werden.

Einige der Indianerstämme beobachten jährlich eine religiöse Ceremonie, für welche stets große Vorbereitungen getroffen werden. An dem zu derselben bestimmten Morgen, erscheint in der Entfernung ein Mann, welchen sie Nu-mock-muck-a-nah nennen, welcher Name so viel als „der erste und einzige Mann" bedeutet. Er tritt langsam und mit großem Ernste in das Dorf ein und sagt dem versammelten Volke, daß er eben von Westen angekommen sei. Sein Körper ist roth bemalt; seine Kleidung ist aus weißen Wolfshäuten verfertigt; sein Kopfschmuck besteht aus Rabenfedern, und in der Hand trägt er eine ungeheure Pfeife. Bei seiner Annäherung wird das Medicinzelt, welches bis dahin auf das gewissenhafteste verschlossen war, geöffnet, und der Fußboden desselben wird mit grünen Weidenzweigen und den wohlriechendsten Kräutern, die gesammelt werden können, bestreut. Dasselbe wird gleichfalls auf das Sonderbarste mit Menschen- und Büffelschädeln verziert.

Der erste Mann begiebt sich nun in jedes Zelt oder Wigwam, aus welchen das Dorf besteht, und verlangt von Jedem ein Messer, eine Art oder irgend sonst ein Werkzeug, und diese werden bereitwillig hergegeben, um geopfert zu werden; „denn, mit diesen Dingen" sagen sie, „wurde das große Canoe gebaut." Hierauf werden diese Artikel in dem Medicinzelte mit großer Verehrung niedergelegt, bis sämmtliche Ceremonien vorüber sind, und dann werden sie dadurch, daß man sie in das Wasser wirft, geopfert.

Bei Sonnenaufgange am folgenden Morgen öffnet Nu-

mock-muck-a-nah das Medicinzelt und tritt in dasselbe ein. Eine Anzahl junger Männer folgt ihm, welche Letztere sich im vollkommensten Schweigen auf den Boden niederlegen und so lange fasten, bis ihre Kraft beinahe erschöpft ist. Hierauf unterwerfen sie sich freiwillig den schrecklichsten Qualen, wodurch jährlich mehrere umkommen; aber diejenigen, welche am Leben bleiben, sind dadurch belohnt, daß sie sich den ehrenvollen Titel „Tapfere" erworben haben, und die Hoffnung auf diese Auszeichnung setzt sie in den Stand, die größten Schmerzen, ohne vor denselben zurückzuschaudern, zu ertragen.

Der Ceremonienmeister tritt nun in das Zelt ein. Er ist gelb bemalt und trägt eine Mütze von Büffelhaut; er empfängt die große Pfeife von dem ersten Mann, welcher unmittelbar das Zelt verläßt und nach dem Westen zurückkehrt, um bis zur nächsten jährlichen Feier nicht wieder zu erscheinen.

Während der ersten drei Tage werden verschiedene Tänze, seltsame Gesänge und Ceremonien gerade vor dem Medicinzelte von Personen, die für diese Gelegenheit phantastisch gekleidet und bemalt sind, aufgeführt. Sie werden um einen Erdhügel herum aufgeführt, welcher ungefähr sechs Fuß im Durchmesser hat und beinahe eben so hoch ist, auf dessen Gipfel mit der größten Verehrung ein Modell des „großen Canoe" aufgestellt wird.

Die hauptsächlichsten Acteure bei dieser Scene sind acht Personen,* welche verschieden bemalt und beinahe nackt sind, die aber alle Weidenzweige in den Händen tragen; diese interessante Ceremonie findet gewöhnlich in der Jahreszeit statt, wo jener Baum seine vollen Blätter erlangt hat, denn die Indianer sagen: „Der Zweig, welchen die Taube in das große Canoe brachte, hatte Blätter an sich."

* Die Anzahl der Personen die in die Arche gingen

Sie betrachten diesen Vogel als heilig und versuchen es nie, denselben zu tödten.

Am dritten Tage in all diesen Tänzen und Festlichkeiten scheint das Dorf plötzlich durch die Annäherung eines Mannes, welchen man dem Anscheine nach in großem Zorne herumrennen sieht, in die äußerste Bestürzung zu gerathen. Derselbe ist nackt und mit Ausnahme seines Gesichts, welches auf eine fürchterliche Weise mit Roth und Weiß beschmiert ist, schwarz bemalt. Er wird von den Indianern der „böse Geist" genannt. Er läuft von Zelt zu Zelt und benimmt sich mit der größten Rohheit gegen Alle, die er antrifft; aber seine übeln Absichten werden immer durch den Ceremonienmeister vereitelt, welcher seine große Pfeife zwischen ihn und diejenigen, welche er angreift, hält. Zuletzt wird er gänzlich ausgetrieben und das Dorf wieder in den Zustand der Ruhe versetzt.

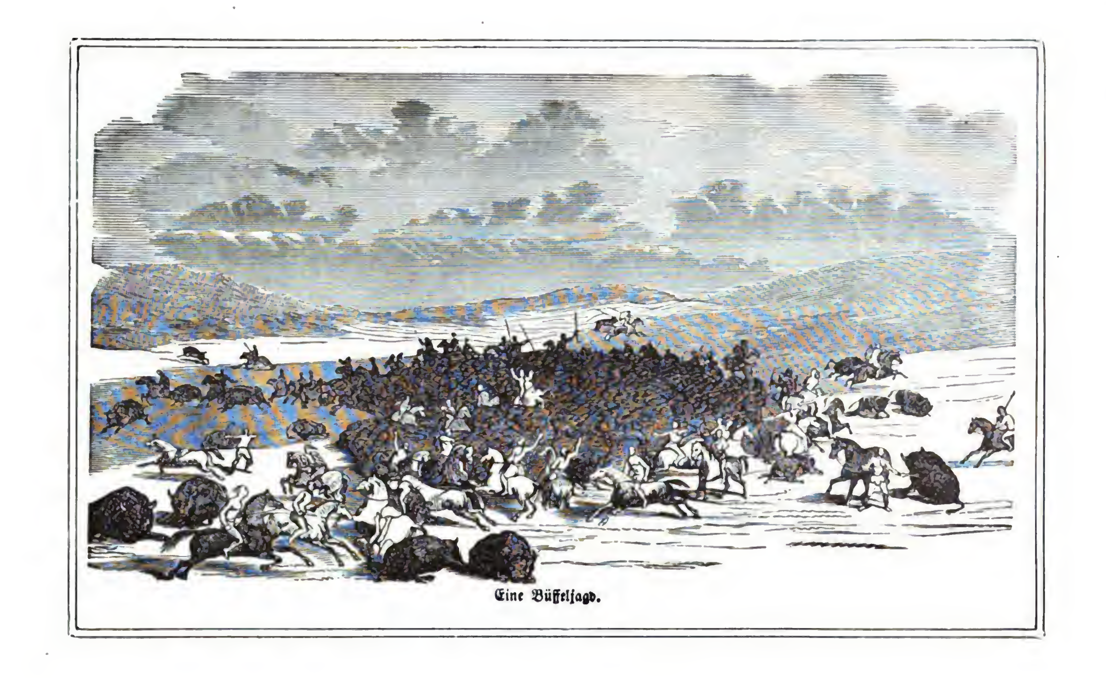




Eine Büffeljagd.

Die Büffeljagd ist zunächst einer indianischen Schlacht die alleraufregendste Scene, derer man in den Wildnissen des Westens ansichtig werden kann. Der Indianer erhält durch die Erlegung der Büffel Nahrung und Kleidung, und die verschiedenen Geräthschaften zu religiösen und haushälterischen Zwekken. Er betrachtet die Jagd dieses Thieres sowohl als Vergnügen, wie als Pflicht; wenn einmal die Nachricht durch das Dorf geht, daß eine Heerde von Büffeln ansichtig ist, so bringen die Krieger, welche dem Tode in hundert Formen in's Antlitz geblickt haben, ihre schnellsten Pferde heraus und schwingen sich auf dieselben; wenn die ganze Abtheilung über das Feld stürmt, um die brüllende Heerde anzugreifen, so stellt sich eine Scene dar, für welche man umsonst, weder in der zahmen Förmlichkeit des civilisirten Lebens, noch in den Wüsten und Rohrgebüschen Afrika's, oder in den Wäldern Indien's, eine Parallele finden würde.

Die Indianer haben verschiedene Methoden, Büffel anzugreifen. Die aufregendste und gefährlichste ist die, wo sie die Büffelheerde umzingeln, um dieselbe gänzlich zu zerstören. Die



Eine Büffeljagd.

Jäger, wohlberitten auf ihren Büffelpferden, und bewaffnet mit Bogen und Pfeilen oder langen Lanzen, theilen sich in zwei Colonnen, nehmen gegenüberliegende Stellungen ein und ziehen sich in der Entfernung von einer Meile oder etwas mehr nachgerade um die Heerde herum; nachdem sie einen Kreis gebildet haben, bringen sie in regelmäßigen Abständen auf ihre Beute ein. Sobald die Heerde die Gefahr bemerkt, rennt sie in entgegengesetzter Richtung; aber die Jäger sprengen in voller Eile gerade vor die Fronte derselben und verursachen durch Schwingen ihrer Waffen und schreckliches Geschrei, daß sich die dichte Masse abermals nach der entgegengesetzten Richtung bewegt. Hier wird dieselbe auf eine ähnliche Weise abermals aufgehalten und geneckt. Durch diese Mittel vereinigen die Jäger bald ihre Abtheilungen, und bilden so eine ununterbrochene Linie um die Heerde. Nun beginnen die Büffel, sich in gedrängten und verwirrten Massen zu drehen, sich gegenseitig verwundend und auf einander kletternd. Jetzt beginnt das Werk des Todes. Rund umher galoppirend, senden die wilden Jäger ihre Pfeile und Lanzen in die Herzen ihrer zitternden Schlachtopfer. Manchmal stürzen die Thiere, tollgemacht durch tödliche Wunden, wüthend vorwärts, Roß und Reiter mit sich niederwerfend; sie durchstoßen und zermalmen das erstere, während der Indianer durch Laufen entkommt. Manchmal theilt sich die Heerde plötzlich in zwei Theile, und die Reiter, von Staubwolken geblendet, werden zwischen die andringenden Thiere eingekeilt; ihre einzige Gelegenheit zum Entkommen besteht dann darin, über die Rücken der Heerde hinweg zu springen, die Pferde ihrem Schicksale überlassend. Hin und wieder sucht sich ein Büffel einen besondern Reiter aus und verfolgt ihn im schnellsten Laufe, bis er, wenn er sich bückt, um das Pferd auf seine Hörner zu heben, den Schaft des Kriegers in die Rippen bekommt. Einige der Indianer

werfen, wenn sie verfolgt werden, ihre Büffelhaut über die Hörner und Augen des wüthenden Thieres und an dessen Seite vorbeistürzend, stoßen sie ihm ihre Waffe in's Herz. Andere sprengen über die Steppen in Verfolgung der wenigen Büffel, welche sich von der Heerde getrennt haben. Diese sind bald niedergemacht. In einigen Minuten verwandelt sich die Jagd in eine verzweifelte Schlacht, und nach und nach sinkt die ganze Masse von Büffeln todt nieder.

Eine neue Scene folgt unmittelbar auf dieses Gemetzel. Die Jäger, ihre Pferde am Zaum führend, gehen unter den todten und sterbenden Thieren umher, und indem sie die Waffen aus ihren Seiten ziehen, machen sie Anspruch auf ihre Beute nach den Privatzeichen auf ihren Pfeilen. „Unter den armen, erschreckten Geschöpfen (sagt ein Augenzeuge einer dieser Scenen), welche gelegentlich durch die Reihen ihrer Feinde brachen und Sicherheit durch Flucht über die Steppe suchten, erblickte ich einige, welche eine Zeit lang still standen und zurückblickten; dann wendeten sie sich um und, gleichsam als ob sie ihren eigenen Untergang wünschten, kehrten sie zurück und mischten sich unter den sterbenden Haufen, dessen Tod sie theilten. Andere waren schon eine ziemliche Entfernung über die Steppe geflohen, blieben jedoch aus Mangel an Gesellschaft stehen und blickten zurück, bis die Schlachtscene vorüber war, wo sie dann den Waffen der Verfolger als leichte Opfer fielen."

Nachdem sämmtliche Thiere beansprucht worden, halten die Krieger einen Rath; nachdem sie einige Pfeifen geraucht haben, reiten sie in ihr Dorf zurück um den Erfolg bekannt zu machen. Natürlicherweise ist daselbst Alles in Bewegung, und bald ziehen lange Processionen von Hunden und Weibern aus, welche letztere die Beute abziehen, in Stücke schneiden und unter lauten Beifallsbezeugungen nach ihrer Heimath zurückbringen.

Leiden der Familie des Capitain Bard.

Die Grausamkeit der Indianer gegen die Gefangenen, die sie im Kriege stets ausüben, ist sprichwörtlich. Eine nähere Erläuterung der Qualen, welche dieselben früher auszuhalten hatten, würde den Leser der Neuzeit empören und schaudern machen. Glücklicherweise sind diese Abscheulichkeiten selbst unter den Stämmen, welche auch ihre ursprüngliche Macht und Unabhängigkeit bewahrt haben, weniger gebräuchlich, als früher. Der stillschweigende, aber mächtige Einfluß des Zusammengesellens oder Verkehrs mit den Weißen hat nicht verfehlt, eine wohlthätige Wirkung hervorzubringen, während die vergleichungsweise kleine Anzahl von Kriegen unter den verschiedenen Stämmen dazu beiträgt, sie freundlicher im Frieden und menschlicher im Kriege zu machen. Zu der Zeit als der ganze Landstrich von den Alleghanies bis nach dem stillen Meere mit wilden und zahlreichen Stämmen schwärmte, die in endlose Kriege mit einander verwickelt waren und nichts mit einander gemein hatten, als den Haß gegen die englischen Ansiedler, da waren die Leiden, welche jene Unglücklichen, die den Indianern in die Hände fielen, zu erdulden hatten, in der That schrecklich. Vielleicht haben keine unter den Staaten mehr gelitten, als Virginien und Pennsylvanien. Die Geschichte unserer westlichen Counties, als: Alleghany, West-Moreland, Bedford und anderer, ist eine fortgesetzte Erzählung von Blutbad, Brandstiftung und Verwüstung.

Die Familie von Richard Bard wohnte auf dem Carroll-Abschnitt in Adam's County. Am 13. Aprill 1758 wurde sein Haus von 19 Delaware-Indianern angegriffen. Bard und seine Frau, zwei Kinder, ein dienender Knabe und Lieutenant Potter, ein Verwandter, befanden sich in demselben.

Als die vordersten Indianer hereinstürzten, führte einer derselben einen Hieb mit einem großen Hirschfänger nach Potter; dieser bog geschickt aus und riß die Waffe aus der Hand ihres Eigenthümers. Bard feuerte eine Pistole ab, was die Wilden in Schrecken setzte und sie zogen sich von dem Hause zurück. Aber die Ueberzahl war so groß, daß Bard, welcher befürchtete, sie würden das Haus in Brand stecken, sich ergab. Zwei andere Männer und ein Knabe wurden von einem Felde weggenommen und die Indianer begaben sich, nachdem sie das Haus geplündert und die benachbarte Mühle in Brand gesteckt hatten, auf die Rückkehr.

Unterdessen war in der Nachbarschaft Lärm gemacht worden, und eine Abtheilung von Weißen hatte sich gebildet, um die Wilden zu verfolgen. Dies wissend, eilten die Letzteren nach ihren Verstecken in den Alleghanies zurück. Nicht weit vom Hause entfernt, wurde Potter getödtet und scalpirt; bald darauf wurde das kleine Kind mit dem Tomahawk erschlagen und ebenfalls scalpirt. Einer der Männer, die auf dem Felde angetroffen worden waren, theilte ein gleiches Schicksal. Die übrigen Gefangenen wurden in unausgesetzter Eile durch Wälder und über Berge getrieben und den äußersten Mühsalen und Hunger ausgesetzt. Es wurde Rath gehalten, um das Schicksal Bard's zu bestimmen. Beim Schlusse desselben wurde die eine Hälfte seines Gesichtes roth bemalt, zum Zeichen, daß die Meinungen der Krieger in Bezug auf sein Geschick gleich getheilt seien. Gegen Abend war er mit seiner Frau beschäftigt, einen Truthhahn zu rupfen. Zu dieser Zeit lagen einige der Indianer am Boden und andere belustigten sich mit Kleidungsstücken. Bard beschloß einen Versuch zur Flucht zu machen, und theilte diese Absicht seiner Frau mit. Bald darauf wurde er nach einer Quelle geschickt, um Wasser zu holen und führte seinen Zweck aus, während Frau

Bard die Indianer mit einem ihrer Kleider belustigte. Nachdem sie Herrn Bard nach allen Rich‘ungen hin, obgleich ohne Erfolg, gesucht hatten, begaben sich die Indianer nach Fort Duquesne und von da den Fluß hinab nach Kentucky. Hier zerrissen und zerkratzten die Indianer die Gesichter der Frau Bard und ihrer Kinder und schlugen sie dann auf eine unbarmherzige Weise. Daniel McManimy, einer der gefangenen Männer, wurde außerhalb der Stadt zurückbehalten. Die Indianer umgaben ihn, schlugen ihn mit Stöcken und Tomahawks, banden ihn an einen Posten, marterten ihn mit glühenden Kohlen und scalpirten ihn. Sie zogen roth glühende Flintenläufe über seinen Körper und durchstachen ihn mit bis zum Schmelzen erhitzten Bajonetten, bis er den Geist aufgab.

Nach diesem Trauerspiele trennten die Indianer Frau Bard von ihren Kindern und schleppten sie in eine ihrer Rathsversammlungen. Zwei Squaws näherten sich ihr und schlugen sie ins Gesicht; aber dieser Schimpf wurde von den Kriegern als ein Bruch des Anstandes verdammt. Ein Häuptling nahm sie bei der Hand und übergab sie zwei Indianern als Ersatz für eine gestorbene Schwester. In dieser Eigenschaft blieb sie ungefähr einen Monat lang und wurde dann nach den Quellen des Susquehanna genommen. Die Reise war so ermüdend, daß sie krank wurde und es dauerte zwei Monate, ehe sie genas. Sie blieb zwei Jahr und fünf Monate in der Gefangenschaft, nach welcher Zeit sie und ihre Kinder durch Herrn Bard ausgelöst wurden. Nachdem dieser sein Entkommen bewerkstelligt hatte, wanderte er von einer Ansiedelung zur andern, nach seiner Frau suchend, und bei mehr als einer Gelegenheit entkam er dem Tode durch die Hände der Indianer nur mit genauer Noth. Später lebte er in freundschaftlichen Verhältnissen mit einem von den Indianern, der als Bruder gegen seine Frau gehandelt hatte.

Blackbird.

Unter den ersten Stämmen des großen Oregon-Territoriums, die einen freundlichen Verkehr mit den Händlern der Vereinigten Staaten unterhielten, waren die Omahas. Der Stolz dieser Indianer war ein Häuptling, Namens Blackbird, der ein standhafter Freund der Weißen, und der Schrecken der benachbarten feindlichen Stämme war. Seine Gewandtheit, sein Muth und sein Kriegsglück waren so groß, daß Freunde und Feinde ihn für bezaubert hielten. Er fand das höchste Vergnügen in Proben von Geschicklichkeit und Stärke, in welchen er immer siegreich war. Neben diesen Eigenschaften besaß er ein Geheimniß, welches ihn in den Augen seiner barbarischen Unterthanen mehr als menschlich erscheinen ließ. Dies war eine Bekanntschaft mit den Wirkungen des Arseniks, welchen er von einem weißen Händler erhalten hatte. Sobald er an einem Indianer Mißfallen fand, so prophezeite er seinen Tod vor einem gewissen Tage, und das sichere in Erfüllung gehen der Prophezeiung machte Blackbird zu einem Gegenstande des Schreckens und der Verehrung.

Bei einer Gelegenheit machten die Poncas einen Einfall in das Gebiet Blackbird's, und führten eine Anzahl von Weibern und Pferden mit sich hinweg. Unmittelbar versammelte er seine Krieger und verfolgte sie. Die Poncas deckten sich durch einen rohen Damm, aber ihr ausdauernder Feind, welcher eine günstige Stellung einnahm, ließ ein wohlgezieltes Feuer auf sie geben, das furchtbare Wirkung that. Der Ponca-Häuptling sandte einen Herold mit dem Friedenszeichen an ihn ab; derselbe wurde jedoch auf der Stelle erschossen; ein zweiter Herold erfuhr dieselbe Behandlung. Die Tochter des Häuptlings, ein junges Mädchen von großer persönlicher Schönheit, erschien sodann vor dem finstern Häupt-

ling, mit ausgezeichnetem Geschmacke gekleidet und das Friedenszeichen tragend. Blackbird's Herz wurde erweicht; er nahm das geheiligte Sinnbild an und schloß Frieden mit dem Feinde. Das Unterpfand, das gegeben und angenommen wurde, war das schöne Ponca-Mädchen als die Frau des wilden Häuptlings von Omaha.

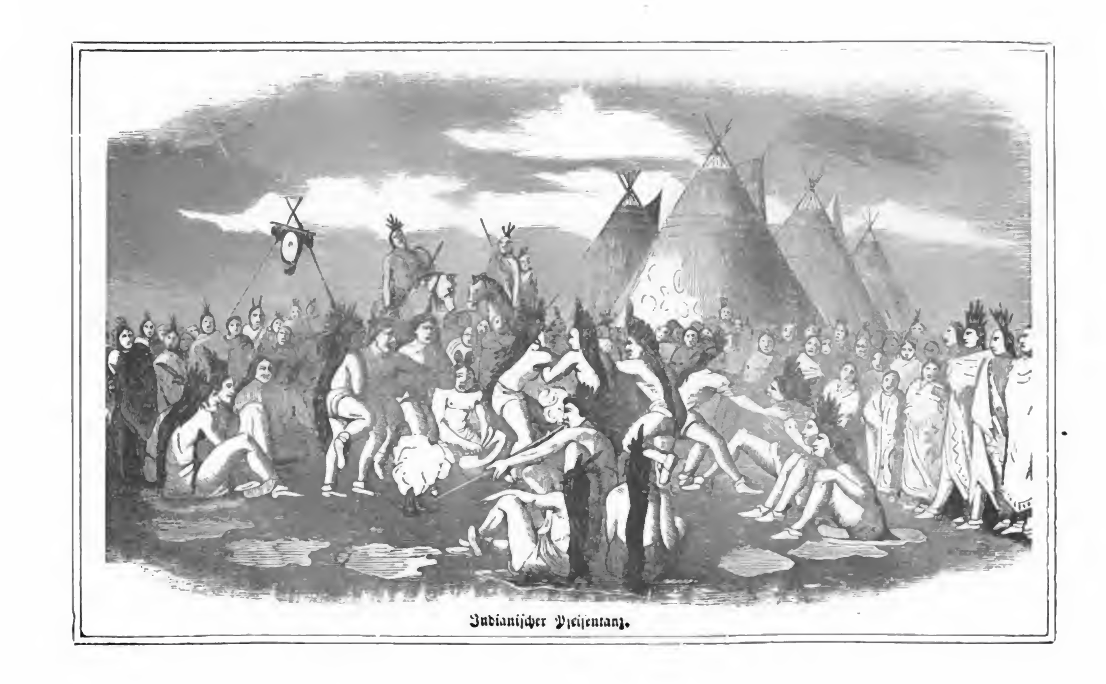
Zum ersten Male fühlte Blackbird den lebhaften Einfluß der Liebe in seinem Herzen. Er liebte das junge Geschöpf, das ihren Stamm gerettet hatte, mit all dem Eifer der rohen Natur. Aber immer noch blieb er ein Wilder, und manchmal ließen ihn unbezähmbare Ausbrüche von Wuth alle Grenzen der Zuneigung und des Anstandes überschreiten. In einem solchen Anfalle hatte sein geliebtes Weib das Unglück, ihn, ohne es zu wissen, zu beleidigen. Er zog augenblicklich sein Messer und tödtete sie mit einem einzigen Stoße. Die schreckliche That machte ihn in dem nämlichen Augenblicke ruhig. Eine kleine Weile blickte er den schönen Leichnam mit verblüfftem Schmerze an, und dann setzte er sich, den Kopf in seinem Kleide versteckt, neben sie. Er nahm keine Nahrung zu sich, und sprach drei Tage lang kein Wort. Die Vorstellungen seines Volkes wurden mit Stillschweigen aufgenommen, und Niemand wagte es, sein Haupt zu enthüllen. Endlich brachte Einer ein kleines Kind herein, und setzte den Fuß des unglücklichen Kriegers auf dessen Nacken. Blackbird war durch diese bedeutungsvolle Bitte bewegt, und sein Kleid abwerfend, stand er auf und hielt eine Rede.

Der Omaha-Stamm wurde durch die Blattern bedeutend verdünnt, und der große Häuptling desselben wurde ein Opfer dieser ekelhaften Krankheit. Seine letzte Forderung war kühn und wunderlich. Nahe an der Quelle des Missouri steht ein hoher, einzelner Felsen, um welchen sich der Fluß in beinahe kreisförmiger Richtung windet, und der eine Aussicht über

viele Meilen des benachbarten Landes gewährt. Hier hatte Blackbird oft gesessen, um die Canoes der weißen Zwischenhändler zu erspähen, und es war seine letzte Forderung, daß man ihn hier begraben solle. Er wollte auf das Pferd gesetzt sein, vollständig bewaffnet, um seine Ländereien überblicken und die ankommenden Boote der Weißen erspähen zu können. Seinem Befehle wurde Folge geleistet; und auf dem nämlichen hohen Vorgebirge, wurde das Banner seiner Nation, behangen mit den Kopfhäuten, die er in den Schlachten gewonnen hatte, aufgerichtet. Natürlicher Weise betrachten die Indianer den Felsen mit abergläubischer Verehrung und haben ihre eigenen Geschichten über die Scenen, die sich hin und wieder um den Platz herum zutragen.

Indianischer Pfeifentanz.

Diese Ceremonie scheint den Assinneboin-Indianern eigenthümlich zu sein. Ein kleines Feuer wird mitten auf einem hartgetretenen Pflaster vor dem Dorfe angemacht, und um dasselbe versammeln sich die Tänzer, meistens junge Männer, auf einer auf den Boden ausgebreiteten Büffelhaut sitzend. Der Vorsitzer ist ein Häuptling, auch zuweilen ein Mediciner, welcher sich mit einer langen Pfeife in der Hand an das Feuer setzt und mit einem Eifer und einer Ausdauer raucht, die der Würde einer indianischen Ceremonie angemessen sind. Zuweilen bringt er den ihn umgebenden Lärm mit einem Gesange in Einklang, den er in halb erstickten Gurgeltönen von sich giebt, und der nur ihm selbst verständlich ist. Unterdessen schlägt eine gleich erhabene Person eine Trommel, deren Musik durch einen Gesang modificirend, der von dem des Pfeifenrauchers gänzlich unabhängig ist. Eine kleine Weile darauf springt ein junger Mann vom Boden auf, und indem er im



Indianischer Pfeifentanz.

Takte mit den Trommelschlägen singt, hüpft er von einem Fuß auf den andern auf die heftigste Weise. Auf diese Art geht er verschiedene Male in dem Kreise herum, hält einem Jeden, der sitzt, die Fäuste ins Gesicht und reißt zuletzt einen der Sitzenden gewaltsam in die Höhe. Beide singen und tanzen nun, bis zuletzt ein Anderer in die Höhe gerissen wird, welcher seinerseits wieder einen Andern aufreißt. Die ganze Gesellschaft erhebt nun im Einklange ein schreckliches Geschrei und macht so heftige Gesticulationen, daß die Erde unter ihren Füßen zu beben scheint. Unterdessen sitzt der Ceremonienmeister mit der äußersten Ruhe still, dicke Wolken vor sich hinblasend und seinen unnachahmlichen Gesang grunzend. Der Tanz dauert gewöhlich eine Stunde und endet mit durchdringendem Geschrei und Gebelle, das dem im Schrecken gejagter Hunde ähnlich ist.

Entkommen von der Folter.

Ein berühmter Muscoghee-Krieger, der alte Scranny genannt, wurde von den Shawanoe-Kriegern gefangen genommen und zur feurigen Folter verurtheilt. Nachdem sie ihn mit der gewöhnlichen Grausamkeit geschlagen hatten, wurde er an einen Pfahl gebunden und den ausgesuchtesten Qualen ausgesetzt. Diese ertrug er mit gänzlicher Unbekümmertheit. Zu gleicher Zeit erwiederte er die Spottreden seiner Peiniger mit all der Verachtung eines indianischen Kriegers. Er nannte sie Squaws und alte Weiber, sagte ihnen, daß er seinen Ruhm bei seiner Nation, welche groß sei, einzig und allein auf ihre Unkosten errungen habe, daß sie nicht zu sterben wüßten, und daß er danach schmachte, es ihnen zu lehren. Er gestand, daß er durch eine oder die andere Sünde den Schutz

des großen Geistes verloren habe und zu sterben verdiene, daß er aber dennoch Tugend genug besäße, um sich selbst wirksamer zu bestrafen, als sie es zu thun im Stande wären. Er verpflichtete sich dazu, dies zu beweisen, wenn sie ihn losbinden und einen der glühenden Flintenläufe aus dem Feuer in die Hand geben wollten. Der Vorschlag erschien durch die Art und Weise, wie er gemacht wurde, weit kühner, als er war, und da die Neugierde der Indianer erregt war, so kamen sie überein, ihm eine Gelegenheit zu geben.

Er brauchte nicht lange, um ihnen eine Vorstellung von seiner Geschicklichkeit beizubringen. Kaum hatte er Hand an den Flintenlauf gelegt, als er, denselben nach allen Seiten hin schwingend, sich einen Weg durch die bewaffnete, aber erstaunte Menge bahnte, über einen hohen, steilen Abgrund hinweg in den Fluß sprang, denselben durchschwamm und nachdem er über eine kleine Insel gelaufen war, das andere Ufer unter einem Kugelregen von der Garnison zu New-Windsor erstieg; er erreichte bald darauf ein dichtes Brombeergesträuch, in welchem er sicher war. Nach einiger Zeit machte er sich von demselben auf, und obgleich seine erbosten Feinde ihn eifrig verfolgten, so gelang es ihm dennoch, seinen eigenen Stamm zu erreichen. Er war stets nachher eine schreckliche Geißel der Shawanoes.

Gefährliches Abenteuer des Capitain Brady.

In jenen Tagen, wo es in dem westlichen Theile von Pennsylvanien mehr rothe als weiße Männer gab, wurden häufig kleine Abtheilungen unter den Befehlen eines Lieblingsanführers als Späher (Rangers) in die Wälder gesandt, um die weißen Ansiedler vor Ueberfällen zu schützen. Eine derselben,

befehligt vom Capitain Brady, wurde in das „French-Creek-Land,“ Butler County, gesandt. Als sie die Gewässer von Slippery-Rock, eines Zweiges des Beaverflusses, erreicht hatten, entdeckte der Capitain eine indianische Spur, und verfolgte dieselbe bis zum Einbruch der Dunkelheit. Am nächsten Morgen setzte er seine Verfolgung fort und traf auf die Indianer, als sie eben beim Frühstück saßen. Er ließ unmittelbar Feuer auf sie geben. Aber plötzlich erhielt er selbst ein Feuer im Rücken und bemerkte jetzt erst, daß auch er von einer zweiten Abtheilung von Indianern verfolgt worden war. Er stand jetzt zwischen zwei Feuern. Das Schlachtgeschrei der Feinde im Rücken wurde durch das der Feinde in der Fronte beantwortet. Zwei seiner Leute fielen beim ersten Feuern und sein eigener Tomahawk wurde ihm von der Seite weggeschossen. Da keine Aussicht auf erfolgreiche Vertheidigung vorhanden war, so flohen Brady's Leute nach allen Richtungen hin. Der Capitain war den Indianern als einer ihrer gefährlichsten Feinde wohl bekannt, und nach Rache dürstend, gingen sie an seinen Leuten vorbei, um sich seiner Person zu versichern. Die Gegend war ihm unbekannt, und ohne es zu wissen, schlug er den Weg nach dem Flüßchen ein, welches zwischen tiefen und steilen, dreiundzwanzig Fuß weit von einander entfernten Ufern dahinströmte. Die Indianer, gewiß, sich ihres Feindes versichern zu können, stießen ein Triumphgeschrei aus, und ihre Büchsen wegwerfend, ergriffen sie ihre Tomahawks und rannten in Verfolgung des Capitains vorwärts.

Der Capitain hatte lange vorher beschlossen, und stets die Regel beobachtet, sich nie von Indianern fangen zu lassen. Als er des Flüßchens ansichtig wurde, begriff er auf den ersten Blick, worin seine einzige Gelegenheit zum Entkommen bestände, und seine ganze Kraft zusammennehmend, machte er einen Sprung nach dem gegenüberliegenden Ufer. Einen Au-

genblick nach ihm kamen Indianer an, und sahen ihre Beute am entgegengesetzten Ufer stehen, woselbst der Capitain ganz kaltblütig seine Büchse lud. „Brady machen guten Sprung," rief der Häuptling aus, während er im Zickzacklauf davonrannte, um das Feuer des Capitains zu vermeiden. Bald darauf traf Brady seine noch übrigen drei Leute an einem vorher bestimmten Platze und die kleine Abtheilung reiste nach Pittsburg ab. Beim ersten Feuer hatte man drei Indianer fallen sehen.

Erzählung indianischer Rache.

Erzählungen von Rache und Blutvergießen sollten einem gebildeten Geiste nur in so weit interessant sein, als sie durch Beleuchtung der menschlichen Natur wirksam dazu beitragen mögen, dieselbe zu verbessern. Das verdorbene Gemüth, welches blos aus Neugierde und Vergnügungssucht auf solchen Scenen des Schreckens ruhen kann, könnte vielleicht, wenn es der Einschränkungen der civilisirten Gesellschaft enthoben wäre, an dem Kriegsgeschrei und dem Scalptanze der rohen Wilden Theil nehmen. Der wesentliche Unterschied zwischen dem wilden rothen Manne und dem erzogenen weißen, liegt nicht sowohl in der Bildung des Kopfes, als in der des Herzens, und während wir den erstern wegen seiner Lust nach Grausamkeit und Rache verdammen, so dürfte es gerathen für uns sein, uns zu hüten, Erzählungen, in welchen solche Charaktere geschildert werden, aus bloßer Neugierde Geschmack abzugewinnen.

Im September 1823 wurde ein Indianer, Namens Abraham Antone, in Madison County, New York, wegen Mord hingerichtet. Die Geschichte dieses Individuums ist ein Gemälde einiger der schwärzesten Leidenschaften der menschlichen

Natur. Er vergaß nie eine Beleidigung und verfehlte nie, eine solche zu rächen. Wenn er zornig war, so war sein Anblick schrecklich. Eines Abends, als er in seinen Wigwam eintrat, traf er sein fünf Monate altes Kind schreiend an. Er riß dasselbe aus den Armen der Mutter und begrub es in einem Bette von glühenden Kohlen, diese Handlung mit Ausdrücken begleitend, welche selbst die indianische Mutter zittern machten. Im Jahre 1810 knüpfte seine Tochter Mary ein Verhältniß mit einem jungen Manne an, welcher Mitglied eines andern Stammes war, der sie jedoch bald verließ und einem andern Frauenzimmer den Vorzug gab. Die Natur hatte Mary einen Theil von den Gesinnungen ihres Vaters gegeben. Sie besuchte ihre Nebenbuhlerin, durchstach ihr das Herz und wurde in Smithfield hingerichtet. Ein Herr, mit Namen Jacobs, welcher bei ihrer Gefangennahme thätig gewesen, war der Hauptzeuge gegen sie. Antone drohte ihn zu tödten, und Jacobs, welcher wußte, daß ein solches Versprechen von seinem Feinde nie unerfüllt blieb, verließ das County. Da der Indianer sah, daß sein Plan vereitelt sei, änderte er seine Verfahrungsweise, erkannte die Ungerechtigkeit seiner frühern Drohung an und lud sein Schlachtopfer ein, zurückzukehren. Jacobs kehrte zurück und hatte eine Zusammenkunft mit Antone, während er mit einer Anzahl von Leuten auf einem Felde Korn hackte. Der Indianer ergriff seine Hand indem er ausrief: „Wie geht es dir, Bruder?" und stach ihn mit einem langen Messer, welches er in seinem Aermel verborgen gehalten hatte, dreimal unter die Rippen. Ehe sich die Umstehenden von ihrem Schrecken erholen konnten, stieß er einen lauten Schrei aus und rannte davon. In jener Nacht machte sich eine Abtheilung von Indianern auf, um ihn zu verfolgen. Er hatte sich in einem dicken Gebüsch von Unterholz gelagert, und war mit Hunden versehen, damit dieselben

Lärm machen sollten, sobald sich Jemand nähere. Hinter sich hatte er mit vieler Arbeit einen Pfad durch das beinahe undurchdringliche Dickicht gehauen. Der Plan gelang vollkommen; Antone floh durch den engen Pfad bei dem ersten Alarm und bewerkstelligte seine Flucht. Bald darauf spürte ihn eine Abtheilung von ungefähr dreißig Weißen und Indianern in einem zweiten Verstecke auf, aber es gelang ihm abermals zu entfliehen. Nach diesem war er beständig mit einer Büchse, zwei bis drei Messern und, wie man glaubte, mit ein Paar Pistolen bewaffnet; nebenbei war er beständig von seinen beiden Söhnen und ein paar Brüdern begleitet, welche alle gut bewaffnet waren. Einst begaben sich zwei große Indianer, welche ausgefunden hatten, daß Antone allein war, nach seinem Lager, um ihn gefangen zu nehmen. Er war eben daran einen Besen zu machen; aber als er am Eingange des Dickichts ein Geräusch hörte, ergriff er schnell seine Büchse und, sobald der Vorderste eintrat, richtete er sie auf ihn, indem er erklärte, daß er ihn todtschießen würde, sobald er nur einen Schritt weiter ginge. Sie hielten an, und nachdem sie sich eine Zeit lang unterredet hatten, zogen sie sich zurück. Seine Büchse war ungeladen. Dieses Abenteuer vergrößerte seine Sorglosigkeit. Er prahlte damit, zwei Indianer mit einer ungeladenen Büchse in Schrecken gesetzt zu haben, und ging zuletzt bei hellem Tage durch die Städte und Dörfer.

Bei seiner Untersuchung erklärte er sich für nicht schuldig. Die Zeugen gegen ihn waren vornehmlich Indianer, aber ihr Zeugniß wurde mit Genauigkeit und Sorgfalt abgegeben und die Beweise waren hinreichend. Sein Anwalt basirte den Grund seiner Vertheidigung darauf, daß New York keine Criminal-Jurisdiction über die Indianer innerhalb ihres eigenen Gebietes habe; der Gerichtshof erklärte diesen Grund jedoch für ungültig, und Antone wurde verurtheilt, am 12.

September 1823 gehängt zu werden. Die Uebel des wilden Lebens und die der civilisirten Gesellschaft waren in seinem Charakter vermischt, während er augenscheinlich die männlichen Tugenden des einen und den wildernden Einfluß der andern entbehrte.

Mandan-Bull-Tanz.

Der Bull-Tanz ist eine der größten religiösen Ceremonien der Mandanen und gleichsam eine Vorbereitung zu den grausamen Proben, welche ihre jungen Leute durchzumachen haben, ehe sie zur Würde von Tapfern zugelassen werden.

Diese religiösen Gebräuche werden jährlich abgehalten, und die Einwohner eines jeden Dorfes blickten mit großem Interesse auf die Wiederkehr desselben. Die Gelegenheit bringt Männer, Weiber und Kinder zusammen, und so groß ist die Wirkung des Aberglaubens, daß selbst die stärksten Krieger vor dem übeln Einflusse zittern, welcher, wie sie sich einbilden, zu jener Zeit in der Luft vorherrscht. Das Zelt der großen Geheimnisse wird geöffnet, mit Kräutern und Baumzweigen bestreut und mit Gruppen von Menschen- und Büffelschädeln verziert. Während des ersten Tages kommt eine geheime Person, bekannt als der erste oder einzige Mann, geht von einem Zelte zum andern, erzählt die traurige Catastrophe, die sich auf der Oberfläche der Erde durch das Austreten der Gewässer zutrug und behauptet, „daß er die einzige Person wäre, die aus der allgemeinen Noth errettet wurde; daß er mit seinem großen Canoe auf einem hohen Berge im Westen gelandet sei, wo er jetzt wohne, und daß er gekommen wäre, um das Medicinzelt zu öffnen, welches nothwendiger Weise irgend ein Schneidwerkzeug aus jedem Wigwam zum Geschenk erhalten müsse, um dem Wasser geopfert zu werden; denn wenn

dies nicht geschähe, so würde eine andere Fluth kommen, und Keiner würde gerettet werden, da mit solchen Werkzeugen das große Canoe erbaut wäre." Das Werkzeug wird von Jedermann bereitwillig hergegeben und in dem Medicinzelte niedergelegt. Während der Nacht ist Niemand im Stande, auszufinden, wo dieses seltsame Wesen schläft; alle lebenden Wesen werden unter Schloß und Riegel gehalten, und Todtenstille herrscht durch das ganze Dorf. Am folgenden Morgen erscheint er wieder, gefolgt von den jungen Männern, welche Candidaten für die Folter sind, und die mit ihrem Anführer in das Medicinzelt eintreten. Hier bleiben sie vier Tage lang, fastend und zum großen Geiste betend. Während dieser Periode sind sie von allem Verkehr mit den Dörfern abgeschnitten, und unterdessen findet der Bull-Tanz außerhalb statt. Die Ceremonie wird von Catlin folgendermaßen beschrieben:

„Dieser seltsame und außerordentlich groteske Theil ihrer religiösen Uebungen, einer der Hauptgründe, aus welchen dies jährliche Fest abgehalten wird, und dessen genauer Beobachtung sie das Kommen der Büffel zuschreiben, welche sie während der Jahreszeit mit Nahrung versehen, wird am ersten Tage vier Mal, am zweiten acht Mal, am dritten zwölf Mal und am vierten sechszehn Mal wiederholt, und zwar jedes Mal um den Erdaufwurf oder das „große Canoe," von dem ich schon früher gesprochen habe."

„Die vornehmsten Darsteller desselben waren acht Männer, deren Rücken mit ganzen Büffelhäuten behangen waren, die sowohl Hörner, als Hufe und Schwänze an sich hatten; ihre Körper sind in horizontaler Lage, wodurch sie befähigt sind, die Bewegungen des Büffels nachzuahmen, während sie durch dessen Augen wie durch eine Maske blicken."

„Die Körper dieser Männer waren größtentheils nackend, auf



Mandan-Bull-Tanz.

die außerordentlichste Weise bemalt, wobei genaue Aehnlichkeit so viel als möglich beachtet wurde; ihre Gliedmaßen, Körper und Gesichter waren nämlich entweder mit schwarzer, rother oder weißer Farbe bedeckt. Jede dieser seltsamen Charaktere hatte ebenfalls eine Locke von Büffelhaar um den Knöchel gebunden, in seiner rechten Hand trug er eine Klapper und in der linken einen dünnen weißen Stab oder eine Ruthe, sechs Fuß lang; auf dem Rücken trug er einen Bündel von grünen Weidenzweigen, der ungefähr die Größe eines gewöhnlichen Strohbündels hatte. Diese acht Männer, welche in vier Paare abgetheilt waren, nahmen ihre Stellungen an den verschiedenen Seiten des Erdhügels oder des großen Canoe ein, dadurch die vier Himmelsgegenden darstellend; zwischen jeder dieser Gruppen befand sich, den Rücken der großen Canoe zugewendet, eine andere Figur, welche, im nämlichen Tanze begriffen, Schritt mit den ersteren hielt. Dieselben hielten ebenfalls in der Hand eine Klapper, in der andern einen Stab, und (da sie vier an Zahl waren) so vertraten sie ebenfalls die vier Himmelsgegenden. Die Körper dieser vier jungen Männer waren größtentheils nackend und hatten keine andere Bekleidung an sich, als einen wunderschönen, um die Hüften geschlungenen Gürtel aus Adlerkielen und Hermelin verfertigt und einen prächtigen, aus denselben Materialien gemachten Kopfschmuck. Zwei dieser Figuren waren mit gestoßener Holzkohle und Fett gänzlich bemalt. Dieselben wurden „das Firmament oder die Nacht" benannt und die zahlreichen weißen Flecken, womit ihr ganzer Körper betupft war, wurden „Sterne" betitelt. Die andern beiden waren von Kopf bis zu Fuß so roth angestrichen, als dies mit Zinnober möglicherweise geschehen kann; diese stellten der Aussage der Indianer nach den „Tag" vor, und die weißen Streifen, welche auf- und abwärts über ihre Körper gestrichen

waren, „waren Geister, welche durch die Morgenstrahlen verjagt werden."

„Diese äußerst merkwürdige Scene, welche mehr oder weniger jeden Tag mit angesehen wird, findet in Gegenwart der ganzen Nation statt, die gewöhnlich rings umher auf den Gipfeln der Wigwams oder sonst wo als Zuschauer versammelt ist, während die jungen Männer, wie oben beschrieben, in dem Zelte liegen und fasten. Am ersten Tage wird dieser „Bull-Tanz" ein Mal an jeder Himmelsgegend abgehalten, und der Mediciner raucht seine Pfeife nach denselben Richtungen hin. Am zweiten Tage wird er an jedem dieser Punkte zwei Mal, am dritten drei Mal, am vierten vier Mal abgehalten. Als ein Signal für die Zusammenkunft der Tänzer und anderer Charaktere (sowohl wie für das Publicum) tanzt der alte Mann, welcher als Ceremonienmeister agirt, mit der Medicinpfeife in der Hand aus dem Zelte, indem er ein äußerst erbärmliches Klagelied singt (oder eher schreit), bis er sich dem großen Canoe nähert, an welches er sich mit der Pfeife in der Hand anlehnt, indem er zu schreien fortfährt. In diesem Augenblicke treten vier sehr alte und patriarchalisch aussehende Männer, deren Körper roth bemalt sind, und welche die vier Seiten des Zeltes bewacht haben, in dasselbe und bringen die vier Säcke mit Wasser heraus, welche sie nahe an das große Canoe stellen, worauf sie sich neben ihnen niedersetzen und mit Holzhämmern oder Trommelschlägeln, welche auf denselben gelegen hatten, darauf herumzuschlagen beginnen; ein anderer schwingt und schüttelt die eeh-na-dees oder Klappern, und alle vereinigen ihre Stimmen, die bis auf die höchstmöglichen Noten hinaufgeschraubt sind, mit ihnen. Dies stellt die Musik des Bull-Tanzes vor, und in vollkommenem Takte, und zwar ohne Aufhören und Unterbrechung, fünf Minuten lang dauert. Sobald die Musik

und der Tanz aufhören, was stets vollkommen gleichzeitig geschieht, stimmt die ganze Nation in ein Huzza! und ein betäubendes Beifallsgebrüll ein; der Ceremonienmeister tanzt nach dem Medicinzelte zurück, die alten Männer begeben sich wieder nach ihren frühern Plätzen, die Säcke mit Wasser und alles Andere wird an den Ort gestellt, wo es früher war, bis dieselbe Methode sie abermals zum gleichen Handeln auffordert."

„Die Statisten und andern Charaktere, welche in diesem großen Schauspiele Rollen haben, sind zahlreich und der Beschreibung wohl werth. Neben dem großen Canoe sieht man zwei Männer, mit Häuten von grauen Bären bedeckt, welche Häute sie zu Masken über ihre Köpfe anwenden. Diese heißhungrigen Thiere brummen fortwährend, drohen Alles, was vor ihnen ist, zu verschlingen, und stören die Formen der religiösen Ceremonie. Um sie zu besänftigen, bringen die Weiber fortwährend volle Schüsseln mit Fleisch und stellen sie vor dieselben; diese werden jedoch von zwei Männern, deren Körper schwarz und deren Köpfe weiß bemalt sind, die die „kahlköpfigen Adler" genannt werden, ebenso oft weggeschnappt und nach der Prairie getragen. Die letztern stürzen nämlich an den Bären vorbei und ergreifen ihr Futter im Vorüberlaufen. Jedoch auch sie werden wieder von hundert oder mehr nackten, kleinen Jungen, deren Körper gelb und die Köpfe weiß angestrichen sind und „Cabris oder Antilopen" genannt werden, über die Ebene weg verfolgt; diesen gelingt es zuletzt, ihnen das Futter abzujagen, worauf sie es verschlingen. Hierdurch soll (vermuthlich) die schöne Moral eindringlich gemacht werden, daß, nach den Verordnungen der Vorsehung, die reichen Gaben derselben doch zuletzt in die Hände der Unschuldigen fallen. Im Verlauf eines jeden von diesen Tänzen, richten die alten Männer, welche die Säcke schlagen und singen, ernsthafte Gebete durch die Worte ihres Gesanges an den gro-

ßen Geist, damit derselbe seinen Einfluß dazu gebrauchen möge, ihnen Büffel zu senden, um sie mit Nahrung während des Jahres zu versehen; sie sprechen den jungen Leuten Muth und Ausdauer ein, indem sie ihnen sagen, daß der große Geist seine Ohren für sie geöffnet habe—daß selbst die Atmosphäre um sie herum Frieden hauche—daß ihre Weiber und Kinder im Stande seien, den grauen Bären beim Rachen festzuhalten—daß sie von Tag zu Tag O-ke-hee-de (den bösen Geist) aufgerufen hätten—daß sie ihn immer noch herausforderten, zu kommen, und daß er es bis jetzt noch nicht gewagt hätte, zu erscheinen!"

„Aber ach! beim letzten dieser Tänze am vierten Tage mitten in ihrem Frohsinn und ihrer Freude, gerade um Mittag, wo ihr Frohlocken auf den höchsten Gipfel getrieben ist, ertönt plötzlich ein Geschrei von den Gipfeln der Zelte; Männer, Weiber, Hunde und Alles scheinen thatsächlich vor Schrecken zu schaudern und zu heulen, während sie ihre stieren Augäpfel auf den hügeligen Theil der Prairie werfen, der ungefähr eine Meile entfernt ist, und von welchem herab man einen Mann in voller Eile auf das Dorf zulaufen sieht. Dieser seltsame Charakter schoß im Zickzacklauf nach allen Richtungen über die Prairie, gleich einem Knaben, der einen Schmetterling verfolgt, bis er sich den Umzäunungen des Dorfes näherte, worauf man entdeckte, daß sein Körper gänzlich nackt, und mit gestoßener Holzkohle und Bärenfett so schwarz, wie der eines Negers, bemalt war; sein Körper war daher überall glänzend schwarz, mit Ausnahme von einigen weißen Ringen, die einen Zoll im Durchmesser hatten, und mit welchen er an allen Theilen seines Körpers bemalt war. Er hatte schreckliche weiße Zacken um seinen Mund herum, die Hundezähnen glichen. Noch zu diesem scheußlichen Aussehen stieß er das erschrecklichste Geheul und Gebrüll aus, während er durch das

Dorf stürzte und zwischen eine erschreckte Gruppe sprang, die (in jenem Theile) hauptsächlich aus Frauenzimmern bestand, welche sich versammelt hatten, um die Belustigungen, die um das „große Canoe“ herum vorgingen, mit anzusehen.“

„Diese überirdisch aussehende Figur trug in ihren beiden Händen einen acht bis neun Fuß langen Stab, an dessen Ende eine rothe Kugel angebracht war, die er fortwährend auf dem Grunde vor sich herschob. Aller Augen im Dorfe, mit Ausnahme der Personen, welche im Tanze begriffen waren, waren auf ihn gerichtet, und er machte einen verzweifelten Sprung auf die Weiber, welche, während sie sich bestrebten davonzulaufen, um Hilfe riefen, und die, indem sie sich anstrengten, aus seinem Bereiche zu kommen, in Gruppen über einander fielen. In diesem Augenblicke des allgemeinen Schreckens und der gänzlichen Bestürzung, fand ein plötzlicher Stillstand aller Vergnügungen statt, und Alles war ein paar Minuten lang so still wie das Grab.“

„Der alte Ceremonienmeister, der von seinem Platze bei der großen Canoe weggelaufen war, traf nun mit diesem teuflischen Ungeheuer zusammen und nachdem er ihm seine Medicin-Pfeife vorgehalten hatte, hielt er ihn still und unbeweglich unter seinem Zauber. Dieses Festhalten des bösen Geistes gab den Weibern eine Gelegenheit, aus seinem Bereiche zu kommen, und als sie von der Gefahr befreit waren, verwandelte sich ihr Schrecken, obgleich alle Herzen noch über die augenblickliche Aufregung schlugen, in das ausgelassenste Gelächter und in lautes Beifallsgeschrei über seine plötzliche Niederlage und über die ungeschickte und lächerliche Position, in die er versetzt und in welcher er festgehalten wurde. Der alte Mann stand ganz steif neben ihm und stierte ihn mit seinen Augen in das Gesicht, während die Medicin-Pfeife seine satanische Majestät in ihren Fesseln hielt, die ganze Macht

seines magischen Stabes vernichtend und ihn sogleich der Kraft, sich zu bewegen, beraubend. Gewiß haben menschliche Wesen nie eine auffallendere Gruppe dargestellt, als diese beiden Individuen es einige Augenblicke thaten, während ihre Augäpfel im wüthendsten Hasse gegenseitig auf einander gerichtet waren; beide kämpften für die Oberherrschaft und verließen sich dabei auf die Macht ihrer Medicin oder ihres Geheimnisses. Der im Schach Gehaltene mit seinem schwarz bemalten Körper, seine höllische Majestät vorstellend (oder besser gesagt vorgebend), daß er O-ke-hee-de (der böse Geist) sei, sprühte Racheblicke auf den Andern, welcher ihm seinerseits ernste Blicke zurückwarf, die sowohl Jubel als Verachtung ausdrückten, während er ihn durch den Zauber seiner heiligen geheimnißvollen Pfeife entwaffnete und in Schach hielt."

„Als die überlegene Macht der Medicin-Pfeife (von der alle diese jährlichen Geheimnisse abhängen) hinreichend erprobt und anerkannt war, und die Weiber Zeit gehabt hatten, sich aus dem Bereiche dieses teuflischen Ungeheuers zu entfernen, wurde die Pfeife nach und nach von demselben weggezogen, und er war entzückt, den Gebrauch seiner Gliedmaßen wieder zu erlangen und im Stande zu sein, die außerordentlich unangenehme und in der That lächerliche Stellung, in welcher er erschienen war, verändern zu können; dieselbe wurde in Folge des weitern Berichtes, den ich über den Zustand, in welchem dieser Dämon des Schreckens und der Gemeinheit seinen Einzug in die Mitte des Dorfes und in den Mittelpunkt der ersten und größten religiösen Ceremonien machte, zu geben genöthigt bin, noch weit lächerlicher."

„In diesem Zustande verfolgte er die Gruppen von Frauenzimmern, Furcht und Schrecken verbreitend, wohin er ging, in Folge dessen er in die ungeschickte, äußerst lächerliche Lage durch den plötzlichen Damm, den ihm die Medicin-Pfeife, wie

ich bereits oben gesagt habe, vorsteckte, versetzt wurde. Alle Augen waren fest auf ihn gerichtet, und Alle freuten sich, dem Erfolg des Zaubermittels, das ihn in dieselbe versetzt hatte, ihren Beifall zu zollen; alle Stimmen erhoben ein Geschrei über seine Niederlage, und alle Augen, sowohl die der Häuptlinge und Krieger, als der Matronen und sogar ihrer noch im zarten Alter lebenden Töchter, deren Erziehung ihnen gelehrt hatte, die Moral dieser Scenen aufzunehmen, ohne Anstoß an den Unschicklichkeiten zu finden, welche ein übermüthiges und deßhalb folglich sinnlich denkendes Volk erschreckt haben würde, waren auf ihn gerichtet."

„Nach mehreren so gemachten Versuchen, und nachdem er in verschiedenen Theilen des Haufens eben so besiegt worden war, zog sich dies geschwärzte Ungeheuer über den Platz, auf welchem der Bull-Tanz gehalten wurde, zurück, und schwankt nun gegen einen der Leute hin, der unter einer Büffelhaut steckte und mit dem „Bull-Tanze" beschäftigt war, gleichfalls die Stellung eines Büffels annehmend. Hierauf besuchte er die drei Andern der Acht nach einander und erhielt von ihnen wie vorher betäubendes Beifallsgeschrei, das jedem Munde in der Menge entströmte, welche sämmtlich den großen Geist baten, ihnen Büffel zu senden, damit sie während der Jahreszeit Nahrung hätten und welche das Kommen der Büffel einzig und allein der genauen Beobachtung dieses lächerlichen und eckelhaften Theils der Ceremonien zuschreibt."

„Während der halben Stunde, in welcher er zur großen Belustigung und Befriedigung der Zuschauer herumgestoßen worden war, schien er äußerst erschöpft geworden zu sein und schaute sich nach einer möglichen Art zum Entkommen um."

„In dieser unangenehmen Lage wurde er den Weibern zum Gegenstande des Gelächters, welche, da sie sich nicht längır vor ihm fürchteten, sich in Gruppen um ihn versammelten, um

ihn zu plagen und zu quälen; in diesem Dilemma, welches bald ein sehr schlimmes wurde, stahl sich eine der Frauen, welche zwei Hände voll gelben Schmutz hatte, hinter ihn und warf ihm denselben ins Gesicht, in die Augen und über den ganzen Körper, welcher letztere, da er mit Fett bedeckt war, plötzlich eine andere Farbe annahm. Es schien, als ob ihm über diese ungeheure Entehrung das Herz brechen wollte, und fing an heftig zu schreien, als eine andere ihm seinen Zauberstab aus der Hand riß und ihn über ihrem Knie abbrach. Die andern rissen sich um die Stücken, und nachdem sie dieselben in noch weit kleinere Stückchen zerbrochen hatten, warfen sie dieselben nach ihm. Seine Macht war ihm nun genommen, seine körperliche Stärke war erschöpft, und er machte einen Versuch, nach der Prairie zu entkommen. Er rannte durch den Haufen, bahnte sich einen Weg bis zu den Umzäunungen am hintern Theile des Dorfes, woselbst zu diesem Zwecke hundert oder noch mehr Weiber und Mädchen aufgestellt waren, und die ihm bei seinem Laufe über die Prairie eine und eine halbe Meile eskortirten, wobei sie ihn mit Stekken schlugen, mit Steinen und Koth warfen und mit Fußtritten und Ohrfeigen bedienten, bis man ihn zuletzt ihren Klauen entfliehen und seinen Rückzug über den bergigen Theil der Prairie, von welcher er zuerst erschien, machen sah." Hiermit war der Bull-Tanz beendigt.

Sonderbare Scene in einem indianischen Rathe.

Ein Gebot unter den Indianern, welches einem, den alten Juden verordneten, ähnlich ist, macht es den nächsten Verwandten eines gemordeten Mannes zur Pflicht, den Mörder zu verfrlgen und zu strafen. Wenn derselbe Mitglied eines

andern Stammes war, so wird einer unter seiner Zahl ausgewählt, um die Forderungen der Gerechtigkeit zu befriedigen. Da ein solches Sühnopfer zum Glücke des verstorbenen Kriegers in der Geisterwelt erforderlich war, so wurde es mehr für eine religiöse Pflicht, als für eine Handlung der Rache gehalten. Die folgende Anekdote stellt diese Gewohnheit und zugleich eine Neuerung derselben, die selten unter den Indianern erlaubt wird, in's hellste Licht. Ungefähr um das Jahr 1780 war ein Indianer von einem unbekannten weißen Manne in Westmoreland County, New York, ermordet worden. Die Häuptlinge versammelten sich in einem Rathe zu Oneida, um zu bestimmen, was gethan werden solle. Einer der ersten Ansiedler im County war ein Herr Dean, welcher vielleicht aus Neugier, vielleicht aus Furcht vor dem Verfahren rings um ihn herum, sich mittels der Freundschaft eines Indianers, Kenntniß von ihren Berathungen zu verschaffen wußte. Dieselbe befriedigte ihn keineswegs, da das Amt, welches er inne hatte, (Richter der County-Gerichtshöfe) und der hohe Standpunkt, welchen er unter den Weißen einnahm, die Häuptlinge veranlaßte, darauf zu dringen, daß er die zum Sühnopfer geeignete Person sei; aber er war von ihnen als Sohn aufgenommen worden, und Viele unter den Kriegern behaupteten, daß dieser Umstand die Wirksamkeit des Sühnopfers vernichten würde. Es wurde mehrere Tage lang über diesen Gegenstand debattirt, ohne daß etwas entschieden wurde. Sein freundlicher Berichterstatter benachrichtigte ihn von Allem, was geschah, und er fuhr fort, das Beste zu hoffen. Ein Versuch zu entfliehen würde ihn, seine Frau und Kinder dem gewissen Untergange ausgesetzt haben. Er war so vorsichtig, seiner Familie jede Kenntniß seiner Lage zu verbergen, und da der Rath in Sitzung blieb, so vergrößerte sich seine Hoffnung auf ein Entkommen. Sie war vergebens. Eines

Nachts, nachdem er zur Ruhe gegangen war, hörte er das Kriegsgeschrei, und jetzt erst benachrichtigte er seine Frau, daß er glaube, eine Abtheilung nähere sich, um ihm das Leben zu nehmen. Nachdem er sie ermahnt hatte, mit ihren Kindern ruhig zu bleiben, ging er in ein anstoßendes Zimmer, ließ die Indianer herein und wies ihnen Sitze im Vorzimmer an. Sie waren achtzehn an der Zahl und bestanden aus den vornehmsten Leuten des Stammes. Nach einem kurzen Stillschweigen erhob sich der älteste Häuptling und benachrichtigte den Richter, daß sie gekommen seien, ihn für ihren todten Bruder zu opfern, und daß er sich vorbereiten müsse, zu sterben. Auf diese unangenehme Nachricht erwiederte der Richter, in einer etwas langen Rede, in welcher er darthat, daß er ein angenommener Sohn des Stammes sei, daß es unrecht wäre, sein Blut für den Frevel, den ein böser weißer Mann begangen habe zu vergießen, daß er nicht bereit sei zum Sterben, daß er seine Frau und Kinder nicht unversorgt zurücklassen könne u. s. w.

Der Rath hörte ihm mit großem Ernst und tiefer Aufmerksamkeit zu, und als er geendet hatte, entgegnete ihm einer der Häuptlinge. Die Debatte dauerte eine lange Weile, fiel jedoch augenscheinlich nicht zu Gunsten des Richters aus. Als er schon bereit war, sich in sein Schicksal zu ergeben, hörte man das Geräusch von Fußtritten, und plötzlich trat eine Squaw ein. Sie war die Frau des ältesten Häuptlings und die Pflegemutter des unglücklichen weißen Mannes. Obgleich ihr Eintritt in einen feierlichen Rath allen indianischen Schicklichkeitsbegriffen zuwider war, so wurde ihr doch stillschweigend erlaubt, ihren Platz einzunehmen. Unmittelbar nachher trat eine andere Squaw ein, und dieser folgte alsbald eine dritte. Sie standen alle drei, eng in ihre Decken gehüllt, sagten jedoch nichts. Nach einer langen Pause befahl ihnen der

vorsitzende Krieger, sich zu entfernen. Das Weib erwiederte, daß der Rath seinen Beschluß ändern und ihren angenommenen Sohn, den guten weißen Mann verschonen müsse. Der Befehl wurde wiederholt. Plötzlich warfen sämmtliche Weiber ihre Decken weg, jede schwang ein Messer und sie erklärten einstimmig, daß sie sich, im Falle das Urtheil vollstreckt würde, die Brust damit durchstoßen würden. Eine so seltsame Scene setzte selbst die Indianer in Erstaunen; sie betrachteten das unerhörte Verfahren der Weiber, sich in einen Rath der Nation zu mischen, als eine Einsprache des großen Geistes. Dem Willen ihrer Gottheit wurde unbedingt Folge geleistet, das Urtheil wurde auf der Stelle umgestoßen und der Richter mit Ehren entlassen.

Erzählung einer Flucht von den Indianern.

Folgendes ist eine Erzählung von Major Moses van Campen, eines Mitgliedes der amerikanischen Armee während der Revolution und Quartiermeister des General Sullivan während der Expedition jenes Offiziers gegen die indianischen Städte am Genesee im Jahre 1779. Er zeichnete sich in verschiedenen Treffen zu Newtown und Hog Back Hill aus und hatte mit seinem Bruder in den Grenzkriegen am Susquehanna bedeutende Berühmtheit erlangt. Der Bericht seiner Gefangenschaft wird hier mit seinen eigenen Worten gegeben:

Bei meiner Rückkehr aus der Armee ward ich vom Lagerfieber befallen und man brachte mich nach dem Fort, welches ich im Jahre 1778 erbaut hatte und wo mein Vater noch wohnte. Im Verlauf des Winters erlangte ich meine Gesundheit wieder, und da das Haus meines Vaters im Jahre 1778 durch eine Abtheilung, welche das vorerwähnte Fort angegriffen

hatte, niedergebrannt worden war, so forderte mich mein Vater auf, mit ihm und einem jüngern Bruder nach unserer ungefähr vier Meilen entlegenen Farm zu gehen, um daselbst Vorbereitungen zum Aufbau eines andern Hauses und zum Anbau von einigem Getraide zu treffen. Man hatte dieses Jahr nur wenig Besorgniß vor Belästigungen von Seiten der Indianer, da sie im vorigen Jahre so vollständig geschlagen worden waren. Wir verließen das Fort ungefähr gegen Ende März, in Begleitung meines Oheims, seinem zwölf Jahre alten Sohne und einem gewissen Peter Pence. Wir waren ungefähr vier bis fünf Tage auf unserer Farm gewesen, als wir am Morgen des 30. März durch eine Abtheilung von zehn Indianern überrascht wurden. Mein Vater wurde von einem Kriegsspeer durchbohrt, man schnitt ihm den Hals ab und scalpirte ihn, während mein Bruder mit dem Tomahawk geschlagen, scalpirt und vor meinen Augen ins Feuer geworfen wurde.

Während ich mit einem Krieger rang, zog der Indianer, welcher meinen Vater getödtet hatte, den Speer aus dem Körper desselben und führte einen heftigen Stoß gegen mich. Ich bog vor dem Speere zurück; der Wilde, welcher mich gepackt hatte, parierte denselben mit der Hand, so daß die Spitze desselben nur meine Weste und mein Hemd durchdrang. Die Indianer waren nun zufrieden, mich gefangen zu nehmen, wie sie am nämlichen Morgen den kleinen Sohn meines Oheims und Pence gefangen nahmen, obgleich sie meinen Oheim getödtet hatten. Dieselbe Abtheilung hatte, ehe sie zu uns kam, die untern Ansiedlungen von Wyoming berührt, einen Herrn Upson getödtet und einen Knaben, mit Namen Rogers gefangen genommen. Wir wurden nun genöthigt, die „Fishing-Creek" hinauf zu marschiren, und am Nachmittag desselben Tages kamen wir in Huntington an, wo die Indianer vier

weiße Männer bei einem Zuckerlager antrafen, welche dieselben jedoch glücklicher Weise entdeckten, und in ein Haus flohen. Die Indianer feuerten blos auf sie und verwundeten einen Capitain Ransom, worauf sie bis zu Einbruch der Nacht ihren Weg fortsetzten. Nachdem sie ihr Lager aufgeschlagen und Feuer gemacht hatten, wurden wir, die Gefangenen, gebunden und wohl bewacht. Fünf Indianer lagen an einer Seite von uns und fünf an der andern. Am Morgen setzten sie ihre Reise fort, verließen die Gewässer der Fishing-Creek, und berührten die Quellen von Hemlock-Creek, woselbst sie einen Abraham Pike, dessen Frau und Kind fanden. Pike wurde zum Gefangenen gemacht; seine Frau und sein Kind jedoch bemalten sie, und sagten Joggo, Squaw, geh nach Hause. Sie setzten ihre Reise den Tag über fort, und lagerten sich beinahe auf dieselbe Weise wie vorher. Ich dachte daran, daß Leute manchmal wunderbare Handlungen ausführten und die größten Gefahren überwunden hatten. Ich beschloß daher, daß die Indianer sterben müßten und dachte über einen Plan nach, der mich in den Stand setzen sollte, sie zu tödten. Am nächsten Tage hatte ich eine Gelegenheit, diesen Plan meinen Mitgefangenen mitzutheilen. Sie hielten es für ein Hirngespenst, daß drei Männer im Stande sein würden, zehn Indianer zu tödten. Ich setzte ihnen die Vortheile auseinander, welche drei Männer über zehn schlafende Indianer hätten, machte ihnen ferner bemerklich, daß wir die ersten Gefangenen seien, die in ihre Städte und Dörfer geführt würden, seitdem unsere Armee ihr Korn zerstört habe, und daß sie uns sicherlich an den Pfahl binden und einen schrecklichen Tod sterben lassen würden. Wir hatten jetzt wenigstens eine kleine Aussicht auf einen erfolgreichen Kampf; im Falle derselbe mißglückte, so war der Tod das Einzige, was uns wiederfahren konnte und es war gleichgültig, auf

welche Weise wir starben. Jener Tag verging, ohne daß irgend etwas vorfiel. Nachdem das Lager für die Nacht aufgeschlagen war, wurden wir wie früher gelagert. Am andern Morgen kamen wir an einen Fluß, auf dem die Indianer mit ihren Canoes herabgekommen waren. Sie fuhren über denselben und ließen dann ihre Canoes von den Wellen forttreiben. Ich erneuerte meinen Vorschlag gegen meine Cameraden, sie in der nächsten Nacht zu tödten, und drang in sie, zu einem Beschlusse zu kommen. Sie kamen überein, den Versuch zu machen; aber wie sollten wir es thun? war die Frage. Sie entwaffnen, sagte ich, jeder von uns soll einen Tomahawk ergreifen, und sie auf der Stelle niederhauen. Wir sind unserer drei; wenn wir unsere Hiebe mit Ueberlegung führen, so sind auf drei Hiebe eines jeden von uns neun Indianer todt, und den zehnten können wir nach Gefallen niedermachen. Sie kamen überein, die Indianer zu entwaffnen, und nachdem dies geschehen sei, solle einer Besitz von den Büchsen nehmen, und von der einen Seite Feuer auf die Indianer geben, während die beiden Andern sie auf der entgegengesetzten Seite mit Tomahawks niedermachen sollten. Ich bemerkte, daß dies eine sehr unsichere Methode sein würde. Der erste Schuß, der abgefeuert würde, müsse sie zum Wachen bringen; sie würden entdecken, daß es die Gefangenen seien, und uns vielleicht überwinden. Ich mußte ihrem Plane weichen. Peter Pence wurde dazu ausersehen, die Gewehre abzufeuern; Pike und ich sollten die Tomahawks gebrauchen. Wir hackten Holz genug, und trugen es herbei, um ihnen ein gutes Feuer zu machen. Wir wurden hierauf gebunden und an unsere Plätze beordert. Nachdem ich hingelegt worden war, brauchte einer der Indianer sein Messer; er ließ dasselbe zu meinen Füßen niederfallen; ich legte meinen Fuß auf dasselbe und verbarg es. Alle Indianer legten sich nun

nieder und schliefen ein. Ungefähr um Mitternacht stand ich auf und fand, daß sie sämmtlich in gesundem Schlafe lagen. Ich schlich mich zu Pence, welcher aufstand; ich schnitt ihn los und gab ihm das Messer, worauf er ein Gleiches für mich that. Dann ging ich zu Pike, und schnitt denselben ebenfalls los. In Zeit von einer Minute hatten wir sie entwaffnet. Pence nahm seine Stellung bei den Gewehren ein, während ich und Pike mit Tomahawks bewaffnet, uns nach den für uns bestimmten Plätzen begaben. Ich sollte drei am rechten und Pike zwei am linken Flügel niederhauen. In diesem Augenblicke erwachten die zwei, welche Pike tödten sollte, und waren im Begriff aufzustehen. Hier bewies sich Pike als Feigling, und legte sich nieder. Ich sah, daß keine Zeit zu verlieren sei; ihre Köpfe waren in die Höhe gerichtet; in einem Augenblicke hatte ich sie niedergehauen, sprang dann auf die Uebrigen zu, welche ich nach unserer Uebereinkunft zu tödten hatte, und war eben im Begriff den Letzten auf meiner Seite zusammenzuhauen, als Pence, und zwar mit gutem Erfolge feuerte. Nur einer blieb am linken Flügel lebendig, den seine Büchsen-Kugel nicht erreicht hatte. Sein Name war Mohawke, er war ein starker, kühner und waghalsiger Gesell. Im ersten Schrecken sprang er ungefähr drei Ruthen vom Feuer ab. Er sah nun, daß es die Gefangenen seien, die den Angriff gemacht hatten, und, indem er das Kriegsgeschrei ausstieß, sprang er vorwärts um Besitz von den Gewehren zu nehmen. Ich war jedoch ebenso schnell um ihn daran zu verhindern; der Kampf lag nun zwischen mir und ihm. Als ich meinen Tomahawk erhob, drehte er sich schnell um, und sprang von mir weg. Ich folgte ihm und führte einen Hieb nach ihm, verfehlte jedoch seinen Kopf und mein Tomahawk drang ihm in die Schulter, oder besser gesagt in den Nacken. Er stürzte vorwärts und fiel; zu derselben Zeit glitschte ich aus, und fiel gerade neben ihn.

Wir faßten uns; sein Arm war nackt, und er erwischte mich am Halse. Ich schlang zu gleicher Zeit meinen Arm um seinen Leib, und drückte ihn heftig, während er nach seinem Messer suchte, dasselbe jedoch nicht erreichen konnte.

Während wir mit einander rangen, entfiel mir mein Tomahawk. Mein Kopf befand sich unter seiner verwundeten Schulter, und er erstickte mich beinahe mit seinem Blute. Ich machte eine heftige Anstrengung, und riß mich von ihm los. Wir erhoben uns beide zu gleicher Zeit, und er entfloh. Ich brauchte einige Zeit, um mir das Blut aus den Augen zu wischen. Mein Tomahawk war zugedeckt worden, und ich konnte es nicht früh genug finden, um ihn einzuholen. Er war der Einzige von der Abtheilung, welcher entkam. Pike war starr vor Schrecken. Ich hatte von jeher eine große Verehrung für christliche Andacht. Pike versuchte zu beten, während Pence ihn unter Fluchen schimpfte, und der Feigheit beschuldigte. Er sagte ihm, daß es jetzt nicht Zeit sei zu beten; er solle fechten. Wir waren Herren des Wahlplatzes, sämmtlicher Gewehre, Decken, Mäntel ꝛc. ꝛc. Ich richtete jetzt meine Aufmerksamkeit darauf, die Indianer zu scalpiren, und die Kopfhäute meines Vaters und Bruders, sowie die der Andern wiederzuerlangen. Ich hing dieselben alle an meinem Gürtel auf, damit sie nicht verloren gingen. Wir blieben bis zum Morgen auf dem Platze, und bauten, da der Lagerplatz der Indianer nahe am Flusse, ungefähr fünfzehn Meilen von Tioga-Point gelegen war, ein Floß. Wir beluden dasselbe mit unserer sämmtlichen Beute, und segelten nach Wyoming, der nächsten Ansiedelung, ab. Unser Floß ging auseinander, als wir auf das Land zusteuerten, und wir verloren beträchtliches Eigenthum; nichts desto weniger retteten wir unsere Gewehre und unsern Schießbedarf, worauf wir landeten. Wir erreichten Wyalusing spät am Nachmittag. Als wir an die

Stelle kamen, wo der Fluß enge wird, sahen wir einen Rauch aufsteigen, und entdeckten ein Floß, welches am Ufer lag. Dies überzeugte uns, daß eine Abtheilung Indianer im Laufe des Tages an uns vorübergekommen sein müsse, und die Nacht hier zu bleiben gedachte.

Wir hatten keinen andern Ausweg, als dieselben niederzumachen, oder über die Berge zu gehen. Der Schnee an der Nordseite des Hügels war tief. Wir wußten, dem Ansehen des Flosses zufolge, daß die indianische Abtheilung klein sein müsse; jeder von uns hatte zwei Büchsen, und ich befürchtete blos die Feigheit Pike's. Um das Schlimmste zu erfahren, kamen wir überein, daß ich ihre Anzahl erspähen und dann das Signal zum Angriff geben solle. Ich kroch an der Seite des Hügels herab, und kam so nahe, daß ich ihre Feuer und Bündel sehen konnte, erblickte aber keine Indianer. Ich schloß, daß sie auf die Jagd gegangen, um Fleisch zu bekommen, und daß dies eine gute Gelegenheit sei, ihr Floß zu nehmen und uns damit an das gegenüberliegende Flußufer zu begeben. Ich gab das Signal. Meine Gefährten kamen und warfen ihr Bündel auf das Floß, welches aus kleinen, trockenen Fichtenstämmen verfertigt war. Mit Stangen und Rudern trieben wir nun dasselbe rasch über den Fluß, und waren beinahe außer Schußweite, als zwei der Indianer ankamen. Sie feuerten, ihre Schüsse thaten uns jedoch keinen Schaden. Wir gelangten bald unter den Schutz einer kleinen Insel und ruderten mehrere Meilen weit. Den Tag über hatten wir tiefe Bäche durchwatet; die Nacht war kalt. Wir landeten an einer Insel und fanden ein Senkloch, in welchem wir Feuer anmachten. Nachdem wir uns gewärmt hatten, wurden wir durch ein Geknister auf dem Grunde erschreckt, Pike glaubte, die Indianer seien auf die Insel gekommen und wollte um Gnade bitten. Um ihn ruhig zu halten, drohten

wir ihn zu tödten, wenn er nicht schwiege. Ich hielt Wache, und sah bald ein schönes Racoon (Waschbär) an das Licht kommen. Ich schoß dasselbe, als Pike aufsprang und ausrief: „Gnade, meine Herren! Gnade, meine Herren!“ Ich ergriff mein Wild beim Beine, warf es beim Feuer nieder, und rief Pike zu: „Hier, du feiger Schuft, ziehe es ab, und bereite uns einen Braten zum Abendessen.“ In der nächsten Nacht erreichten wir Wyoming, woselbst man große Freude empfand, uns zu sehen. Wir ruhten einen Tag aus, und da es nicht sicher war, zu Land nach Northumberland zu gehen, so verschaften wir uns ein Canoe, und ich fuhr mit Pence und meinem kleinen Vetter bei Nacht den Fluß hinab. Vor Tagesanbruch kamen wir nach Fort Jenkins, wo ich Oberst Kelley antraf, der mit ungefähr hundert Mann vor dem Fort gelagert war. Er kam über den westlichen Arm des Susquehanna, (West Branch) die Quellen des Chillisquake passirend, nach Fishing-Creek bis an das Ende des Nob-Berges, (dieser Berg wurde damals so genannt) wo mein Vater und Bruder getödtet worden waren. Er hatte meinen Vater und meinen Oheim begraben. Mein Bruder war verbrannt, und es konnte nur ein kleiner Theil von ihm gefunden werden. Oberst Kelly benachrichtigte mich, daß meine Mutter mit ihren Kindern im Fort sei, und daß sie der Meinung wäre, ich sei gleichfalls getödtet worden. Oberst Kelly ging in das Fort, um sie auf meine Ankunft vorzubereiten. Ich nahm meinen Gürtel mit Kopfhäuten ab, und gab ihn einem Offizier in Verwahrung.

Die Gefühle einer Mutter beim Wiedersehen eines verloren geglaubten Sohnes können nicht durch Worte ausgedrückt werden; zumal da sie schon den Verlust ihres Gatten und eines andern Sohnes zu beweinen hatte.

Die ersten Ansiedler von Bedford County.

Viele Geschichten von indianischen Gräuelthaten und waghalsigen persönlichen Abenteuern mit den Wilden, werden noch jetzt von den Abkömmlingen der ersten Ansiedler von Bedford aufbewahrt. Im Jahr 1777 wurde ein Angriff auf das Haus eines Herrn Tull gemacht, das von dem alten Herrn, seiner Frau und neun Töchtern bewohnt wurde; ihr einziger Sohn war abwesend. Ein Nachbar, Names Williams, und sein Sohn kehrten von einer Arbeit am Wege zurück. Da sie einen Rauch in der Richtung von Tull's Hause erblickten, so traten sie in dessen Garten. Daselbst fanden sie den alten Mann in den letzten Zügen liegend; neben ihm lag ein indianischer Farbensack. Sie flohen voll Schrecken nach dem Fort; am nächsten Tage jedoch begab sich eine Abtheilung nach dem Hause Tull's, um das Schicksal der Ueberlebenden zu erfahren. Sie fanden die Mutter mit ihrem Kinde im Arme, beide scalpirt, und auf verschiedenen andern Stellen lagen die übrigen Kinder alle todt und scalpirt, bis auf Eines, welches, wie man glaubte, verbrannt war.

Zur selben Zeit trug sich ein sonderbarer Umstand in der Nachbarschaft der Alleghanies zu. Ein Mann, Namens Wells, welcher bedeutende Anlagen gemacht hatte, war, in Folge von Drohungen von Seiten der Indianer, genöthigt worden, sich mit seiner Familie in ein benachbartes Fort zurückzuziehen. Im Herbste kehrte er zurück, um seine Kartoffeln auszugraben, und nahm sechs oder sieben Männer, ein Mädchen zum Kochen, und ein Pferd mit sich. Nachdem sie ihre Arbeit beendet hatten, bereiteten sie sich vor, am nächsten Tage nach dem Fort zurückzukehren. Wells träumte in der Nacht, er sei von einem Zuchtochsen angegriffen und durchstoßen worden, und dieser Umstand machte einen so starken Eindruck auf ihn,

daß er ihn gegen seine Begleiter erwähnte, zugleich seine Besorgniß ausdrückend, daß etwas Ernsthaftes sich zutragen dürfte. Er schlief wieder ein und träumte, daß, eben als er im Begriff gewesen sei, einen Hirsch zu schießen, die Hauptfeder seines Flintenschlosses abgesprungen wäre, und er hörte genau das Krachen, welches durch das Abspringen verursacht wurde. Solchen, die das Wunderbare lieben, wird es angenehm sein zu hören, daß die Hauptfeder seines Gewehrschlosses, als er aufstand und dasselbe untersuchte, wirklich sprang. Die ganze Gesellschaft gerieth nun in Bestürzung, und nachdem sie eilig ihr Frühstück eingenommen hatten, begaben sie sich auf den Weg nach dem Fort. Das Mädchen war bereits zu Pferde vorausgeschickt worden. Unterwegs standen plötzlich fünf Indianer vor Wells auf und gingen mit ausgestreckten Händen auf ihn zu. Seine Begleiter flohen unmittelbar. Da ihm das Aussehen des vordersten Indianers nicht gefiel, so warf er demselben seine unbrauchbare Büchse zu und fing an zu laufen. Die Indianer verfolgten ihn; da sie aber fanden, daß er schneller lief als sie, so hielten sie plötzlich an und feuerten auf ihn. Sämmtliche Kugeln streiften ihn, ohne jedoch vielen Schaden anzurichten. Bald darauf entdeckte er seine versteckten Gefährten und bat sie zu feuern; aber sie fürchteten sich. Er holte zunächst das Mädchen ein, welches, seine Gefahr begreifend, abstieg und ihn ermahnte, sich zu retten, während sie selbst sich im Gebüsche verbarg. Da er keine Peitsche hatte, so konnte er sein Pferd bloß zum Traben bringen, und die Indianer kamen abermals nahe genug, um zu feuern. Eine der Kugeln traf ihn in die Hüfte, und blieb in der Seite stecken. Der Knall erschreckte sein Pferd so sehr, daß es in vollem Galopp davonsprang und seinen Reiter in den Stand setzte, zu entkommen. Die Indianer wurden nachher verfolgt und vier derselben getödtet.

Angriff der Indianer auf Dover in New Hampshire.

Im Jahre 1689 enthielt jener Theil der Stadt Dover, welcher an den ersten Fällen des Flusses Cocheco liegt, fünf besetzte Häuser. Diese waren mit Wällen von Baumstämmen umgeben, deren Thore durch Riegel und Querbalken versichert waren. Die Besatzungen, oder vielmehr Familien, welche diese Plätze inne hatten, schienen in eine Art eingebildeter Sicherheit verfallen zu sein und vernachlässigten die Vorsichtsmaßregeln, welche in jenen frühen Tagen nicht ohne Gefahr überrumpelt und niedergemetzelt zu werden, vernachlässigt werden durften. Die Indianer, von welchen einige beständig in der Nachbarschaft umherschweiften, entdeckten alsbald diese ungewöhnliche Gleichgültigkeit, und entwarfen sofort einen Plan, um Nutzen aus derselben zu ziehen. Zwei von ihren Weibern sollten am Abend in jedes der besetzten Häuser gehen und um Erlaubniß bitten, am Feuer übernachten zu dürfen. In der Nacht, wenn Alles schliefe, sollten sie die Thore öffnen und durch Pfeifen das Signal zum Angriff geben; hierauf sollten die Stürmenden hineinstürzen und die Besatzungen entweder niedermetzeln, oder gefangen nehmen.

Am Donnerstag Abend, dem 27. Juni 1789, baten zwei Squaws in jeder der Garnisonen um ein Nachtlager, wie sie dies bei Friedenszeiten häufig thaten. Sie wurden in alle Häuser, mit Ausnahme dessen des jungen Coffin's, zugelassen, und die Leute zeigten ihnen, wie die Thore geöffnet wurden, im Falle sie während der Nacht hinauszugehen genöthigt wären. Mesandowit, einer ihrer Häuptlinge, ging nach Waldron's Garnison, woselbst er freundlich behandelt wurde, wie dies oft vorher geschehen war. Die Squaws sagten dem Major, daß am nächsten Tage eine Anzahl Indianer kommen würde, um mit ihm zu handeln, und Mesandowit sagte beim

Abendessen mit seiner gewöhnlichen Vertraulichkeit: „Bruder Waldron, was würdest Du thun, wenn die fremden Indianer kommen würden?" Der Major antwortete sorglos, daß er durch das bloße Aufheben seines Fingers hundert Leute versammeln könne. Ohne den geringsten Verdacht zu hegen, ging die Familie zu Bette.

Als alles ruhig war, wurden die Thore geöffnet und das Signal gegeben. Die Indianer drangen ein, stellten eine Wache an das Thor und gingen in das Gemach des Majors, welches ein inneres Zimmer war. Aufgeweckt durch das Geräusch, sprang er aus dem Bette, und obgleich er bereits das Alter von 80 Jahren erreicht hatte, so besaß er doch noch so viel Kraft, daß er sie mit seinem Schwerte durch zwei oder drei Thüren trieb; als er jedoch zurückkehrte, um seine andern Waffen zu holen, kamen sie hinter ihm her, betäubten ihn mit einem Beilschlage, zogen ihn in die Halle, und indem sie ihn in einen Armstuhl auf einen langen Tisch setzten, fragten sie ihn spöttisch: „Wer wird jetzt Indianer richten?" Hierauf nöthigten sie die Leute im Hause, ihnen Nahrungsmittel zu holen, und als sie gegessen hatten, brachten sie dem Major lange Schnitte über Brust und Bauch mit scharfen Messern bei, indem jeder, nachdem er einen Schnitt gemacht hatte, ausrief: „Ich streiche meine Rechnung durch." Sie schnitten ihm dann Nase und Ohren ab, zwangen ihm dieselben in den Mund, und als er, von Blutverlust erschöpft vom Tische herunterfiel, hielt einer der Indianer sein eigenes Schwert unter ihn, was seinem Elende ein Ende machte. Sie tödteten gleichfalls seinen Schwiegersohn, Abraham Lee; seine Tochter Lee nahmen sie jedoch mit verschiedenen Andern gefangen, und nachdem sie das Haus geplündert hatten, steckten sie es in Brand. Otis's Garnison, die der des Majors am nächsten gelegen war, erfuhr dasselbe Schicksal. Er wurde

mit verschiedenen Andern getödtet, und sein Weib und Kind wurden gefangen genommen. Die Garnison Heard's wurde dadurch, daß ein Hund bellte, als die Indianer eindringen wollten, gerettet. Der ältere Wentworth, welcher durch den Lärm erwachte, stieß die Indianer hinaus, und, auf den Rükken fallend, stemmte er seine Füße gegen die Thüre und hielt dieselbe zu, bis seine Leute wach wurden; zwei Kugeln wurden durch die Thüre abgefeuert, verfehlten ihn jedoch beide. Coffins Haus wurde überrumpelt; aber da ihm die Indianer nicht besonders feind waren, so schonten sie sein und seiner Familie Leben, und begnügten sich mit Plünderung des Hauses. Als sie einen Sack voll Geld fanden, zwangen sie ihn, dasselbe handvollweise auf den Fußboden zu werfen, und belustigten sich damit, nach demselben zu haschen. Hierauf gingen sie nach dem Hause seines Sohnes, welcher den Abend vorher die Squaws nicht einlassen wollte, und forderten ihn auf, sich zu ergeben, indem sie ihm Gnade versprachen. Er weigerte sich, ihr Anerbieten anzunehmen und beschloß, sein Haus zu vertheidigen, bis sie zuletzt seinen Vater herausbrachten und drohten, denselben vor seinen Augen zu tödten. Kindliche Liebe siegte über seinen Entschluß, und er ergab sich. Die Indianer brachten beide Familien in ein verlassenes Haus, in der Absicht, sie als Gefangene zu behalten; aber während sich dieselben mit Plündern beschäftigten, entkamen sie alle.

Dreiundzwanzig Leute wurden bei diesem Ueberfall getödtet, und neunundzwanzig gefangen genommen, fünf bis sechs Häuser, nebst der Mühle wurden verbrannt; und so schnell waren die Indianer bei Ausführung ihres Anschlages, daß sie mit ihren Gefangenen und ihrer Beute geflohen waren, ehe die Bewohner des andern Theils der Stadt gesammelt werden konnten, um sich ihnen zu widersetzen. Als sie bei ihrem Rückzuge an Heard's Garnison vorüberkamen, feuerten sie

auf dieselbe; da jedoch die Leute vorbereitet und entschlossen waren, sie zu vertheidigen, und da der Feind in Eile war, so wurde sie gerettet. Die Rettung ihres Eigenthums war merkwürdiger.

Elisabeth Heard, mit drei von ihren Söhnen, einer Tochter und einigen Andern, kehrte in der Nacht von Portsmouth zurück. Sie kamen in ihrem Boote den Fluß herauf, unbemerkt von den Indianern, welche im Besitze des Hauses waren; aber da sie Lärm hörten und Gefahr ahnten, so begaben sie sich, nachdem sie gelandet hatten, nach Waldron's Garnison, wo sie Licht sahen, welches, wie sie glaubten, für solche, die einen Zufluchtsort suchen wollten, angesteckt war. Sie klopften an und baten dringend um Einlaß; da sie jedoch keine Antwort empfingen, so erklomm ein junger Mann von der Gesellschaft den Wall, und sah zu seinem unaussprechlichen Erstaunen einen Indianer mit seiner Büchse an der Thüre stehen. Die Frau wurde so sehr von Furcht gelähmt, daß sie nicht im Stande war zu fliehen; sie bat jedoch ihre Kinder, sich selbst zu retten, und diese verließen sie mit schwerem Herzen. Als sie sich etwas erholt hatte, kroch sie in ein nahegelegenes Gebüsch, und lag daselbst bis zum Anbruch des Tages. Plötzlich bemerkte sie einen Indianer, welcher, mit einer Pistole in der Hand, auf sie zukam; er blickte sie an und ging weg. Als er zurückkehrte, blickte er sie abermals an, und sie fragte ihn, was er wolle. Er antwortete nicht, sondern lief schreiend nach dem Hause, und sie sah ihn nicht mehr. Sie blieb auf ihrem Platze, bis das Haus verbrannt und die Indianer weggegangen waren, worauf sie nach ihrem eigenen Hause zurückkehrte, und dasselbe in Sicherheit fand. Ihre Erhaltung unter diesen gefahrvollen Umständen war um so merkwürdiger, da dieselbe, wie man annimmt, ein Beweis der Gerechtigkeit und Dankbarkeit der Indianer war. Zur Zeit

nämlich, wo im Jahre 1676 die vierhundert Indianer ergriffen wurden, flüchtete sich ein junger Indianer in ihr Haus, und sie verbarg ihn. Für diese Güte leistete er ihr das Versprechen, daß er in allen künftigen Kriegen weder sie, noch irgend ein Mitglied ihrer Familie tödten wolle, und daß er seinen Einfluß bei den andern Indianern zu demselben Zwecke verwenden würde. Dieser Indianer gehörte zu der Abtheilung, welche den Platz überrumpelte, und sie war den meisten davon wohlbekannt.

Am nämlichen Tage, nachdem das Unglück geschehen war, kam ein Brief vom Secretair Addington auf Befehl der Regierung geschrieben, und an Major Waldron gerichtet, an, in welchem derselbe benachrichtigt wurde, daß die Indianer ihn zu überrumpeln gedächten, unter dem Vorwande mit ihm zu handeln, welcher in die Hände seines Sohnes fiel. Diese Absicht war dem Gouverneur Bradstreet durch Major Henchman von Chelmsford mitgetheilt worden, der sie von den Indianern erfahren hatte. Der Brief wurde am Tage vorher durch einen Herrn Weare von Boston abgesandt, jedoch eine Verzögerung, welcher derselbe bei der Newbury-Fähre ausgesetzt war, verhinderte seine Ankunft zur rechten Zeit.

Die Gefangenen, welche die Indianer damals machten, wurden meistentheils nach Canada geführt, und an die Franzosen verkauft, und es scheint, daß dieselben die Ersten waren, welche je dahin gebracht wurden.

Eine der Gefangenen war Sarah Gerrish, ein merkwürdig schönes Kind von sieben Jahren, und Enkelin von Major Waldron, in dessen Hause sie sich in jener verhängnißvollen Nacht befand. Einige Umstände, die ihre Gefangenschaft begleiteten, sind wahrhaft rührend. Als sie durch den Lärm, welchen die Indianer im Hause machten, aufgeweckt wurde, kroch sie in ein anderes Bett, und verbarg sich unter den

Decken, um ihren Nachforschungen zu entgehen. Sie wurde jedoch gefangen und blieb bis zum nächsten Winter in ihren Händen, wurde aber später verschiedene Male verkauft. Einst wurde sie von einem indianischen Mädchen in einen Fluß gestoßen; dadurch, daß sie sich an einigen Sträuchen hielt, entging sie dem Ertrinken, durfte jedoch nicht sagen, wie sie naß geworden war. Einst war sie von der Reise so ermüdet, daß sie am Morgen nicht eher erwachte, bis die Indianer fort waren. Sie befand sich nun allein im Walde, mit Schnee bedeckt und ohne Nahrung. Nachdem sie ihre Spur gefunden hatte, lief sie ihnen weinend nach, bis die Indianer sie hörten und mit sich nahmen. Ein anderes Mal zündeten sie ein großes Feuer an, und die jungen Indianer sagten ihr, daß sie gebraten werden solle. Sie brach in Thränen aus, warf ihre Arme um den Hals ihres Herrn, und bat ihn, sie zu retten, was ihr derselbe auch versprach, unter der Bedingung, daß sie sich gut betragen müsse. In Canada angekommen, wurde sie von der Gemahlin des Oberbeamten gekauft, die sie sehr höflich behandelte, und in ein Nonnenkloster sandte, um erzogen zu werden. Als Sir William Phips nach Quebec kam, wurde sie ausgewechselt und kehrte zu ihren Freunden zurück, bei denen sie bis zu ihrem achtzehnten Jahre lebte.

Die Frau von Richard Otis wurde zu derselben Zeit, mit einer drei Monate alten Tochter gefangen genommen. Die französischen Priester nahmen dieses Kind unter ihre Obhut, tauften es, gaben ihm den Namen Christiana, und erzogen es in der römischen Religion. Christiana brachte einige Zeit in einem Nonnenkloster zu, weigerte sich jedoch, den Schleier zu nehmen und wurde an einen Franzosen verheirathet, mit welchem sie zwei Kinder zeugte. Aber ihre Sehnsucht, Neu-England wieder zu sehen, war so groß, daß sie, als im Jahre 1714 die Gefangenen ausgewechselt wurden, (sie war damals Wittwe),

ihre beiden Kinder verließ, welchen man nicht erlaubte, mit ihr zu gehen, und nach Hause zurückkehrte, woselbst sie den römischen Glauben abschwor.

Indianische Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten.

Die folgende Anekdote stellt ein seltsames Gemisch von Grausamkeit und Dankbarkeit dar. Es ist erfreulich, selbst mitten im Gemetzel Beispiele von Nachsicht und Erbarmen wahrzunehmen, denn das Licht erscheint nie so hellglänzend, als wenn es im Contraste mit einem finstern Hintergrunde ist.

Während des alten französischen Krieges wurde ein Herr Schoonhover mit sechs oder sieben andern Amerikanern auf einer Reise von Fort William Henry nach Sandy-Hill von Indianern gefangen genommen. Sie wurden nach einem Orte, welcher jetzt die Mitte von Sandy-Hill genannt wird, geführt, und Einer nach dem Andern auf einen Baumstamm gesetzt. Die Indianer fingen nun an einem Ende an, die Köpfe der Gefangenen mit ihren Tomahawks zu spalten. Jeder der Gefangenen fühlte den Streich seines Nachbars, ehe er seinen eigenen erhielt. Schoonhover war der Vorletzte. Das Werk des Todes hatte ihn erreicht, und das Beil war bereits über seinem Haupte erhoben, als dem Schlachten plötzlich Einhalt gethan wurde. Ein Häuptling näherte sich ihm und sagte milde: „Erinnerst Du Dich, daß zu einer Zeit, wo Deine jungen Leute tanzten, arme Indianer kamen und ebenfalls tanzen wollten? Deine jungen Leute sagten: Nein, Indianer sollen nicht mit uns tanzen; Du aber sagtest: Indianer sollen tanzen. Nun, ich will Dir zeigen, daß Indianer der Freundschaft eingedenk sein können.“ Es ist unnöthig hinzuzufügen, daß Schoonhover und sein zitternder Gefährte verschont wurden.

Entkommen von den Indianern.

Im Jahre 1703 wurde die Stadt Wells in Maine von Indianern angegriffen. Stephan Harding, welcher am andern Ufer des Flusses wohnte, hörte das Feuern, glaubte jedoch, daß eine im Exerciren begriffene Compagnie Soldaten dasselbe verursachte. Am folgenden Morgen bereitete er sich vor, auf die Jagd zu gehen; seine Frau bat ihn jedoch, zu bleiben, da, wie sie glaubte, zwei Männer während der Nacht durch das Fenster geblickt hätten. Ueberzeugt, daß dies blos Wirkungen der Einbildungskraft seien, ging er nach seiner Werkstatt, um das Frühstück abzuwarten. Unterwegs begegnete er auf einer benachbarten Anhöhe einem Haufen von Leuten, und da er jetzt wirklich Besorgnisse zu hegen begann, so kehrte er nach seinem Hause zurück und sagte seiner Frau, sie solle ihr ungefähr ein Jahr altes Kind über Gooch's-Creek tragen, und sich mit demselben unter einer bestimmten Eiche aufhalten, bis er sich überzeugen könne, wie die Sachen ständen. Er ging dann nach seiner Werkstätte, führte gegen eine Wand derselben Streiche mit einer Axt und erhob das Kriegsgeschrei. Plötzlich erhoben sich vier Indianer aus ihrem Versteck und rannten gegen die Thüre. Harding entschlüpfte auf der andern Seite. Als er durch ein benachbartes, nicht weit vom Hause entferntes Kornfeld lief, fand er seine Frau, die zu sehr erschreckt war, um zu fliehen. Er nahm sie unter einen Arm, das Kind unter den andern und richtete seinen Weg nach der Creek. Obgleich die Fluth eingetreten war, durchwatete er dieselbe dennoch in Sicherheit, und nachdem er seine Frau nebst dem Kinde unter eine Eiche niedergesetzt hatte, kehrte er zurück, immer noch in der Hoffnung, daß die Indianer freundlich gesinnt sein möchten. Un-

terwegs begegnete er einem ungeheuren Bären, welcher Umstand ihn nöthigte, seine Familie aufzusuchen, und er begab sich hierauf mit derselben nach Well's Fort. Ein kleiner Hund wurde getödtet, damit sie derselbe durch sein Gebell nicht verrathen konnte. Bei Einbruch der Nacht kamen sie auf den Gipfel eines Hügels, woselbst sie bis zum Morgen blieben, sich von Beeren nährend. Am nächsten Abend erreichten sie Storer's Garnison, deren Bewohner schliefen. Aus diesem Grunde glaubte Harding, daß er sein Haus ohne hinreichende Ursache verlassen habe, und war eben im Begriff zurückzukehren, als das Geschrei von Weibern und Kindern um den Verlust ihrer Verwandten ihn überzeugte, daß er keinem blinden Lärmen gewichen sei.

Unterdessen hatten die Indianer im Suchen nach dem Flüchtling alles Korn ausgerissen; sie gaben jedoch nachher die Verfolgung auf, indem sie behaupteten, daß er ein eben so guter Indianer sei, als sie selbst. Sie beschädigten Harding's Haus nicht, tödteten jedoch alle seine Schweine und nahmen sämmtliche Kleider so wie das Bettzeug mit, die Federn des Letztern wegwerfend. Ihr Zweck war ihn lebendig zu fangen und nach den Niederlassungen in Canada zu bringen, wo er ihnen, vermöge seines Handwerks als Schmied, große Dienste zu leisten im Stande gewesen sein würde. Nachher gingen die Indianer über den Fluß und tödteten die Frau und drei Kinder von William Larrabee, welcher in einem Felde nahe bei dem sogenannten Butlers-Felsen wohnte. Larrabee war im Marschlande an der Arbeit. Als er zwei Indianer auf sich zulaufen sah, versteckte er sich in den Gebüschen. Nachdem die Indianer ihr Suchen nach ihm aufgegeben hatten, kroch er nach seinem Hause und sah wie die Abtheilung sich an den Lebensmitteln, die sie aus seinem Hause genommen hatten, labten. Nicht weit von ihm lagen seine Frau und zwei

Kinder todt. Das dritte Kind war noch nicht völlig todt, es hob seinen Kopf mehrere Male in die Höhe.

Die Indianer begaben sich hierauf nach dem Hause von Philipp Durrill. Sie nahmen aus demselben Frau Durrill, ihre zwei Töchter, Susanna und Rachel, zwei Söhne und ein kleines Kind mit sich. Die Indianer führten ihre Gefangenen bis nach Peywacket oder Fryeburg, wo Frau Durrill sie überredete, sie mit ihren Kindern zurückkehren zu lassen. Einer der Indianer trug ihr Kind bis nach dem steinernen Fort zu Saco, von wo aus sie nach Hause zurückkehrte. Der andere Sohn ertrank zufällig in Saco; die Töchter heiratheten Franzosen, und weigerten sich zurückzukehren, als der Krieg vorüber war.

Ermordung einer Familie in New Hampshire.

Im Jahre 1723 wurde die Familie von Aaron Rawlins, am Samprey-Flusse in New Hampshire, von Indianern angegriffen, und er selbst und seine älteste Tochter wurden auf die allergrausamste Weise ermordet. Zu jener Zeit zogen sich die Leute bei Nacht in die besetzten Häuser zurück, und gingen bei Tage wieder in ihre Heimath. Am Abend des 29. August vernachlässigten sie diese Vorsichtsmaßregel. Es befanden sich damals achtzehn Indianer in der Nachbarschaft, und als sie die vertheidigungslose Lage der Familie bemerkten, beschlossen sie unmittelbar einen Angriff. Frau Rawlins wurde, als sie an die Thüre ging, mit zwei von ihren Kindern ergriffen. Ihr Mann schloß die Thüre und fing an, mit seiner ältesten, ungefähr zwölf Jahre alten Tochter auf die Angreifenden zu feuern, indem er zu gleicher Zeit seine Nachbarn um Hülfe anrief. Dieselben fürchteten sich jedoch herauszukommen, und der unglückliche Mann wurde zuletzt durch eine

auf's Gerathewohl durch die Thüre abgefeuerte Kugel getödtet. Hierauf brachen die Indianer in das Haus, tödteten die Tochter, schnitten ihr den Kopf ab und scalpirten den Vater. Seine Frau und zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, wurden nach Canada geschleppt. Nach einigen Jahren wurde Frau Rawlins ausgelöst. Der Sohn wurde von Indianern angenommen und erzogen. Nachdem der Friede erklärt worden war, kam er mit einigen seiner rothen Gefährten nach Pennycook, und äußerte gegen einige Leute, mit denen er sich unterhielt, viel feindliches Gefühl gegen seinen Oheim Samuel Rawlins, wegen verschiedenem Besitzthum, welches, wie er glaubte, seiner Mutter vorenthalten worden war. Die Tochter heirathete einen 60 Jahre alten Franzosen und kehrte mit demselben nach ihrem Geburtsorte zurück, in der Erwartung, das Erbe zu erhalten, welches ihr, wie sie glaubte, von ihrem Vater hinterlassen worden war. Das Besitzthum war jedoch durch die Testamentsvollstrecker ihres Großvaters verkauft worden, und sie kehrte deßhalb nach einem oder zwei Jahren nach Canada zurück.

Tanz der Ojibbeway-Indianer (in London.)

Die Unmöglichkeit, den Charakter und die Gebräuche der Indianer zu studiren, wo sie eigentlich studirt werden sollten, nämlich in den Wildnissen ihres Geburtslandes, müssen der richtigen Darstellung derselben stets hindernd in den Weg treten. Es war ein edler Gedanke unseres Landmannes, des Herrn Catlin, jene theilweisen und magern Berichte zu verwerfen, welche während seiner Jugend in Bezug auf unsere Ureinwohner im Umlauf waren, und sich zu entschließen, den Indianer in seinem eigenen Elemente, umgeben von den mächtigen Werken der Natur, denen er besonders angehört, zu er-

blicken. Er hatte den Indianer im civilisirten Leben als einen einzeln stehenden, entarteten Wanderer kennen lernen, ohne Vaterland, ohne Heimath und ohne Freund; seine Hand war gegen Jedermann erhoben, und Jedermanns Hand richtete sich gegen ihn. Er reiste nach den Steppen des Westens. Dort war der Indianer ein anderes Wesen—der Herr der Schöpfung, der Abkömmling eines Geschlechtes von Helden, mit welchen die Helden Homer's und Tasso's nicht zu vergleichen waren; der Kämpfer, welcher Thaten ausführte, vor welchen der Weiße schaudern würde. Dort, unter neuen Gesetzen und erhabenen Naturscenen ist der Indianer der civilisirte Mann, und der Europäer der wandernde und trostlose Verstoßene. Aus diesem Grunde ist Herrn Catlin's Buch unter allen Büchern über die Indianer das unterhaltendste und belehrendste. Er führt darin auf das Bestimmteste an, daß der Indianer ein Mensch ist wie alle andern, daß ihn Neigungen und Gefühle gleich uns beseelen, daß er Liebe für seine Freunde, Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten und Sympathie für Güte, geradeso wie andere Menschen, entfaltet. Der Herausgeber ging unter viele zahlreiche Stämme, von welchen einige noch an den Beleidigungen litten, die ihnen vor Kurzem zugefügt worden waren — er war nicht mit Büchse und Scalpiermesser, sondern mit einer Palette bewaffnet. Er liebte den indianischen Charakter, er betrauerte ihr kommendes Geschick und erschien unter ihren Stämmen als ein Freund. Als ein Freund wurde er von ihnen bewillkommnet. Der Unterschied der Farbe und das Andenken erlittener Beleidigungen war vergessen. Der weiße Mann wurde in jeden Wigwam zugelassen, nahm Theil an jeder Jagd und an jeder Ceremonie. Er wurde sogar zum Medicin-Manne erhoben, und zu den größten ceremoniellen Feierlichkeiten zugelassen. Können wir uns wundern, daß er die armen India-

ner lieben lernte und daß seine Erzählung uns zwingt, sie ebenfalls zu lieben?

Bei seiner Rückkehr nach den östlichen Staaten, zeigte Herr Catlin seine Gallerie von indianischen Gemälden in New York. Nachher ging er damit nach London; während er sich dort aufhielt, wurde er von einer Gesellschaft von Djibbeway-Indianern überrascht, welcher kurz darauf eine Gesellschaft von Joway's folgten. Sie wurden sämmtlich in dem nämlichen Gebäude, zusammen mit seiner indianischen Gemälde-Gallerie zur Schau gestellt, und es wurden ihnen von allen Classen des englischen Volkes die größten Gunstbezeugungen bewiesen. Während der Vorstellungen gaben sie den Weißen Gelegenheit, Dinge zu sehen, und wir können hinzufügen, verschiedenerlei Geräusch zu hören, welches ihre Varväter weder gesehen noch gehört hatten. Ihre Darstellungen waren wahrhaft indianisch und belehrten die Zuschauer mehr über den eigentlichen Charakter der Indianer in einem Abend, als dies sämmtliche Bücher im Königreiche im Stande gewesen wären, Herrn Catlin's Buch jedoch ausgenommen.

Einige von ihren Vorstellungen, zusammen mit den sie begleitenden Vorfällen, waren eben so belustigend als belehrend.

Das Folgende ist Catlin's Bericht von ihrem ersten Auftreten in dem Exchange-Gebäude zu Manchester:

„Am Abende, an welchem sie unsern Anzeigen zufolge in meinem Vorstellungslokale zuerst auftreten sollten, waren die Säle schon früh angefüllt, und wir waren genöthigt, die Thüren zu schließen. Ich hatte in der Mitte meines Saales eine starke Plattform errichtet, auf welcher die Indianer ihre Tänze ausführen sollten. Obgleich ich alle Sitze aus dem Saale hatte bringen lassen, so war doch jeder Platz so dicht voll Menschen gedrängt, als Männer, Weiber und Kinder sich möglicher Weise gruppiren konnten. Mitten durch diese ge-

drängte Masse stürzten die Indianer, in indianischen Gliedern, Schild, Bogen und Köcher um sich geschlungen—mit Kriegskeulen und Tomahawks in den Händen, indem sie das schreckliche Kriegsgeschrei anstimmten und sich bestrebten, die Plattform zu erreichen. Dies erschreckte die Masse, welche unter Gekreische und Geschrei, das beinahe so schrecklich war, als das der Indianer, Platz machte. Die Indianer gewannen auf diese Weise bald einen Zugang zur Plattform, auf welche sie sprangen, ohne nach den Treppen zu blicken, welche für sie hingestellt waren und standen in Lebensgröße vor der staunenden, gaffenden Menge. In einem Augenblicke hatten sie sich gesetzt und ließen die Pfeife herumgehen, während ich sie vorstellte, und die verschiedenen Gebräuche, welche sie der Versammlung anschaulich machen sollten, durch eine kurze Vorlesung erläuterte.

Ich beschrieb das Land und den Stamm, zu welchem sie gehörten, so wie den Grund, aus welchem sie über das atlantische Meer gekommen waren; ich drückte der Versammlung gleichfalls das Vergnügen aus, welches ich empfand, darüber, daß die Gelegenheit sich mir jetzt böte, viele meiner Angaben, welche ich früher über das Aussehen und die Gebräuche dieses Volkes gemacht hatte, bestätigt zu sehen, von welchen ich vollständig überzeugt war, daß sie schwer zu verstehen seien. Nachdem ich dies gethan hatte, sagte ich der Versammlung, daß ich es den Indianern nun überlassen würde, sie mit solchen Tänzen und Belustigungen zu unterhalten, auf welche dieselben verfallen würden, und daß ich mich bestreben würde, jede Belustigung, wie sie sie gaben, zu erklären, wozu ich mich hinreichend befähigt fühlte, da ich mich acht Jahre lang unter den verschiedenen Stämmen in Amerika aufgehalten hatte.

Ein Sturm von Beifall erhob sich beim Schluß meiner Bemerkungen, und die große Ungeduld wurde von allen Sei-



Ojibbeway-Tanz.

ten an den Tag gelegt, den Anfang der seltsamen Gaukeleien zu sehen, welche eben dargestellt werden sollten. In diesem Augenblick sprangen die Männer unter plötzlichem Geschrei alle auf ihre Füße; sie schwangen ihre Waffen und warfen ihre Büffelhäute ab, während die Weiber und Kinder sich an's Ende der Plattform setzten. Ein anderer gellender Schrei des Kriegsrufs erfolgte, der Mediciner oder Doctor schlug die Trommel und begann den Kriegsgesang zu singen, und im Nu begannen sämmtliche Indianer zu tanzen. Als sie plötzlich inne hielten, um etwas auszuruhen, erhob sich ein ungeheures Beifallsgebrüll, was den armen Menschen bewies, daß sie es gut getroffen hatten und mit großer Güte und mit vielem Interesse vom Publikum gesehen wurden. Dies feuerte sie an, den Tanz mit Lebhaftigkeit zu endigen; als dies geschehen war, setzten sie sich einige Augenblicke nieder, um auszuruhen, und Hunderte thaten sich etwas darauf zu gute, sich um die Indianer zu drängen und ihnen die Hände zu reichen. Nur mit großer Schwierigkeit konnte ich die Versammlung dazu bringen, meine Erläuterungen des Kriegstanzes, dessen Bedeutung, so wie den Zweck und den Charakter des Kriegsgeschreies, welchen sie eben gehört hatten, anzuhören. Endlich brachte ich sie damit zur Ruhe, daß ich eine weitere Anzahl von Tänzen und andere Belustigungen versprach, die ich sämmtlich durch meine Erläuterungen belehrend machen würde und daß ich Allen, selbst Denen im hintersten Theile des Saals Gelegenheit geben würde, den Indianern die Hände zu reichen, sobald die Belustigungen zu Ende sein würden.

Nachdem meine Erklärungen vorüber waren und sie ihre Pfeife ausgeraucht hatten, erhoben sie sich und gaben den sogenannten Wa-be-no-Tanz zum Besten. Wa-be-no heißt in der Ojibbeway-Sprache Geheimniß, und ihr Geheimnißtanz ist einer ihrer gewähltesten Tänze, der blos bei geheimniß-

vollen Festen, oder zur Erreichung einer geheimnißvollen Absicht ausgeführt wird. Dieser Tanz ist belustigend und grotesk und veranlaßte viel Fröhlichkeit bei der Versammlung. Ich erklärte die Bedeutung desselben gleichfalls; hierauf gaben die Indianer einige überraschende Darstellungen ihrer Art und Weise, den Ball, mit ihren Ball-Stöcken in der Hand zu werfen und zu fangen, wie sie dies in ihrer Lieblingsunterhaltung, dem Ballspiele, zu thun gewohnt sind. Die erstaunliche Geschwindigkeit, mit welcher sie den Ball werfen und in ihre Köcher auffangen, erregte ungeheuren Beifall; hierauf stellten sie den Scalpier-Tanz dar, welcher aufgeführt wird, nachdem eine Abtheilung von Kriegern heimkehrt und die Kopfhäute ihrer Feinde, welche als Siegestrophäen aufbewahrt werden, mitbringt. In diesem Tanze halten die Weiber, welche die Mitte einnehmen, die Kopfhäute, die an den Spitzen von kleinen Stangen befestigt sind, in die Höhe, während die Männer, die aus dem Kriege heimgekehrt, ihre Waffen schwingen, mit den Zähnen knirschen und den Kriegsruf in den höchsten Tönen, die sie hervorzubringen im Stande sind, ausstoßen. Am Schlusse dieses erschrecklichen Tanzes, welcher gerade die Spannung der aufgeregten Menge zu befriedigen schien, erhob sich ein ungeheurer Beifallssturm, und mitten im Getöse nahm ein alter Herr eine wunderschöne silberne Tabacksdose von getriebener Arbeit aus der Tasche, überreichte sie mir, bat mich, sie dem alten Häuptling zu geben und ihm zu sagen, er möge seinen Taback darin aufbewahren. Ich übergab sie dem alten Manne, und da derselbe gesehen hatte, von wem das Geschenk gekommen, sprang er auf, als ob er ein Knabe gewesen wäre, streckte seine Hand aus und ergriff, über die Köpfe der Menge hinweg die Hand des ehrwürdigen alten Herrn, welcher ihm sagte, daß es ihn freue, ihn zu sehen und ihm dies kleine Geschenk zum Anden-

zu überreichen könne! Der alte Häuptling richtete sich hoch in die Höhe, stellte sich breit auf die Plattform hin, warf seine Büffelhaut über die linke Schulter, zog dieselbe unter dem Arme durch, sie mit der linken Hand haltend und begann mit dem freundlichsten Lächeln, (während er die Dose einen Augenblick lang auf allen Seiten betrachtete und sie dann in die linke Hand nahm) folgende Worte zu sprechen:

„Meine Freunde! Obgleich ich alt bin, danke ich doch dem großen Geiste, daß er mir Kraft giebt, einige Worte zu euch zu sprechen. Sein Auge wachte über uns, als wir auf dem großen Salzsee waren, und er hat uns sicher hierher gebracht, wofür wir alle dankbar sind. Er hat euch alle bewogen, heute Abend hierher zu kommen, und so gütig gegen uns zu sein, denn wir hatten nichts gethan, um euch zum Kommen zu veranlassen. Wir haben schon vor langer Zeit von den Sag-a-noshes* gehört, und wir sind gespannt gewesen, zu kommen und sie zu sehen. Wir haben für sie und mit ihnen gefochten, und unsere Väter und Brüder haben für sie geblutet. Es sind viele Sag-a-noshes unter uns, und wir lieben sie. Der große Geist hat auf unser Unternehmen herabgelächelt, und hat die Hand meines Bruders geführt, mir dieses Geschenk zu machen. Meine Freunde, mein Herz ist warm und ich bin dankbar. Wir haben jetzt unsere Tänze und Gesänge beendigt, und wir bieten euch die Hand in Freundschaft." Nun folgte aus allen Theilen des Saales ein Andrang nach der Plattform, und Jedermann wünschte den Indianern die Hände zu reichen, welche sich zu diesem Zweck vorn auf der Plattform niedergesetzt hatten.

Diese Begrüßungen dauerten eine halbe Stunde lang, und waren außerordentlich warm; um sie desto eindringlicher zu machen, drückten verschiedene Personen den Indianern werth-

* Engländern.

volle Schmucksachen und Geld in die Hände, welches sie mit Dank annahmen.

Während der Vorstellung des zweiten Abends trug sich eine äußerst lächerliche Scene zwischen den Indianern und dem aus dem schönen Geschlechte bestehenden Theile der Versammlung zu. Den Lesern im Allgemeinen dürfte die Erzählung derselben vielleicht viel Vergnügen gewähren; der denkende Theil der Leser jedoch wird vielleicht daraus ersehen, daß der indianische Charakter nicht ganz so stoisch, und dem Vergnügen wie dem Schmerze gleich unzugänglich ist, als er von Vielen bisher geschildert wurde:

Das Zimmer war lange vor dem Erscheinen der Indianer gefüllt; mitten in dem Geschrei und der Verwirrung der Beifallsbezeugungen, hörte man vom Ende des Saales den Ruf: „Laßt einige von ihnen hierher kommen—wir können nicht zu ihnen gelangen—wir können nicht sagen, ob sie sich bloß in ihrer eigenen Haut, oder in fleischfarbenen Kleidern befinden." Eine Andere rief aus: „Laßt den hübschen Jungen hierher kommen, (sie meinte Samah, der ein sehr hübscher junger Mensch war) hier ist eine Dame, welche ihn zu küssen wünscht."

Als ihm dies verdolmetscht wurde, sprang er mitten in den Haufen, (als ob er sich in einen Strom stürzen wolle, den er zu durchwaten gedachte) drängte sich durch denselben, und hatte seine nackten Arme um ihren Hals geschlungen und sie geküßt, ehe man Zeit zu weitern Auseinandersetzungen hatte. Die Aufregung, das Geschrei und das Gelächter unter den Frauenzimmern in jenem Theile des Saales, machte das Küssen zur Mode, und Jede, welche ihre Hände auf seinen Arm oder seine nackten Schultern legte, (und dies thaten nicht Wenige) bekam einen Kuß, stieß einen Schrei aus, machte ihm eine Brosche, einen Ring oder sonst ein Andenken zum Geschenk, und ging mit einem Streifen von rother Farbe auf dem

Gesichte, und vielleicht mit einem oder zwei schwarzen oder grünen Flecken auf ihrem Kleide nach Hause. Der galante kleine Gesell drängte sich durch diesen dichten Haufen, Alt und Jung nach allen Seiten hin küssend, und kehrte dann nach der Plattform zurück, von wo aus er seine Trophäen mit vieler Befriedigung zeigte.

Ich hielt es für meine Pflicht, ihn für sein rohes Benehmen zu tadeln, und sagte ihm, daß es nicht passend sei, unter so vielen Leuten die Damen zu küssen, worauf er erwiederte, daß er wüßte, was er zu thun habe—die weißen Damen sind sehr hübsch und sehr süß, und ich gab nur denen meine Küsse, welche sie verlangten. Die Antwort im ganzen Hause lautete, daß der gute kleine Mensch Recht gehabt, und durchaus nichts Unrechtes begangen habe. Eine Stimme rief: „Nichts Unrechtes, in der That; ich küsse ihn noch einmal, den charmanten kleinen Menschen, wenn er herunter kommen will.“ Er war eben im Begriff hinabzuspringen, als Cadotte, der Dolmetscher, ihn beim Arm ergriff und zu seiner Gesellschaft zurückführte.

Ermordung einer Familie in Tennessee.

Die folgende Erzählung von der Ermordung zweier Familien am Tennessee-Fluß (am 22. April 1812) zeigt die Grausamkeit des wilden Herzens im hellsten Lichte, wann dasselbe, nach lang verborgenem Hasse und der Begierde nach Rache jedes edlere Gefühl der rohen Natur verbannt oder unterdrückt hat.

In obiger Zeit waren die Einwohner von Humphreys County, aus Furcht vor einem Angriff der südlichen Indianer, genöthigt, in Abtheilungen von funfzehn bis zwanzig, welche zuweilen mehrere Familien bildeten, in einem Hause zu ver-

sammeln. Aus diesem Grunde war John Crawley mit seiner Familie nach dem Hause Jesse Manly's gegangen. Die Familie Crawley's bestand aus dessen Frau und vier Kindern. Am Abend vor dem Angriff waren Manly und Crawley beide vom Hause abgerufen worden, und hatten Crawley's ältesten Sohn mit sich genommen. Sie hatten C. Hays, einen vielversprechenden jungen Mann, angestellt, bis zu ihrer Rückkehr im Hause zu bleiben. Früh am andern Morgen hatte derselbe sein Pferd gesattelt, und war kaum hundert Schritte vom Hause weggeritten, als einige hinter der Umzäunung verborgene Indianer Feuer auf ihn gaben. Er erhielt zwei tödtliche Wunden. Während einer der Indianer ihn scalpirte, rannten die andern vier ins Haus. Eins von Manly's Kindern wurde außer dem Hause von ihren Hunden in Stücke gerissen, und nachher scalpirt.

Jetzt sprengten sie die Thüre ein, und nachdem sie Frau Manly ihr erst acht Tage altes Kind entrissen und scalpirt hatten, warfen sie es ins Feuer. Eine schonungslose Metzelei der andern Kinder erfolgte, bis sie fünf derselben gleichfalls scalpirt und gemordet hatten.

Frau Manly war das letzte Schlachtopfer. Nachdem sie dieselbe geschossen und scalpirt hatten, begingen sie scheußliche Grausamkeiten an ihrem Körper. Hierauf verließen sie das Haus, und nahmen Frau Crawley als Gefangene mit sich. Ungefähr vier Stunden, nachdem die Indianer fort waren, erhielten die Nachbaren Nachricht von diesen Mordthaten und versammelten sich im Hause. Sie fanden Frau Manly lebendig und völlig bei Besinnung. Inmitten des Gemetzels entkam eines von Frau Crawley's Kindern unbeschädigt. Während die Indianer das Haus angriffen, hatte sie die Geistesgegenwart, eine Fallthüre im Fußboden zu öffnen, und ihr Kind in den Keller zu werfen.



Mörderische Angriffe der Sioux.

Die Sioux-Indianer sind der Schrecken all der zahlreichen Stämme, die über Canada und Mexico, von den Council-Bluffs an bis an die Felsengebirge verbreitet sind. An Zahl, Gewandheit und Wildheit sind sie von keinem andern Stamme als den Camanches erreicht. Die Verheerungen, welche wir eben zu beschreiben gedenken, wurden während des Kriegs der Vereinigten Staaten mit Mexico von ihnen begangen.

Am 16. Dezember 1846 traf eine Bande Sioux auf einige Omaha-Indianer nahe bei Council-Bluffs. Eine Schlacht erfolgte, in welcher die Omahas, deren Zahl gering war, unterlagen. Die Sioux drangen dann in das Dorf ein und schlachteten sechzig Weiber und Kinder. Vier Tage vorher hatte eine Kriegs-Abtheilung der Sioux einen Einfall in das Gebiet der Omaha's, welches sechzig Meilen von Bellevieu gelegen ist, gemacht. Sie fanden daselbst Niemand als Wei-

ber und Kinder, da die Krieger auf die Jagd gegangen waren. Sogleich begann das Werk des Todes. Alles wurde ohne Unterschied auf eine schreckliche Weise ermordet. Drei und siebenzig wurden getödtet und neunzehn tödtlich verwundet. Einige weiße Familien, die mit den Omaha's zusammenlebten und deren männliche Mitglieder im Dorfe gefunden wurden, wurden gleichfalls niedergemetzelt. Blos zwei derselben entkamen — einer derselben, Joseph Lafleche stand im Dienste des Herrn Peter A. Sarpy, und beaufsichtigte damals ein Waarenlager. Als er in Bellevieu ankam, waren seine beiden Füße erfroren, da er die ganze Strecke barfuß gelaufen war. Herr Sarpy und der Agent, Major Miller, sandten eine Abtheilung von Leuten ab, um sich von der Sache zu überzeugen. Diese kehrten bald mit den traurigen Nachrichten zurück. Die Scalpirten und Gemordeten waren gefunden worden. Eigenthum, Hausgeräthschaften und Felderzeugnisse waren zerstört und weggeschleppt worden. Der Schnee war auf viele Meilen in der Runde mit zerbrochenen Gegenständen bestreut und zeigte Blutspuren. Das Dorf glich einem Schlachthause. Fünf von den Sioux waren von den Omaha-Weibern erstochen worden. Ein paar Tage vor diesem traurigen Ereigniß waren die Omahas von einer Kriegs-Abtheilung der Ayouas unter einem berühmten Häuptling, Namens White Cloud (weiße Wolke), angegriffen worden. Bei dieser Gelegenheit wurden vier ihrer Krieger verwundet und eine Frau getödtet. Im nämlichen Monat hielten die Sioux und Osages einen Rath, um einen Plan zu besprechen, ihre beiderseitige Macht gegen die Vereinigten Staaten zu vereinigen—wahrscheinlich in der Hoffnung, daß sie Hülfe von Merico erlangen würden.

Im Jahre 1847 begannen die Sioux einen Vertilgungskrieg gegen die Ottoes und Pawnees. Im Semptember be-

suchten sie ein Gebäude (das „Farmers-Haus" genannt) im Pawnee-Dorfe und zerstörten eine Schmiedewerkstätte mit einigen Werkzeugen und Möbeln. Am 17. des nämlichen Monats griffen sie ein Ottoe-Dorf an, vernichteten alles Korn auf den Feldern, tödteten zwanzig aus dem Stamme und verbrannten das Dorf. Zu gleicher Zeit drohten sie der amerikanischen Besatzung in Fort Kearney, plünderten und verwüsteten die umliegende Gegend und trieben die Stämme, welche feindlich gegen sie gesinnt waren, von ihren Jagdgründen. Am 26. Mai drangen sieben ihrer Krieger in das Land der Ottoes und verbargen sich nahe bei einem Felde, welches die Ottoes zum Kornpflanzen hergerichtet hatten. Auf drei Squaws, welche sich dem Dorfe näherten, wurde geschossen. Zwei fielen todt nieder, die Andere machte Lärm. Die Krieger stürzten heraus und verfolgten die Sioux, welche in ein großes von Unkraut bewachsenes Feld flohen. Die Ottoes umzingelten dasselbe und steckten es in Brand, und als die Mörder zu entfliehen versuchten, wurden sie ohne Gnade niedergemetzelt. Der Krieg zwischen diesen Stämmen wüthete noch im Jahre 1849.

Indianische Reitkunst.

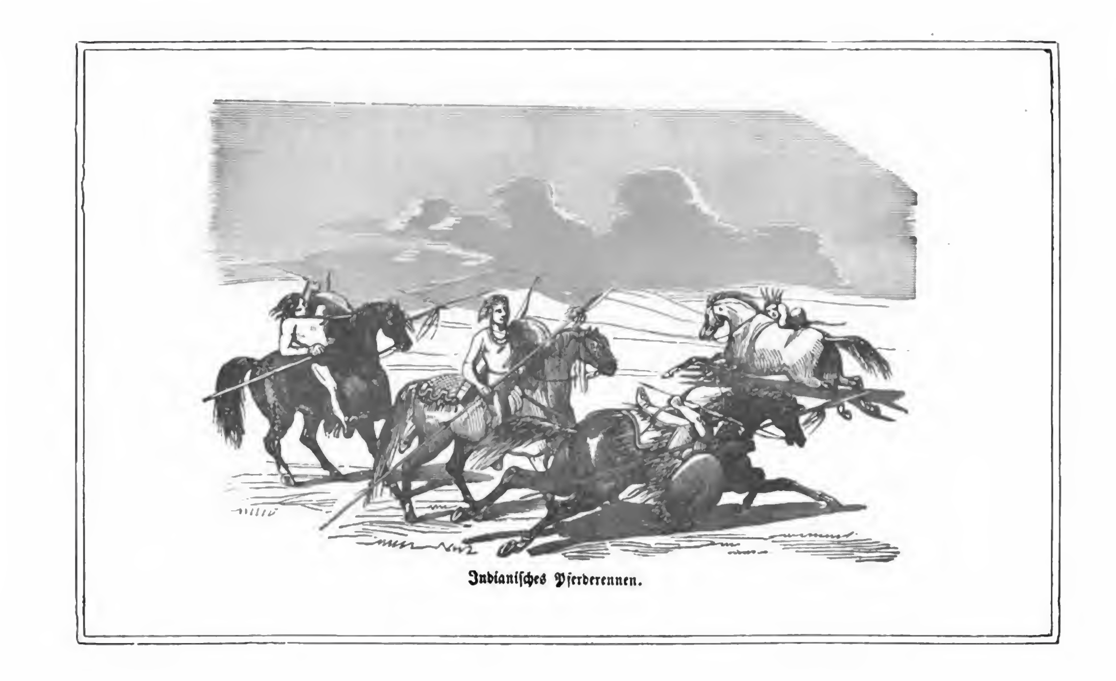
Catlin gibt erstaunliche Berichte von der Geschicklichkeit, mit welcher die Camanches-Indianer des nördlichen Texas ihre Pferde handhaben.

Die Camanches haben, wie die nördlichen Stämme, viele Spiele, und scheinen dieselben bei hübschem Wetter fortwährend mehr oder weniger auf den Prairien hinter ihren Dörfern und nahe bei denselben auszuüben.

In ihrem Ballspiel und einigen andern Belustigungen bleiben sie weit hinter den Sioux und sonstigen nördlichen Stäm-

men zurück, aber im Pferderennen und Reiten stehen ihnen keine andern Indianer auf dem Continente gleich. Pferderennen ist, wie es scheint, bei ihnen eine beständige und beinahe unaufhörliche Uebung, und ihre hauptsächliche Spielmethode; vielleicht kann keine vollendetere Gesellschaft von Jokeys gefunden werden. Die Uebungen dieses Volkes, in einem Lande, wo Pferde in so großem Ueberflusse vorhanden sind, und das Terrain zum Reiten so vorzüglich ist, geschehen hauptsächlich zu Pferde und „es ist einleuchtend," daß solch ein Volk, welches sich von Kindheit an geübt hat, in diesem gesunden und schönen Exercitium äußerst erfahren sein muß. Eine unter ihren Reitkünsten hat mich mehr in Erstaunen gesetzt, als irgend etwas der Art, das ich je sah, oder in meinem Leben zu sehen erwartete. Es ist dies eine Kriegslist, welche von jedem jungen Manne des Stammes gelernt und eingeübt wird, wodurch er im Stande ist, im Augenblicke, wo er an einem Feinde vorbeireitet, seinen Körper auf die Seite des Pferdes zu werfen. Dadurch wird er thatsächlich vor den Waffen seiner Feinde geschützt, denn sein Körper liegt in horizontaler Lage hinter dem Körper seines Pferdes, während seine Absätze auf dem Rücken desselben hängen, wodurch er die Macht hat, sich wieder empor zu richten und sich selbst auf die andere Seite des Pferdes zu werfen, wenn es nothwendig ist. In dieser merkwürdigen Lage hängt er, während sein Pferd im vollsten Laufe ist, und trägt seinen Bogen, seinen Schild, und gleichfalls seine vierzehn Fuß lange Lanze, welche Waffen er entweder einzeln oder sämmtlich gegen seinen Feind anwendet, wenn er an ihm vorüberreitet, sich erhebend und seine Pfeile über den Rücken des Pferdes, oder mit eben so großer Leichtigkeit und gleichem Erfolge, unter dem Halse desselben hinschleudernd.

Seit ich Obiges schrieb, habe ich mich mit einigen jungen



Indianisches Pferderennen.

Leuten der Pawnees unterhalten, welche dieselbe Kunst üben, und die mir sagten, daß sie den Pfeil unter dem Bauche des Pferdes abschleudern, und mit tödtlicher Wirkung auf den Feind in die Höhe richten könnten.

Ich war nicht Augenzeuge dieses Kunststücks, glaube aber, von dem was ich gesehen, daß diese jungen Leute zu leisten im Stande sind, dessen sie sich rühmen.

Diese verschiedenartigen Uebungen, welche die jungen Leute wiederholt, zu unserm Erstaunen sowohl als unserer Belustigung, ausführten, während sie vor unseren Zelten herumgaloppirten, war uns Allen unbegreiflich, und schien eher das Resultat von Magie zu sein, als eine durch Uebung erworbene Geschicklichkeit. Ich war mehrere Male so neugierig, mich ihnen zu nähern, um mich zu überzeugen, vermöge welcher Mittel ihre Körper in dieser schwebenden Lage bleiben könnten; ich konnte jedoch bloß ihre Absätze entdecken, welche über dem Rücken des Pferdes hingen.

Trotz allen meinen Bestrebungen gelang es mir nicht, mich zu überzeugen, wie es ihnen möglich war, dies zu bewerkstelligen, bis ich eines Tages einen jungen Mann, dadurch, daß ich ihm ein paar Stücke Tabak anbot, ganz nahe an mich heranlockte, und das Geheimniß war nun augenblicklich so weit enthüllt, daß das Kunststück dem Anscheine nach einleuchtender als vorher erschien; nichtsdestoweniger bleibt es immer noch eines der außerordentlichsten Resultate von Uebung und Ausdauer. Ich fand bei der Untersuchung, daß eine kurze, aus Haaren verfertigte Halfter um den Hals des Pferdes geschlungen war, deren beide Enden fest in die Mähne des Pferdes am Wiederrüst verflochten waren, so zwar, daß eine Schlinge unter dem Halse an der Brust des Thieres hing, in welche, nachdem sie mit der Hand ergriffen wird, der Ellbogen fällt, wodurch das Gewicht des Körpers auf der Mitte des Ober-

arms ruht, und durch denselben getragen wird. In dieser Schlinge läßt sich der Reiter plötzlich und furchtlos fallen, während seine Ferse auf dem Rücken des Pferdes hängt, um sich im Gleichgewicht zu erhalten und ihn zu befähigen, sich nach Gefallen wieder aufrecht auf den Rücken des Pferdes zu schwingen.

Außer dieser wunderbaren Kunst versteht dieses Volk noch andere Reiterkünste, welche beständig zur Schau gestellt werden; dieselben sind gefällig und außerordentlich, und die Indianer scheinen sich sehr viel auf sie zu Gute zu thun. Leute, die einen so großen Theil ihres Lebens thatsächlich zu Pferde zubringen, müssen nothwendigerweise in Allem, was zum Reiten, zum Kriege oder zur Jagd gehört, äußerst erfahren sein; ich halte die Camanches für die gewandtesten Reiter, welche ich auf allen meinen Reisen gesehen habe, und glaube, daß ein Volk in der Welt im Stande ist, sie darin zu übertreffen.







Schlacht von Oriskany.

Während des Revolutions-Krieges schmeichelten sich die Engländer nie mehr mit dem endlichen Erfolge ihrer Waffen, als in der Periode, wo General Burgoyne von Canada nach New York marschirte. Das Vorrücken dieses Offiziers vom St. Lawrence nach Vermont war eine Reihenfolge rasch auf einander folgender Triumphe. Keine amerikanische Armee konnte gegen ihn auf die Beine gebracht werden; Städte und Dörfer wurden bei seiner Annäherung verlassen; der ganze Süden von New England war in der größten Verwirrung, und es wurde mit Bestimmtheit erwartet, daß die Armee von New York sich bald mit ihm vereinigen, und auf diese Weise alle Communication zwischen den Mittelstaaten und dem Norden abschneiden würde.

Der Wendepunkt dieser glänzenden Laufbahn war Bennington; jedoch die unermüdliche Energie des Generals Schuyler hatte schon vor dieser Schlacht beinahe den Plan vollendet, welcher Burgoyne zuletzt den Untergang bereitete. Ein Theil

dieses Planes war die Vertheidigung von Fort Schuyler. Die Besatzung, von Oberst-Lieutenant Gansevoort befehligt, wurde von einer starken Macht britischer Tories und Indianer belagert, die von St. Leger angeführt wurde; da sich die Besatzung jedoch mit wahrem Heldenmuthe vertheidigte, so wurden ihre wilden Feinde mit Schmach und beträchtlichem Verluste zurückgeschlagen. General Herkimer, welcher mit der Miliz von Tryon County auf New York vorrückte, um die Garnison zu entsetzen, wurde während seines Marsches vom Feinde überrascht, in seinem Marsche aufgehalten und er selbst tödtlich verwundet.

Die Schlacht wurde am 6. August 1777 geschlagen. Durch die vielen Grausamkeiten der Indianer erbittert, kam die Miliz von allen Theilen des Landes zusammen, und marschirte, von General Herkimer angeführt, nach dem Kampfplatze. Am 5. erreichten sie Oriskany, und am nächsten Morgen machte der General seine Absicht bekannt, daselbst bleiben zu wollen, um Verstärkung zu erwarten. Diese kluge Vorsicht wurde überstimmt; sowohl die Offiziere als die Mannschaft forderten laut, dem Feinde entgegengeführt zu werden, und beschuldigten ihren Anführer der Feigheit. Ihrem Drängen nachgebend, gab er den Befehl zum Vorrücken, und die Abtheilung setzte sich, vom besten Muthe beseelt, und unter vieler Verwirrung in Bewegung. Nachdem sie ungefähr zwei Meilen marschirt waren, erreichten sie eine kleine Anhöhe, die von einem tiefen Hohlwege begränzt war, welcher, nachdem er den Weg von Norden nach Süden durchschnitt, sich nach Osten hinzog, so zwar, daß er eine Art Halbzirkel bildete. Der Boden dieses Hohlwegs war sumpfig, und der Weg ging vermittels eines Dammes über denselben hin. An diesem Platze hatte St. Leger, welcher von der Annäherung Herkimer's gehört hatte, ein Detachement von Indianern und Tories unter

Butler und Brand postirt, um demselben Widerstand zu leisten. Die Feinde hatten eine erhöhte Stellung eingenommen, welche parallel mit dem Hohlwege lief, und waren in einem Kreise aufgestellt, in welchem nur eine kleine Oeffnung gelassen war, durch welche die Amerikaner marschiren konnten.

Ehe Herkimer Oriskany verließ, beschloß er Kundschafter auszusenden, um zu sehen ob der Weg sauber sei. Diese Absicht wurde jedoch entweder vernachlässigt, oder aufgegeben. Die Miliz rückte mit blinder Eile vor, bis sie rings von den Feinden umgeben war, und wurde erst durch das Kriegsgeschrei der Indianer aus ihrer verderblichen Gleichgültigkeit erweckt. Sie befand sich jetzt inmitten des verhängnißvollen Kreises, dessen Oeffnung unmittelbar geschlossen wurde. Die Reserve allein war nicht mit eingeschlossen; dieselbe floh jedoch beim ersten Angriff. Die dem Tode geweihte Abtheilung empfing ein verheerendes Feuer, das ihre Glieder gänzlich sprengte; ihr General stürzte gleich zu Anfang des Gefechts verwundet zu Boden, und die Wilden, des Sieges gewiß, trafen bereits Anstalten, mit dem Tomahawk anzugreifen. Glücklicherweise war Herkimer noch im Stande, die Schlacht zu leiten; seine Leute stellten sich in Kreisen auf, oder empfingen Rücken an Rücken die Indianer mit ihren Messern und Bajonetten, und nun begann die schreckliche Scene eines Handgemenges mit wüthend gemachten Wilden. Persönliche Gefahr schien bei diesem Kampfe gänzlich vergessen zu sein, und dem fürchterlichen Gemetzel wurde nur durch ein bedeutendes Unwetter Einhalt gethan. Der Feind zog sich unter einige benachbarte Bäume zurück, worauf General Herkimer seine Mannschaft in einen Kreis formirte. Wenn zu Anfang ein Amerikaner hinter einem Baume stehend, ein Gewehr abgeschossen hatte, so stürzte sich ein Indianer auf ihn, und erschlug ihn mit dem Tomahawk, ehe er von Neuem laden konnte. Herkimer

postirte nun zwei Leute hinter einen Baum, von denen einer sein Feuer reserviren mußte, bis ein Indianer wie vorher anlief.

Nach Verlauf einer Stunde wurde die Schlacht erneuert. Die Amerikaner empfingen, im Kreise aufgestellt, den Angriff mit Standhaftigkeit, während ihre verborgenen Schützen so viele von den Indianern wegbliesen, daß dieselben zu weichen begannen. In diesem Augenblicke kam eine frische Abtheilung von Tories, unter dem Namen Johnson's Greens bekannt, an. Der größte Theil dieser Leute war den Amerikanern persönlich bekannt, ein Umstand, welcher ihre frühere Wuth bis zum Wahnsinn steigerte. Nachdem sie ihre Gewehre abgefeuert hatten, sprang jeder einzelne Mann auf sein erwähltes Schlachtopfer ein, erdrosselte oder erstach dasselbe und stürzte sich auf einen andern Feind. Das Schlachtfeld war mit Gruppen von Freunden und Feinden bedeckt, von denen jeder Einzelne seinen Feind fest umfangen hielt. Dieser hartnäckige Widerstand entmuthigte die Indianer, die schnell auseinandergesprengt waren und in Unordnung flohen. Die Hauptmacht der Engländer folgte ihnen bald nach, und die Miliz blieb auf diese Weise Herr des Schlachtfeldes.

In diesem ernsten Kampfe verloren die Amerikaner zweihundert, oder, den Berichten Marshall's zufolge, vierhundert Mann. Der Verlust der Engländer war gleich groß. General Herkimer wurde auf einer Tragbahre von dem Schlachtfelde nach seinem Hause am Mohawk gebracht, woselbst ihm ein Bein abgenommen wurde. Die Operation wurde auf eine ungeschickte Weise vollzogen und ein paar Tage darauf starb er. Er wurde nahe bei seinem eigenen Hause in der Stadt Danube begraben.



Ein Blackfeet-Krieger.

Gefecht zwischen den Crow- und Blackfeet-Indianern.

Im Juni 1845 wurde eine Abtheilung von siebenhundert Crow-Indianern durch die Sioux aus ihrem eigenen Lande, in die Nachbarschaft von Fort F. A. C. nicht weit von den Fällen des Missouri entfernt, getrieben. Am 17. trafen sie auf eine kleine Abtheilung von Blackfeet-Kriegern, welche sie unmittelbar angriffen. Ungeachtet beide Partheien an Zahl sich ungleich waren, war die Schlacht dennoch heiß und blutig. Zwei und zwanzig von den Blackfeet-Kriegern wurden getödtet und hundert Weiber und Kinder nebst dreihundert Pferden wurden davongeführt. In diesem Augenblick bemerkten die Blackfeet's, daß ihre Hauptmacht herannahe; die Schlacht wurde nun mit fürchterlicher Wuth erneuert und die Crows, obgleich an Zahl überlegen, wurden ihrerseits zurückgetrieben. Sie zogen sich nach einem stark befestigten Platze zurück, Pferde und Eigenthum mit sich führend. Die meisten Gefangenen entkamen. Die Blackfeet-Indianer machten viele verzweifelte Angriffe, wurden jedoch am Ende genöthigt, sich zurückzuziehen. Ungefähr ein Dutzend derselben wurden getödtet und viele andere verwundet.

Zur Zeit dieser Schlacht befand sich der Blackfeet-Stamm westlich von den Felsengebirgen, in der Nähe, wo der Columbiafluß entspringt, wohin sie sich ihrer Gewohnheit nach jedes Frühjahr zurückziehen. Diejenigen Blackfeet-Indianer, welche von den Crows angegriffen wurden, waren demnach nur ein Vortrab, welche früher als gewöhnlich die Gebirge überschritten hatten. Die Crows waren selbst in die Gegend, wo die Schlacht stattfand, durch die Sioux getrieben worden, die in großer Zahl gegen sie gezogen waren. Zu andern Zeiten besuchen sie gewöhnlich jenen Theil des Landes, wenn die Blackfeets abwesend sind. Ungefähr vierzehn Tage vor dem Gefechte hatte eine kleine Abtheilung von Blackfeet-Kriegern die

Wachen des Forts F. A. C. (dem Handelsposten der amerikanischen Pelzcompagnie) angegriffen, einen Mann getödtet, einen Andern gefährlich verwundet und dreißig Pferde gestohlen. Die obige Erzählung zeigt deutlich nicht nur die großen Gefahren, denen die westlichen Ansiedler ausgesetzt sind, sondern auch den fortwährenden Kriegszustand und die Gährung, welche unter den Indianern des großen Westens immer noch vorherrschen.

Wilder Patriotismus.

Die folgende Anekdote wird in den kürzlich veröffentlichten „Notizen über das Michigan-Territorium" mitgetheilt.

Die Indianer von Fond du Lac, einem kleinen Dorfe in welchem ungefähr fünfzig Männer wohnen, wurden ihrer friedlichen Gesinnung wegen von ihren Nachbarn, den Sioux, als Feige gebrandmarkt. Hierüber ungehalten, knüpften dreizehn derselben, ohne ihre Freunde zu Rathe zu ziehen, welche damals Friedensunterhandlungen mit den Sioux pflogen, einen Bund, um die Beschuldigung, daß es ihrem Stamme an Muth fehle, zu widerlegen und drangen insgeheim in das Land der Sioux ein. Unerwarteter Weise trafen sie auf eine Abtheilung von ungefähr hundert Sioux und sie begannen sogleich, sich zu einer Schlacht vorzubereiten; aber die Sioux, als sie ihre kleine Anzahl sahen, riethen ihnen, nach Hause zurückzukehren; sie sagten, daß sie ihre Tapferkeit bewunderten und machten ihnen bemerklich, daß, wenn sie auf ihrem Vorsatze beständen, ihr Untergang gewiß wäre. Die Fond du Lac-Indianer erwiederten, daß sie sich mit dem Entschlusse auf den Weg gemacht hätten, die ersten Feinde, mit denen sie zusammenträfen, wie überlegen ihre Zahl auch sein möge, zu bekämpfen, und daß sie in ihre Dörfer einge-

drungen sein würden, wenn diese Zusammenkunft nicht stattgefunden hätte. Sie hätten beschlossen, ihren Brüdern zu zeizeigen, daß der Schimpf, den man ihnen angethan habe, unrecht sei, „denn es gäbe keine Männer, die tapferer seien als ihre Krieger,“ und sie wären bereit, ihr Leben für die Vertheidigung des Charakters ihres Stammes zu opfern. Sie lagerten sich in geringer Entfernung von den Sioux und gruben während der Nacht Löcher in den Boden, um sich in dieselben zurückziehen zu können und im Stande zu sein, bis aufs Aeußerste zu kämpfen. Sie ernannten den Jüngsten unter ihnen, seine Stellung in einiger Entfernung einzunehmen und den Kampf mit anzusehen, und trugen ihm auf nach seiner Heimath zu flüchten, wann er Zeuge von dem Tode aller Uebrigen gewesen sei, um die Umstände, unter welchen sie gefallen wären, zu Hause zu erzählen.

Früh am Morgen griffen sie die Sioux in ihrem Lager an, wurden aber zurückgeschlagen und genöthigt, sich auf den letzten Rückzugsplatz, den sie einzunehmen beschlossen hatten, zu begeben. Sie fochten verzweifelt und ehe sie fast aufgerieben, hatten sie die doppelte Anzahl ihrer Feinde getödtet. Acht von ihnen wurden in den Löchern, in welche sie sich geflüchtet hatten mit den Tomahawks niedergehauen und die andern Vier fielen auf offenem Felde; der Dreizehnte kehrte, dem erhaltenen Auftrage zufolge, nach Hause zurück und hinterbrachte den Gliedern seines Stammes was sich ereignet hatte. Dieselben betrauerten ihren Tod; aber entzückt über die beispiellose Tapferkeit ihrer Freunde, waren sie glücklich in ihrem Schmerze.



Farmer's Bruder.

Während des zweiten Krieges mit England wurde die Nation der Seneca-Indianer, welche in der Nähe von Buffalo wohnen, von der amerikanischen Regierung dazu verwandt, sich der Armee anzuschließen, die im Begriffe stand, unter dem Oberbefehle des Generals Brown, in Canada einzudringen. Der oberste Häuptling dieses Stammes wurde Farmer's Bruder genannt; derselbe war ein starker, athlethischer Krieger. Der Schnee von mehr als achtzig Wintern war über seinem Haupte hingegangen, und dennoch hatte er seine Körperkräfte in ausnehmend hohem Grade behalten. Er besaß den vollen Muth seiner jungen Gefährten, und war ungewöhnlich aufgeregt durch die Aussicht auf eine frische Erndte von Lorbeern, die er im Geiste erblickte.

Dieser berühmte Häuptling stand im Kriege zwischen England und Frankreich in Diensten des letztgenannten Landes. Er zeigte einst dem Schreiber dieses Berichtes den Ort, wo er mit einer Abtheilung von Indianern im Hinterhalt gelegen

hatte, die Annäherung einer Sicherheitswache, welche die englischen Wagen, die zwischen den Niagara-Fällen und der britischen Garnison verwendet wurden, erwartend. Das Fort daselbst hatte sich dem Sir William Johnston unterworfen. Der zu diesem Zwecke ausersehene Platz ist jetzt unter dem Namen "Devil's Hole" (Teufelsloch) bekannt, und derselbe liegt drei und eine halbe Meile unterhalb des berühmten Wasserfalls, auf der den Vereinigten Staaten gehörigen Seite des Engpasses. Man kann sich kaum ein schauerlicheres Loch denken. Eine große Schlucht, entstanden durch das Einstürzen des senkrechten Ufers, verdunkelt durch die ausgebreiteten Zweige der Birke und Ceder, die unten Wurzel gefaßt hatten, so wie das dumpfe Gemurmel der Sturzbäche in den Erdspalten, das dem feierlichen Donner des Wasserfalles selbst noch zugefügt ist, vereinigen sich, um die Scene wahrhaft schrecklich zu machen. Die englische Abtheilung ahnte nichts von dem schrecklichen Geschick, das ihr bevorstand. An keine Gefahr denkend, pfiffen die englischen Fuhrleute ihren trägen Ochsengespannen lustig etwas vor. Bei ihrer Ankunft auf jenem Platze stürmten Farmer's Bruder und seine Bande aus dem Dickicht, das sie verborgen hatte, und begannen ein schreckliches Gemetzel. So unerwartet geschah der Angriff, und so sehr waren die Engländer aller Geistesgegenwart beraubt, daß bloß ein schwacher Widerstand geleistet wurde. Die Wache, die Fuhrleute, die Ochsen und die Wagen wurden in den Abgrund gestürzt. Zwei derselben entkamen jedoch. Ein Herr Stedman, welcher zu Schlosser über den Fällen wohnte, und der ein schnelles Pferd ritt, bewerkstelligte seine Flucht; ebenso einer der Soldaten, der durch die hervorstehende Wurzel einer Ceder aufgefangen wurde, welche ihn so lange trug, bis die Wilden den Platz verlassen hatten, worauf er sich nach Fort Niagara begab und die Nachricht des Unglücksfalles hinter-

brachte. Ein kleines Flüßchen, das sich in den Abgrund ergießt, war buchstäblich mit dem Blute der Besiegten gefärbt, und dasselbe hat seitdem stets den Namen "Bloody-Run" geführt.

Im Revolutions-Kriege bewies Farmer's Bruder seine Feindseligkeit gegen die Amerikaner bei jeder Gelegenheit die sich darbot; und mit demselben Eifer nahm er im letzten Kriege gegen seine früheren Feinde, die Engländer, Parthei.

Eine andere Anekdote von diesem Häuptlinge wird seine schnelle Entschlossenheit und die Entschiedenheit seines Charakters darthun. Kurz vorher, ehe die Vereinigte Staaten Armee den Niagara überschritten hatte, bemerkte Farmer's Bruder zufällig einen Indianer, welcher sich unter die Senecas gemischt hatte, und den er augenblicklich als zu den Mohawks gehörig erkannte, einem Stamme, der in Canada wohnte und in Diensten des Feindes verwendet wurde. Er ging auf ihn zu und redete ihn in der indianischen Sprache folgendermaßen an: „Ich kenne dich wohl; du gehörst zu den Mohawks—du bist ein Spion; hier ist meine Büchse, mein Tomahawk, mein Scalpiermesser—ich überlasse dir die Wahl; welche von diesen Waffen soll ich gebrauchen?—aber ich bin in Eile!" Der junge Krieger, welcher einsah, daß Widerstand vergeblich sein würde, zog vor, mit der Büchse abgefertigt zu werden. Er erhielt den Befehl, sich auf das Gras niederzulegen; dies that er und der Häuptling, den linken Fuß auf die Brust seines Schlachtopfers setzend, feuerte den Inhalt seiner Büchse durch dessen Kopf. Man muß hierbei bemerken, daß dieses Verfahren durchaus nicht im Widerspruch mit den Gebräuchen civilisirter Nationen steht, sobald es sich um einen Spion handelt; denn auch bei letzteren werden Spione hingerichtet, sobald sie überführt sind.

Farmer's Bruder besaß viele schätzbare Charakterzüge. Er war gegen Diejenigen, denen er einmal Treue versprochen

hatte ein unwandelbarer Freund, ebenso wie er ein bitterer Feind gegen Diejenigen war, welche er bekämpfte, und eher würde er seinen letzten Blutstropfen vergossen haben, ehe er Verrath an der Sache, der er sich angeschlossen hatte, begangen hätte. Er liebte es, seine Heldenthaten aufzuzählen und sprach, nach Art der Wilden, gerne lange und ausführlich von der Anzahl von Kopfhäuten, die er in seinen Gefechten mit den Weißen genommen hatte.

In Gesellschaft mit mehreren andern Häuptlingen, besuchte er einst den General Washington, welcher ihm eine silberne Medaille zum Geschenk machte. Er hatte dieselbe beständig um den Hals hängen und die Gabe war so kostbar in seinen Augen, daß er oft erklärte, er würde sie nur mit seinem Leben verlieren. Bald nach den Schlachten von Chippewa und Bridgewater bezahlte dieser Veteran den Tribut der Natur im Seneca-Dorfe, und aus Achtung für seine Tapferkeit wurde er von dem fünften Infanterie-Regiment der Vereinigten Staaten mit militärischen Ehrenbezeugungen bestattet.

Indianische Bärenjagd.

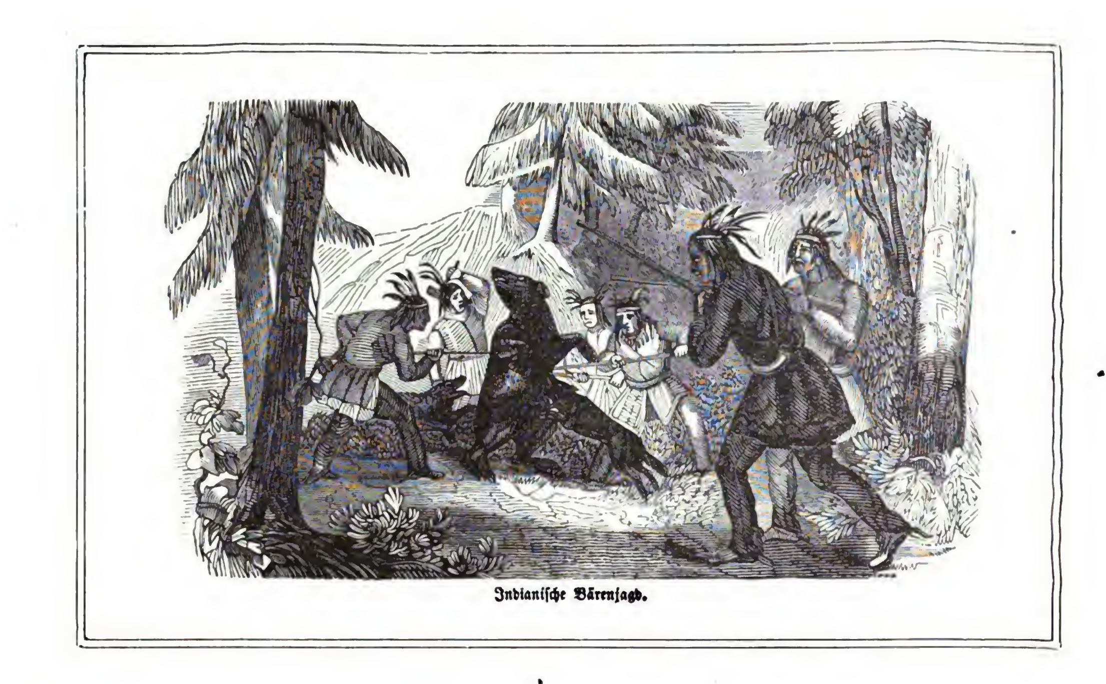
In den nördlichen Theilen des amerikanischen Continents können die unterirdischen Verstecke des schwarzen Bären leicht durch den Nebel entdeckt werden, der stets über dem Eingange seiner Höhle hängt, da die Hitze und das Athemholen des Thieres verhindert, daß die Oeffnung dieser Höhle sich gänzlich schließt, wenn auch der Schnee noch so tief liegt. Da der schwarze Bär gewöhnlich sein Winterquartier bezieht, ehe eine bedeutende Quantität Schnee gefallen ist und sich vor Ende März oder Anfangs April nicht wieder aus derselben wagt, so bringt er mindestens einen Zeitraum von vier

Monaten in einem Zustande von Erstarrung zu, während welcher Zeit er keine Nahrung zu sich nimmt. Es ist deßhalb nicht sehr zu verwundern, daß der Bär, obgleich er außerordentlich fett in sein Winterquartier zieht, dasselbe nichtsdestoweniger im Frühjahr als ein trauriges Bild der Abzehrung verläßt.

Zuweilen tödten die Indianer den scharzen Bären auf folgende Weise: Sie verrammeln die Oeffnung seiner Höhle mit Holzblöcken, brechen dann plötzlich die Decke derselben auf und tödten das Thier entweder mit Speeren oder mit Büchsen. Diese Methode wird jedoch sowohl für feige als grausam gehalten, da der Bär weder entwischen kann, noch im Stande ist, seinen unbarmherzigen Würgern den geringsten Schaden zuzufügen. Die nördlichen Indianer entfalten große Geschicklichkeit in der Art und Weise, mit welcher sie die Schlinge um den Hals des Thieres werfen; allein die barbarische Manier, ihn entweder mit dem Beile oder dem Tomahawk zu tödten, nachdem er aus seiner Höhle hervorgelockt ist, zeugt von der Roheit der Indianer.

Zuweilen wird er in starken Stahlfallen gefangen, die an einen Baum gekettet und ihm in den Weg gelegt werden, welcher zuvor theilweise mit Blut befleckt wurde, dadurch, daß man den Leichnam eines frischgetödteten Thieres über denselben hinzog. Manchmal ersetzt eine Schlinge, die von einem starken Baumzweige herabhängt, die Stelle der Falle, nachdem man den Weg des Bären auf eine ähnliche Weise vorbereitet hat. Der Bär, dessen Geruchsvermögen außerordentlich scharf ist, folgt stets dem Pfade, auf welchem ein getödtetes Thier fortgeschleift wurde, selbst wenn auf demselben keine Spur geblieben ist, die von irgend einem menschlichen Wesen entdeckt werden könnte.

Gewöhnlich wird dieser Bär mit zwei bis drei wohldressir-



Indianische Bärenjagd.

ten Hunden gejagt. Sobald er bemerkt, daß er verfolgt wird, läuft er gewöhnlich acht bis zehn Meilen und zuweilen noch weiter, in gerader Linie vorwärts. Wenn ihm jedoch die Hunde nahe kommen, so stellt er sich auf die Hinterfüße, schlägt nach ihnen mit seinen Tatzen, und die Streiche, welche er mit denselben führt, sind so gewaltig, daß sie den stärksten Hund augenblicklich zu Boden strecken. Die große Kunst, diese Hunde zu dressiren, besteht darin, daß man ihnen lehrt, diese Streiche zu vermeiden und das Thier abzumatten, bis es gänzlich erschöpft ist. Wenn dies geschehen ist, klettert der Bär auf einen Baum, bis zu einer Höhe von zwanzig bis dreißig Fuß vom Boden. Die Hunde bleiben an der Wurzel des Baumes stehen und bellen so lange, bis der Jäger erscheint. Sobald derselbe angelangt, läßt sich der Bär auf den Boden fallen, nicht um denselben anzugreifen, sondern um sich aufs Neue anzustrengen, der jetzt vergrößerten Anzahl seiner Verfolger zu entkommen. Da er jedoch durch die Anstrengung des Kletterns sowohl, als durch den Fall in Hitze gerathen ist, obgleich Bären, in Folge ihrer Bauart und der Natur ihrer Körperbedeckung durch Fallen weit weniger Schaden leiden als alle andern Thiere ihres Gewichtes, so werden ihm die Hunde weit beschwerlicher als vorher. Hierauf versucht er, seine Zuflucht abermals auf einem Baume zu nehmen. Er klettert dann so hoch, als der Baum im Stande ist ihn zu tragen und sucht sich unter dem dichten Laube zu verbergen. Der Jäger schlägt nun gegen den Stamm des Baumes, als ob er denselben niederhauen wollte, was den Bären bald in Bewegung bringt. Er begiebt sich nun bis an die äußerste Spitze eines langen hoch oben am Baume befindlichen Zweiges, wo er sich dann beinahe in die Form einer Kugel zusammenzieht und sich häufig von einer solchen Höhe herabfallen läßt, daß er mehrere Fuß vom Boden in die Höhe

zurückprallt, als wäre er aus einer elastischen Substanz gemacht. Jetzt erhebt er sich wieder, immer noch unbeschädigt von seinem Falle und sucht sein Heil in der Flucht wie zuvor. Seine Anstrengungen sind jedoch so viel größer als die seiner Verfolger, daß sie ihn mit der Zeit gänzlich ermatten und er wird zuletzt erschossen, entweder wenn er sich in die Höhe richtet, um mit den Hunden zu kämpfen, oder wenn er den Versuch macht, sich hinter einem Baumstamme zu verbergen. Dies ist die Art und Weise, Bären zu jagen, wo es Bäume giebt; aber in den großen offenen Prairien läuft der Bär viel weiter und die Jagd ist weit hitziger, ausgenommen, wenn der Bär schon im Anfange des Jagens geschossen wird. Wenn der Schütze jedoch nicht sehr geschickt ist, so bleibt es immer eine gefährliche Sache zu schießen, so lange der Bär nicht erschöpft ist; denn der Schmerz erweckt seine ganze Stärke und bringt das Thier oft in eine solche Wuth, daß oft Jäger und Hunde in der größten Gefahr schweben.

Die Catastrophe.

Der Sohn eines Kickapoo-Häuptlings, welcher mit einem Wiattanon-Mädchen versprochen war, kam nach Fort Knox, zu Vincennes, um dasselbe abzuholen, obgleich ein indianischer Krieg damals gegen die Vereinigten Staaten im Gange war; in diesem Kriege gehörten die Kickapoo's zu den furchtbarsten Feinden. Wir befanden uns zu der Zeit zufälliger Weise an jenem Orte. Es war Sommer und das Wetter war sehr warm. Der junge Kickapoo wurde in das Fort eingelassen und warf unter andern Geschenken ein Paar Wildpretkeulen nieder, indem er gegen den commandirenden Offizier bemerkte, daß dieselben, wenn er sie nicht selbst essen könne (denn sie ro-

chen schon etwas) für seine Hunde und Schweine* gut genug sein dürften. Zu gleicher Zeit murmelte er, indem er das Zeichen des Strickumlegens um seinen Hals machte, daß sie ihn vielleicht wegen seines Erscheinens unter ihnen hängen würden. (Er bezog sich ohne Zweifel auf den damaligen Krieg mit den Indianern.)

Am Abend desselben Tages wurde der junge Kickapoo nebst andern Wilden, unter welchen sich ein Wiattanon befand, betrunken. Der Letztere sagte zu dem Kickapoo: „Vielleicht werde ich Dich tödten," und hierauf stieß er ihm ohne weitere Vorrede das Messer in den Leib, welches den augenblicklichen Tod des jungen Mannes zur Folge hatte. Sogleich geriethen die Wiattanons, die sich in der Gesellschaft befanden, in Besorgniß, daß der Mord des Sohnes eines mächtigen Häuptlings schlimme Folgen für ihren Stamm nach sich ziehen könne. Es wurde deshalb beschlossen, den Vater des Kickapoo dadurch zu versöhnen, daß man eine Deputation an ihn sende, welche ihm ein Fäßchen mit zehn Gallonen Whiskey als Friedens-Anerbieten überbringen sollte. Derselbe wurde zu diesem Zweck von dem commandirenden Offizier des Forts geliefert. Sie waren nur eine kurze Strecke gegangen, als sie das Faß öffneten und bis auf den Boden leer tranken. Was nun zu thun?

Am nächsten Morgen erschienen sie abermals im Fort, beklagten den „Zufall," (wie sie es nannten) und baten um ein anderes Faß Liquor. Auch dieses wurde bewilligt und sie machten sich abermals auf den Weg. Doch das zweite Fäßchen theilte das Schicksal des früheren; sein Inhalt bewies sich als eine unwiderstehliche Versuchung. Da kein Whiskey mehr zu bekommen war, so fiel die Gesandtschaft durch.

Hierauf erschienen die Indianer vor dem Fort, ihren Ge-

* Benennungen, welche die Indianer den Dienstboten beilegen. Dies schmeckt stark nach dem Stolze der Unabhängigkeit.

fangenen in Gewahrsam haltend, dicht unter dem Fenster des Berichterstatters * und verlangten, daß Gerechtigkeit an dem Gefangenen ausgeübt werde. Er gab ihnen zur Antwort, daß sie die Sache selbst abzumachen hätten, da sich dieselbe allein auf sie beschränke. Jetzt marschirten sie in indianischen Gliedern davon, den Mörder mit sich führend, der hin und wieder ängstlich um sich blickte, denn der Bruder der Geliebten des Hingeschiedenen hatte gerade hinter ihm seine Stelle eingenommen. Sie waren noch nicht weit gegangen, als dieser Bruder dem Gefangenen ein Messer in den Rücken stieß, welches abbrach, so daß ein Theil desselben in der Wunde stecken blieb. Die ganze Abtheilung kehrte jetzt nach dem Fort zurück, während der verwundete Indianer sein Todtenlied sang. Er wurde von seinen Freunden in ein auf der Prairie befindliches Dickicht getragen, woselbst alle Bemühungen derselben, die abgebrochene Klinge aus der Wunde zu ziehen, sich als erfolglos bewiesen; einige Tage darauf starb er.

Ein Bruder des Mörders, dem man den Namen Spinne (Spider) beigelegt hatte, welcher sich damals zu Kaskaskia befand, eilte, sobald er das Unglück erfuhr, nach Vincennes; der Tod hatte jedoch der grauenvollen Scene schon ein Ende gemacht. Er kam indessen früh genug, um dem Leichenbegängnisse beizuwohnen. Als der Körper eben der Erde übergeben werden sollte, öffnete er die Decke, welche den Leichnam umgab, und nachdem er einen silbernen Schmuck, der seinen Kopf umzirkelte, abgenommen hatte, band er denselben um das Haupt des Verstorbenen, und sagte: „Da, Bruder! dies wird dir im Lande der Geister Achtung verschaffen.“

* Derselbe war ein Richter des obersten Gerichtshofes des nordwestlichen Territoriums, und damals auf einer Rundreise begriffen, um die Gerichtshöfe jener ausgedehnten Region zu eröffnen.



Geschichte von George Ash.

Folgende Geschichte wurde im Herbste des Jahres 1829 der Cincinnati Chronicle durch einen Herrn mitgetheilt, und wir erzählen den Inhalt derselben in den nachfolgenden Zeilen. Er erfuhr dieselbe aus dem eigenen Munde von Ash, welcher am Ohioflusse im Staate Indiana, auf den Ländereien, welche er zuerst von den Indianern zum Geschenk erhielt, wohnte und in deren Besitz ihn der Congreß später theilweis bestätigte—als er für dieselben bezahlte. Wir copiren die Geschichte aus Turner's Zügen des indianischen Charakters.

„Mein Vater, John Ash, war einer der frühesten Auswanderer nach Kentucky, und ließ sich nahe bei Bardstown in Nelson County, viele Meilen von irgend einer andern Ansiedlung der Weißen entfernt, nieder. Im Monat März 1780, als ich ungefähr zehn Jahre alt war, wurden wir von den Shawnee-Indianern angegriffen; ein Theil der Familie wurde getödtet, die Uebrigen gefangen genommen. Wir wurden von einander getrennt, und mit Ausnahme einer jüngern Schwester, welche von derselben Abtheilung gefangen genommen wurde, welche mich in Besitz hatte, sah ich Nie-

mand von meiner Familie in einem Zeitraume von siebenzehn Jahren.

„Meine Schwester war klein; sie trugen sie zwei bis drei Tage lang mit sich; da sie aber schwer war und ihnen beschwerlich fiel, so erschlugen sie dieselbe mit dem Tomahawk, scalpirten sie und ließen sie auf dem Wege liegen. Ich wurde nach diesem verschiedene Male von einer Familie der andern übergeben, hart behandelt und ein „weißer Hund" genannt, bis ich zuletzt in eine Familie eingebürgert und als ein Mitglied derselben betrachtet wurde. Nachdem dies geschehen war, wurde ich eben so behandelt wie andere Kinder des Stammes.

Die Shawnees wohnten zu dieser Zeit am großen Miami, ungefähr zwanzig Meilen oberhalb Dayton. Hier blieben wir bis General Clarke heranrückte, uns angriff und unsere Stadt verbrannte. Wir zogen dann nach St. Mary, woselbst wir ungefähr zwei Jahre blieben. Hierauf begaben wir uns nach Fort Wayne am Maumeeflusse, woselbst wir von General Harmar angegriffen wurden; hierauf zogen wir an den Anglaize-Fluß und blieben daselbst einige Jahre. Als wir uns an diesem Orte befanden, rückte General St. Clair gegen uns an. Acht hundert und funfzig Krieger zogen ihm entgegen und unterwegs vereinigten sich funfzig Kickapoos mit ihnen.

„Die beiden Armeen trafen ungefähr eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang auf einander. Als die Indianer beinahe eine halbe Meile von St. Clair entfernt waren, kamen die Spione zurückgelaufen, um uns davon in Kenntniß zu setzen, worauf wir Halt machten. Wir beschlossen uns zu lagern; „es sei zu spät," sagten die Indianer, „das Spiel zu beginnen, sie wollten den Spaß bis auf den nächsten Morgen verschieben.

„General Blue-Jacket war unser Oberbefehlshaber. Nachdem es dunkel geworden war, ließ er alle Häuptlinge zu sich rufen, damit dieselben das, was er zu sagen habe, hören sollten. „Unsere Väter," sprach er, „pflegten dasselbe zu thun, was wir jetzt thun; unsere Stämme bekämpften andere Stämme, sie konnten sich aber immer auf ihre eigene Stärke und auf ihre Anzahl verlassen; aber in diesem Kampfe besitzen wir kein solches Vertrauen; unsere Macht und unsere Anzahl kann nicht mit der unserer Feinde in Vergleich gebracht werden, und wir können nichts thun, wenn der große Vater über uns uns nicht beisteht. Ich bete nun," fuhr Blue-Jacket fort, indem er seine Augen gen Himmel erhob, „daß er heute Nacht mit uns sein möge, (es schneite) daß er morgen die Sonne hell auf uns herabscheinen lassen möge, und wir werden dies dann als eine glückliche Vorbedeutung halten und siegen."

Blue-Jacket scheint sowohl ein Priester als ein Krieger gewesen zu sein.

„Ungefähr eine Stunde vor Tagesanbruch wurde Befehl gegeben, daß jeder Mann sich marschfertig halten solle. Bei näherer Untersuchung fand man, daß drei Feuer oder Lager, die von funfzig Pottawatomies eingenommen worden waren, uns verlassen hatten. Wir marschirten bis wir die Feuer St. Clair's zu Gesicht bekamen; hierauf begann Blue-Jacket zu sprechen und eine Hymne zu singen." Hier erwähnte der Erzähler eine gewisse Ceremonie, welche ich nicht ganz verstand. „Die Schlacht begann und dauerte etwa eine Stunde oder darüber, als die Indianer sich zurückzogen. Als sie den Kampfplatz verließen, rannte ein Häuptling, Black-Fish genannt, mitten unter sie und fragte mit einer Donnerstimme, was sie thun wollten, wohin sie gingen und wer den Befehl zum Rückzuge gegeben habe? Dies bewirkte, daß die Indianer Halt machten, und Black-Fish fuhr fort, sie mit der lei-

denschaftlichsten Beredsamkeit zum Muthe und zu „kühnen Thaten" zu ermahnen, und schloß seine Rede, indem er sagte, „er wisse nicht, was der Entschluß der Andern sein möge, was ihn jedoch selbst beträfe, so wäre sein Entschluß der, entweder zu siegen oder zu sterben! Ihr, die ihr gleich mir denkt, folgt mir!" und sie erhoben das Kriegsgeschrei, welches bedeutet, „wir siegen oder sterben."

„Der Angriff war äußerst stürmisch, und das Gemetzel ein paar Minuten lang wahrhaft schaudererregend. Viele von den Indianern warfen ihre Gewehre weg, stürzten sich mitten unter die Amerikaner und schlachteten mit dem Tomahawk. In wenig Augenblicken begannen die Amerikaner zu weichen; die Indianer nahmen Besitz vom Lager und von der Artillerie, vernagelten die Kanonen, und indianische Abtheilungen verfolgten die retirirende Armee viele Meilen weit. Eilfhundert Amerikaner blieben todt auf dem Kampfplatze. Die Anzahl der getödteten Indianer, zusammen mit der Zahl derjenigen, welche später an den erhaltenen Wunden starben, belief sich bloß auf fünf und dreißig!

„In dieser Schlacht drang eine Kugel durch Ash's Nacken; er fiel, und erzählte, daß er seine Besinnung wieder erlangt habe, während ihn ein Indianer auf seinem Rücken forttrug."

Viele Jahre darnach erfuhr Ash, daß er einen Bruder in St. Clair's Armee gehabt habe, der in jener Schlacht getödtet wurde. Wer kann sagen, daß er nicht selbst die Kugel abfeuerte, die das verhängnißvolle Werk verrichtete?—denn Alle, welche Ash gesehen haben, werden zugeben, daß er nicht der Mann dazu war, in der Schlacht müßig zu bleiben.

„Nach dieser Schlacht wurde ich mit acht Andern als Gesandter an die Creek-Nation abgeschickt. Unsere Absicht war, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dieser Nation und unserm Stamme zu erneuern und zwei von uns waren zu

diesem Zwecke regelmäßig beglaubigte Gesandte. Unser Besuch dauerte ein Jahr und wir erreichten den Zweck unserer Mission vollkommen. Die Nationen nördlich vom Ohio wünschten, sich durch auswärtige Bündnisse gegen die Weißen zu stärken.

„Während unserer Abwesenheit hatte unser Stamm eine Schlacht mit den Weißen, nahe bei Fort Hamilton. Die amerikanische Armee wurde, wie ich glaube, von General Bradley befehligt.

„Nach unserer Rückkehr rückte Wayne mit achttausend Mann gegen uns an. Wir sandten unsere Läufer an alle Nationen, um Krieger zu sammeln und bald stand eine Armee von fünfzehnhundert Mann im Felde. Wir marschirten Wayne entgegen, der sich bei Fort Recovery gelagert hatte. Wir nahmen auf unserem Marsche einen Spion Wayne's,—einen Chickasaw—gefangen. Er wurde nach der indianischen Armee gebracht, um einen Bericht über die Bewegungen Wayne's zu geben. Aber die Indianer waren wegen seiner Verräthereien so wüthend auf ihn, daß sie über ihn herfielen und mitten in seiner Erzählung tödteten. Die Chippeway-Indianer schnitten ihn in Stücke, rosteten und aßen ihn.—Unsere Armee hatte damals großen Mangel an Mundvorrath.

„Nahe bei Fort Recovery trafen wir auf eine Abtheilung der amerikanischen Armee und bekämpften sie mit geringem Erfolge. Hierauf kehrten wir nach Hause zurück. Wayne marschirte auf die Städte los, und es konnten kaum dreihundert Krieger gemustert werden, um ihm die Spitze zu bieten. Wir rückten trotzdem dennoch aus und bekämpften ihn in zwei Schlachten, die innerhalb drei Tagen gefochten wurden. Diese Schlachten wurden nahe bei Fort Wayne geschlagen, und die Plätze, auf denen sie stattfanden, sind nicht mehr als fünf

Meilen davon entfernt. Die Indianer wurden in der That besiegt und der Krieg war zu Ende. General Blue-Jacket pflanzte während jenes Winters die Stillstandsflagge auf und marschirte nach Greenville, um mit Wayne zu unterhandeln.

Wir sind alle genau mit der Geschichte dieser indianischen Kriege bekannt—mit den Thaten des tapferen aber unglücklichen St. Clair—und denen des ritterlichen und siegreichen Wayne. Dieses ist, meinem Wissen nach, der erste indianische Bericht von diesen Begebenheiten, welcher bekannt gemacht wurde; wenn derselbe richtig ist—und ich habe hinreichenden Grund es zu glauben,—so muß derselbe wenigstens den Tadel, mit welchem St. Clair beschuldigt wurde, vermindern, wenn er dem Ruhme Wayne's keinen Eintrag thut. St. Clair ließ sich von den Indianern auf ihrem eigenen Grund und Boden überrumpeln—ein Fehler, welcher der Meinung Washingtons zufolge, keine Entschuldigung zuließ; nebenbei war seine Armee der des Feindes an Zahl überlegen. Aber wenn wir seine Unkenntniß der indianischen Kriegführung in Betracht ziehen und bedenken, daß er die Indianer in ihrer eigenen Wildniß zu bekämpfen hatte, so müssen wir anerkennen, daß seine Ueberlegenheit nicht sehr groß war. Wir müssen gleichfalls annehmen, daß ihre Armee aus beinahe tausend Mann bestand und zwar aus solchen Männern, welche nicht leicht durch irgend eine Macht überwältigt werden konnte, denn ihr Wahlspruch war: „Wir siegen oder sterben."

Ash war nun siebzehn Jahre bei den Wilden gewesen. Er hatte sich längst auf gleichen Fuß mit denselben gestellt, redete ihre Sprache vollkommen, aber seine eigene beinahe vergessen; ihre Kleidung, sowie ihre ganze Lebensweise hatte er gleichfalls angenommen. Sein rechtes Ohr ist auf eine besondere Art durchbohrt, und zwar zu dem Zwecke, Geschmeide in demsel-

ben zu tragen. Der Rand des Ohrs ist ungefähr einen drittel Zoll breit abgeschnitten, ausgenommen an den Enden, wo es am Kopfe angewachsen ist. Dieser Rand hängt ins Gesicht herab und dient als eine Art von Schleife. Der Knorpel, welcher die Nase theilt, ist durchstochen; es befindet sich gleichfalls ein Loch in seinem linken Ohre. Ich stellte einige Fragen, rücksichtlich seiner Bemalung. Er sagte mir, daß er es thäte, und wenn er das schöne Geschlecht besuche, sich mit Zierrathen von Silber schmücke, welche ungefähr hundert Dollars werth seien. In seiner Nase trug er drei silberne Kreuze und sieben halbe Monde, die auf fünf bis sechshundert Dollars geschätzt wurden, und während er fortfuhr, die Decorationen, welche er bei diesem galanten Zuge an sich trage und den Empfang, welcher ihm zu Theil werde, zu beschreiben, konnte ich nicht umhin darüber nachzudenken, welchen Einfluß der Schmuck bei dem schönen Geschlechte in allen Zeitaltern und bei allen Nationen ausübt.

„Nach dem Frieden," fuhr er fort, „sagte ich den Indianern, daß ich mich nach den Ansiedlungen der Weißen begeben wolle, um zu sehen, ob noch Jemand von meiner Familie am Leben sei. Sie machten zuerst Einwürfe, willigten jedoch zuletzt ein und ich begab mich in vollem Anzuge, mit einem guten Pferde, einer guten Büchse und einem guten Jagdhunde auf die Reise nach Fort Pitt.

„Nachdem ich vierzehn Tage allein durch die Wildniß gereist war, kam ich an dem Platze meiner Bestimmung an. Ich fand daselbst meinen Bruder und erfuhr, daß mein Vater immer noch in Kentucky lebte. Nachdem ich eine Zeitlang zu Fort Pitt geblieben war, wurde ich von einem Herrn als Führer durch die Wildniß nach Detroit angestellt. Als wir in der Nachbarschaft von Detroit angekommen waren, sagte ich dem Herrn, daß er nun allein weiter reisen möge, indem ich

den Winter unter den Indianern und bei meiner Frau zubringen wolle; denn ich hatte eine Frau genommen, ehe ich die Indianer verließ. Er holte mich im Frühjahr wieder ab und wir kehrten zusammen nach Fort Pitt zurück.

„Daselbst verkaufte ich mein Pferd und fuhr auf einem Boote den Ohiofluß hinab, in der Absicht, meinen Vater zu besuchen. Ich kam bei Nacht bei seinem Hause an und ersuchte ihn um ein Nachtlager. Er verweigerte eine solche Bitte Niemanden, wer es auch sein mochte; es war jedoch augenscheinlich, daß ihm mein Aussehen nicht sehr gefiel, denn ich trug noch immer meine indianische Kleidung und konnte nur einige Worte Englisch sprechen.

„Er schenkte mir nur wenig Aufmerksamkeit, gab einem Diener Aufträge in Bezug auf mein Logis, und wollte sich eben zu Bette begeben, als ich ihn in ein Gespräch zog, indem ich einige Fragen in Bezug auf seine Familie an ihn richtete. Ich frug ihn, ob er keinen Sohn, Names George gehabt habe, welcher (vor vielen Jahren) von den Indianern gefangen genommen wurde. Er erwiederte, daß dem so sei—daß er gehört habe, derselbe wäre bei der Niederlage St. Clair's betheiligt gewesen und getödtet worden. Ich gab ihm die Versicherung, daß dieser Bericht unwahr sei und daß ich etwas von seinem Sohne wisse. Auf seine dringende Frage, wo derselbe wäre, erwiederte ich: „Er steht vor Dir." Er blickte mich mit forschender Genauigkeit an und begann das Zimmer zu durchschreiten. Er ging zwei Stunden lang im Zimmer auf und ab, ehe er eine Sylbe von sich gab. „Würdest Du Deinen Bruder Heinrich kennen," sagte er endlich, „wenn Du ihn sähest?" Ich antwortete „Nein," denn er war noch ein kleines Kind, als ich wegging! Er dachte, ich würde ihn dennoch kennen und obgleich es spät am Abend war, ritt er noch mehrere Meilen weit, um ihn zu holen."

Bei diesem Theile der Erzählung bemerkte ich, daß Ash's Augen feucht und seine Stimme heiser wurde. Er stand auf, um wegzugehen, wurde jedoch durch einiges Bitten veranlaßt, zurückzukommen und seine Erzählung fortzusetzen.

„Mein Vater," erzählte Ash weiter, „war reich geworden und besaß Neger und schöne Pferde in Ueberfluß. Aber meine Mutter war todt und mein Vater hatte eine zweite Frau genommen, welche sich durchaus nicht genirte, mir zu sagen, daß dies kein Platz für mich sei.

„Ich reiste abermals nach dem Lande der Indianer ab, ging über den Ohio und schlug mein Lager an dem Ufer dieses Stromes, der Mündung des Kentucky-Flusses gerade gegenüber, an dem Orte, wo jetzt mein Haus steht, auf.

„Nachdem ich eine Zeitlang gejagt hatte, entschloß ich mich, meinen rothen Brüdern einen neuen Besuch abzustatten und ein Freund gab mir ein Pferd zum Reiten. Ich fand dieselben damit beschäftigt, eine Deputation an ihren großen Vater, den Präsidenten, abzusenden und ich mußte mich auf ihr unbedingtes Verlangen der Gesellschaft anschließen. Mit einer Anzahl von Häuptlingen begab ich mich nach Philadelphia und nachdem ich den Präsidenten und alle großen Leute daselbst besucht hatte und von denselben ohne Zweifel für einen sehr guten I n d i a n e r gehalten wurde, kehrte ich nach meinem alten Lager zurück, wo ich jetzt wohne.

„Als Vergütung für meine Dienste bei dieser Mission bewilligten mir die Indianer eine Strecke Land, der Mündung des Kentucky-Flusses gegenüber gelegen, welche vier Meilen den Fluß entlang und eine Meile in der Breite maß. Als das Territorium an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde, vernachlässigten die Indianer, sich das mir bewilligte Land vorzubehalten. Ich hatte einige Theile desselben cultivirt und dasselbe war weit mehr werth, als der Gouverne-

mentspreis betrug. Es wurde jedoch zum Verkauf ausgeboten; ich reichte eine Bittschrift bei dem Congresse ein, mir das zu sichern, was in der That mein Eigenthum war. Derselbe verweigerte meine Bitte, erlaubte mir jedoch so viel für den Regierungspreis anzukaufen als ich konnte.

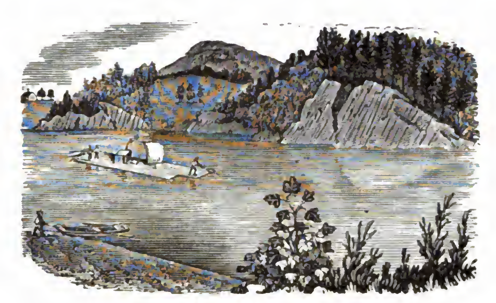
„Ich hatte mich für reich an Ländereien gehalten, aber ich war arm an Geld und es blieben mir nur ungefähr zweihundert Acker als Besitzthum. Auf diesen habe ich seitdem immer gewohnt.

Dies ist die vollständige Geschichte von George Ash."





General Simon Kenton.



Kenton und Girty.

Simon Kenton war einer der frühesten Ansiedler auf dem Gebiete des jetzigen Staates Kentucky. In der Jagd auf wilde Thiere und auf Indianer kamen wenige ihm gleich. Er war tapfer, unternehmend, entschlossen und schlau. Simon Girty, ebenfalls ein wohlbekannter Hinterwäldler, war in seiner Jugend ein vertrauter Spielkamerad Kentons gewesen. Aus gewissen Ursachen, über denen indeß jetzt der Schleier des tiefsten Geheimnisses ruht, hatte sich Girty aus den Ansiedlungen der Weißen entfernt, war ein Freund und treuer Bundesgenosse der Indianer geworden und hatte sich bei allen Einfällen derselben auf die Ansiedlungen der Weißen, besonders in Pennsylvanien, als höchst rachgierig und blutdürstig benommen, so daß er mit Recht von allen Weißen als ihr ärgster Feind betrachtet wurde. Da er sehr stark und äußerst gewandt war, sich vor Nichts in der Welt fürchtete und stets bereit war, an jeder noch so waghalsigen und blutgierigen Unternehmung Theil zu nehmen, so stand er unter den Indianern in großem Ansehen und es wurde viel Gewicht



Simon Girty.

auf seine Rathschläge gelegt. Er hatte an fast allen Kriegs- und Raubzügen gegen die Ansiedlungen in Pennsylvanien und Virginien bis zum Jahre 1778 Theil genommen. In diesem Jahre trug sich indeß eine Begebenheit zu, die den einzigen Glanzpunkt in seinem ruchlosen Leben darstellt und die wir deshalb weitläuftiger beschreiben wollen.

Girty befand sich zu dieser Zeit in Sandusky, im jetzigen Staate Ohio, und Simon Kenton war zu derselben Zeit dorthin gebracht, um zu Tode gemartert zu werden, nachdem er von einer Streifpartie der Indianer am Ohioflusse ge-

fangen genommen war. Girty und Kenton hatten in den früheren Kriegen gleichzeitig in Fort Pitt, dem jetzigen Pittsburg, gedient und an Dunmores Kriegszuge Theil genommen; allein Kentons Gesicht war bereits von den Indianern geschwärzt worden, als Vorbereitung zu dem Scheiterhaufen, auf den er so eben geführt werden sollte und deshalb erkannte Girty seinen Spiel- und Waffengefährten nicht. Girty war soeben von einem verunglückten Kriegszuge nach Pennsylvanien zurückgekehrt und er war wüthend über das Mißlingen desselben. Sobald deshalb Kenton in das Dorf gebracht wurde, fiel er über ihn her und ließ seine Wuth an ihm aus durch wiederholtes Schlagen und Treten mit den Füßen, nachdem er ihn zu Boden geworfen hatte. Er wußte, daß der Gefangene aus Kentucky war und beabsichtete wahrscheinlich durch diese üble Behandlung ihn zu zwingen, gewisse Aufschlüsse über Dinge, die er zu wissen wünschte, zu erlangen. Er fragte ihn unter anderm, wie viele Menschen jetzt in Kentucky wohnten und da Kenton diese Frage nicht beantworten wollte oder konnte, nannte er indeß mehrere Namen bedeutender Männer, die sich damals in Kentucky befanden. „Kennst Du William Stewart?" fragte Girty. „„Ganz genau,"" antwortete Kenton, „„er ist mein alter und vertrauter Freund."" „Und wie heißt Du denn?" „„Simon Kenton,"" antwortete Kenton und, sobald er diesen Namen ausgesprochen, verwandelten sich die wilden und wüthenden Züge Girtys plötzlich. Er nahm Kenton bei der Hand, half ihm vom Boden aufstehen und umarmte ihn herzlich, während er inständig um Verzeihung bat wegen der ihm erzeigten schmachvollen Behandlung und ihm versprach, sein Leben zu erhalten und die Freiheit zu verschaffen. „Sim" sagte er, während er wie ein Kind weinte, „Du bist zwar zum Tode verurtheilt, allein ich will Alles aufbieten, Dir das Leben zu erhalten.

Die Scene wird zwar von einigen Erzählern mit andern Nebenumständen berichtet, allein alle stimmen darin überein, daß Girty bei dieser Gelegenheit wahrhaft ergriffen war und daß es ihm Leid that, seinen alten Gefährten übel behandelt zu haben.

Kenton selbst hat mehrere Jahre vor seinem Tode die näheren Thatumstände seiner Gefangenschaft einem Schreiber in die Feder dictirt und aus dieser Erzählung entnehmen wir folgende Stelle:

„Sobald Girty meinen Namen hörte, wurde er augenblicklich sehr gerührt, fiel mir um den Hals und drückte mich an seine Brust. Dann wandte er sich an die versammelten Krieger, die diesen Auftritt mit Erstaunen angesehen hatten und hielt eine kurze Anrede an sie. Aus dem großen Ernste, mit dem er sprach, sah man deutlich, daß ihm die Worte vom Herzen kamen. Er sagte ihnen, der Gefangene, den sie im Begriffe ständen, zu Tode zu martern, sei sein Jugendgefährte und Busenfreund; sie seien mit einander auf einem Kriegspfade gewandelt, haben auf derselben Decke geschlafen und in einem Wigwam gewohnt. Er flehete sie an, ihm den Schmerz zu ersparen, die Martern seines Freundes mit anzusehen, die dieser kraft ihres Ausspruches, von den Händen seiner rothen Adoptivbrüder jetzt erdulden solle. Er bat sie, das Geschenk des Lebens eines einzigen weißen Mannes ihm nicht zu verweigern, da aus dreijähriger Erfahrung sie ganz genau wissen müssen, wie aufrichtig und gewissenhaft er sich ihrer Sache angenommen.

„Die Indianer hatten die Rede mit dem tiefsten Stillschweigen angehört. Sobald er geendet, drückten mehre Häuptlinge ihre Zustimmung in gewissen einsilbigen Kehltönen aus; während andere ihre Ablehnung des Vorschlags in eben so lakonischer Art kund gaben. Einer der Gegner nahm nun das Wort

und drang darauf, daß das Urtheil vollstreckt werden müsse, weil es in großem und feierlichem Rathe gefällt sei und weil sie nicht wie die Weiber handeln dürften, die jede Stunde ihre Beschlüsse ändern. Er legte ferner dar, daß Kenton des Todes schuldig sei, weil er ihre Pferde fortgetrieben und sein Gewehr auf einen ihrer jungen Krieger abgedrückt habe, daß ein so schlechter Kerl kein Indianerherz bekommen könne, wie ihr Bruder Girty, daß die Kentuckier alle gleich schlecht seien, und daß es rathsam sei, sie so geschwind zu tödten wie man sie fangen könne. Endlich sagte er, daß es sehr unhöflich sei, Kenton nicht zu Tode zu martern, da viele ihrer Genossen eine weite Reise gemacht hätten, um das Vergnügen zu haben, bei den Martern hülfreiche Hand zu leisten, und er malte das Mißvergnügen und die getäuschte Erwartung derselben mit sehr glänzenden Farben aus, im Falle sie ausfinden würden, daß ihre gehabte Mühe vergeblich gewesen sei.

„Girty wartete mit ersichtlicher Ungeduld bis der junge Krieger seine eindringliche und spitzfindige Rede geendet; dann aber sprang er von seinem Sitze auf und mahnte sie kurz, aber sehr bündig, an alle Dienste, die er ihnen geleistet und an die Anhänglichkeit, die er ihrer Sache gezeigt. Er fragte, ob man ihm vorwerfen dürfe, daß er sich je der Weißen angenommen? ob er je des Lebens eines dieser verhaßten Rasse geschont? ob er nicht sieben Scalps von dem letzten verunglückten Zuge heimgebracht? ob er nicht sieben weiße Gefangene an dem Tage ihnen übergeben, um damit zu schalten nach ihrem Ermessen? ob er auch nur den leisesten Wunsch geäußert, daß das Leben irgend einem der Gefangenen gelassen werden möge? Dies sei das erste Mal und solle das letzte Mal sein, daß er einen solchen Wunsch äußern wolle und wenn sie jetzt ihm verweigern würden, was sie in keinem Falle einem ihrer eingebornen Häuptlinge je verweigert hät-

ten, so müsse er sich für entehrt halten und unwerth des Zutrauens des Stammes. Welcher ihrer eingebornen Häuptlinge habe aber mehr Thatkraft bewiesen wie er? Von welchem Unternehmen habe er sich je zurückgezogen? Welcher Weiße habe jemals seinen Rücken gesehen? Wessen Tomahawk sei blutiger wie der seinige? Mehr wolle er nicht reden. Er verlange als erste und letzte Gunstbezeigung, als Beweis, daß man seinen Eifer und seine Treue ehre, daß man das Leben seines Busenfreundes schone.

„Andere Redner sprachen nun für und gegen den Vorschlag und die Berathung währte nahe an zwei Stunden. Kentons Lage kann man sich leichter einbilden als beschreiben. Er verstand kein Wort von dem, was man sprach. Er sah, daß Girty mit Ernst und Eifer sprach und daß man oft auf ihn selbst blickte und zwar mit ganz verschiedenem Ausdrucke in Blick und Geberde. Er sah, daß sein Freund sich bemühete, sein Leben zu retten und daß eine große Anzahl des Rathes sich dagegen auflehnte. Endlich wurde die Kriegskeule des Stammes herbeigeholt um damit die übliche Abstimmung vorzunehmen. Mit gespannter Erwartung achtete Kenton auf den Erfolg und es läßt sich seine unermeßliche Freude denken, als er fand, daß die Zahl derjenigen, welche mit der Keule auf den Fußboden des Rathzeltes stampften, bei weitem geringer war als die Zahl derjenigen, welche sie weiterreichten ohne den Fußboden damit zu berühren. Girtys Partei hatte den Sieg im Rathe errungen und er selbst bemühete sich sofort, die Lage seines Freundes zu erleichtern. Er führte ihn in seinen eigenen Wigwam, versorgte ihn mit Indianerschuhen und Gamaschen, Hut, Rock und Halstuch."

Einige Wochen darauf wurde Kenton nach Detroit geschickt und von dort aus erreichte er nach mancherlei Abenteuern, endlich seine Heimath in Kentucky.

Girty blieb bei den Indianern und behauptete seinen Einfluß auf sie und sein Ansehen unter ihnen bis an sein Lebensende; leider aber behielt er auch seine Feindschaft gegen die Weißen bei und zeichnete sich in mancher Gräuelscene gegen sie unrühmlich aus.





General Clarke und die Indianer.

General George Roger Clarke stand bei den ersten Ansiedlern von Kentucky in sehr großem Ansehen. Seine persönliche Tapferkeit und seine ausgezeichneten Feldherrntalente waren weit und breit bekannt und gebührend geschätzt und sobald Gefahr drohete, so war er stets der erste auf dem Sammelplatze. Als Führer gegen die Indianer hatte er Niemand, der es ihm gleichthat, und seine Kenntnisse der Kriegsführung unter civilisirten Nationen waren sehr umfassend. Die Führung des Zuges gegen Kaskaskia zeugt von seinen großen Feldherrntalenten und von außerordentlicher persönlicher Tapferkeit. Niemand kannte den eigenthümlichen Charakter der Indianer besser, als Gen. Clarke. Wenn er mit ihnen unterhandelte, so schlug er einen ganz andern Weg ein, wie die Weißen gewöhnlich nahmen. Er machte ihnen nie falsche Vorspiegelungen, sondern ging geradeswegs auf sein Ziel los und er erwarb sich dadurch nicht nur ihre Achtung, sondern in der Regel auch ihr Zutrauen.

Die folgende Rede, die er bei Gelegenheit einer Unterhandlung bei Fort Vincennes an sie hielt, zeigt den Weg, den er zu verfolgen pflegte, auf das Beste:



General George Roger Clarke.

„Männer und Krieger! Achtet auf meine Worte. Ihr sagtet mir gestern, der Große Geist habe uns zusammengeführt und da er gut sei, so werde auch diese Berathung zu unserm Besten dienen. Ich hege dieselbe Hoffnung und erwarte, daß beide Parteien das halten werden, was sie beschließen mögen, ob Krieg oder Frieden, damit wir uns der Leitung des Großen Geistes würdig zeigen. Ich bin Mann und Krieger, aber kein Rathspfleger. Ich halte Krieg in meiner Rechten und Frieden in meiner Linken. Ich bin von dem großen Rathe des langen Messers (Congreß der Ver. Staaten) und dessen Freunden gesandt worden, alle Plätze in Besitz zu nehmen, die die Engländer in diesem Lande inne haben und die Bewegungen der Rothmänner zu überwachen, den Pfad derer blutig zu machen, die es versuchen mögen, den Lauf des Flusses zu hemmen, aber den Weg von uns zu denen rein zu machen von allen Hindernissen, die es vorziehen, Frieden mit uns zu halten, damit Weiber und Kinder auf demselben nicht straucheln können. Ich bin ermächtigt, vom großen Feuer (Kriegsrath) so viele Krieger zu verlangen, daß das Land davon dunkel wird und daß die Rothmänner keinen Ton anderer Vögel hören, als solcher, die sich von Blut nähren. Ich weiß, daß Eure Augen umnebelt sind. Ich will den Nebel verscheuchen, damit ihr die Ursache des Krieges zwischen dem großen Messer und den Engländern klar sehet. Dann könnt Ihr selbst urtheilen, welche Seite Recht hat und wenn Ihr so brave Krieger seid, wie Ihr behauptet, so werdet ihr es dadurch beweisen, daß Ihr Eure Freundschaft dem Theile zuwendet, den Ihr für den würdigsten haltet und daß Ihr nicht wie Weiber handelt.“

„Die großen Messer sind ziemlich in derselben Lage wie die Rothmänner. Sie wissen nicht Decken zu bereiten und Schießpulver und Tuch. Sie kaufen diese Sachen von den

Engländern, von denen sie entsprungen sind. Sie leben wie Ihr und Eure Nachbarn, die Franzosen, davon, daß sie Getreide bauen, der Jagd pflegen und Handelschaft betreiben. Aber die großen Messer vermehrten sich täglich wie die Bäume im Walde und das Land wurde arm und die Jagd schlecht und da sie deshalb wenig hatten, womit sie Handel treiben konnten, so weinten die Weiber, weil sie ihre Kinder nackt gehen lassen mußten und sie versuchten zu lernen, wie man Kleider für sich selbst macht. Bald machten sie Decken für sich und die Männer lernten Gewehre machen und Pulver. Deshalb brauchten wir nicht mehr so viel von den Engländern zu kaufen. Darüber wurden sie böse und sandten starke Besatzungen in unser Land, wie Ihr selbst wißt, daß sie es in Eurem Lande und im Lande der Franzosen gethan haben und an den großen Seen. Sie wollten unsere Weiber nicht spinnen und unsere Männer kein Pulver machen lassen und verboten uns mit andern Völkern Handel zu treiben. Die Engländer sagten, wir sollten Alles von ihnen kaufen und da wir übermüthig geworden, so sollten wir jetzt zwei Hirsche für eine Decke geben, die sonst um einen feil war. Wir sollten ganz nach ihrer Willkühr handeln und sie tödteten einige von uns, um den andern Furcht einzuflößen. Dies ist die wahrhafte Ursache des Krieges zwischen den Engländern und uns, der erst lange Zeit nach jener üblen Behandlung ausbrach.

Unsere Weiber wurden kalt und hungrig und weinten bitterlich. Unsere jungen Männer verloren den Weg, weil Niemand mit weisem Rathe sie darauf erhielt. Finsterniß brach ein über das ganze Land. Die alten Männer ließen aus Scham die Köpfe hängen, weil sie die Sonne nicht sehen konnten und so war Trauer im Lande mehre Jahre. Endlich erbarmte sich unser der große Geist und zündete uns das große Rathsfeuer an, das nie verlischt an dem Orte, welcher

Philadelphia genannt wird. Dann richtete er einen Pfahl auf, legte eine Streitart dabei und ging fort. Sofort wurde die Sonne wieder sichtbar, der Himmel wieder blau, die Alten richteten die Häupter wieder empor und versammelten sich zur Berathung. Sie nahmen die Art auf, schärften sie und gaben sie den jungen Männern und geboten ihnen, die Engländer niederzumachen, so lange sie deren finden würden auf dieser Seite des großen Wassers. Die jungen Männer hieben die Art sofort in den Kriegspfahl, und viel Blut ist seitdem vergossen. So begann der Krieg, und die Engländer sind von Ort zu Ort getrieben bis sie schwach wurden; dann aber mietheten sie die Rothmänner, für sie zu fechten. Der große Geist wurde böse darüber und bewog Euern alten Vater, den König der Franzosen und andere Nationen, sich auf die Seite der Langmesser zu schlagen und mit ihnen gegen ihre Feinde zu kämpfen. Daher sind die Engländer den Hirschen im Walde gleich geworden, und Ihr könnt sehen, daß der große Geist Euer Wasser getrübt hat, weil Ihr für das Volk kämpft, auf das er böse ist. Wenn Eure Weiber und Kinder Ursache bekommen zu wehklagen und zu weinen, so müßt Ihr Euch selbst die Schuld zuschreiben und nicht den Langmessern.

„Ihr könnt jetzt selbst beurtheilen, wer Recht hat. Ich habe Euch schon gesagt, wer ich bin. Hier ist ein blutiger Gürtel und ein weißer; nehmt, welchen Ihr wollt. Betragt Euch wie Männer und nehmt nicht den einen Gürtel, weil Ihr von Langmessern umringt seid, während Euer Herz den andern vorzieht. Wählt Ihr den blutigen Gürtel, so könnt Ihr diesen Platz ungehindert verlassen und Euch zu Euren Freunden, den Engländern, begeben. Wir wollen dann, wie es Kriegern ziemt, versuchen, wer dem andern den meisten Schaden zufügen und seine Kleider am längsten blutig tragen kann. Wählt Ihr hingegen den Friedenspfad und wollt Ihr

Euch mit den Langmessern und ihren Freunden, den Franzosen, verbrüdern, so laßt Euch nicht von schlimmen Vögeln, die durch Euer Land fliegen, verlocken, sonst verdient Ihr nicht länger unter die Männer gezählt zu werden, sondern Ihr werdet als zweizüngige Geschöpfe angesehen werden, die man erschlagen muß, ohne auf das zu hören, was sie sagen. Da ich überzeugt bin, daß Ihr bis dahin die Wahrheit nicht gehört habt, so verlange ich keine Antwort, bis Ihr Euch mit einander wohl berathen habt. Wir scheiden daher heute Abend, und sobald wir uns wiedersehen, laßt uns mit einander wie Männer sprechen mit einer Zunge und einem Herzen."

Diese Art, zu ihnen zu sprechen, war sehr wirksam; denn sie traf den Nagel auf den Kopf. Gen. Clarke schloß mehre bedeutende Verträge mit den nordöstlichen Indianern.





Der Witwe Haus.

Ueberfall der Indianer auf das Haus der Witwe Scraggs.

Am 11. April 1787 ereignete sich im Hause der Witwe Scraggs am Coopersflusse in Burbon County in Kentucky folgende Schaudergeschichte. Sie bewohnte ein sogenanntes doppeltes Blockhaus in einer damals sehr einsamen Gegend. Den einen Theil des Hauses bewohnte die alte Frau selbst nebst ihren beiden erwachsenen Söhnen und ihrer verwitweten Tochter, welche einen Säugling an der Brust hatte. In dem andern wohnten zwei erwachsene Töchter, sechszehn und zwanzig Jahre alt, und eine jüngere, etwa 10 oder 11 Jahre alt. Eine der ledigen Töchter saß um 11 Uhr Nachts noch am Webstuhle, während die übrigen Mitglieder der Familie bereits schlafen gegangen waren, mit Ausnahme des einen erwachsenen Sohnes. Dieser war durch einige ungewöhnliche Ereignisse wach gehalten. Er hatte seit 10 Uhr verschiedentlich Eulenrufe in dem benachbarten Gehölze gehört, die einander auf gar seltsame Weise zu antworten schienen. Die Pferde, welche, wie gewöhnlich, in einer Verzäunung in der Nähe des Hauses gehalten wurden, waren äußerst unruhig, und aus ihrem Schnauben und Stampfen ging deutlich hervor, daß irgend etwas Fremdartiges in ihrer Nähe befindlich sein müsse. Der junge Mann war mehrmals im Begriffe, seinen Bruder zu wecken; allein die Furcht, wegen zu großer Aengstlichkeit ausgelacht zu werden, hielt ihn davon ab. Endlich hörte er rasche Schritte im Hofe und lautes Pochen an der Hausthüre, während Jemand, anscheinend in gutem Englisch, Einlaß begehrte. Aus dem Sprechen den Schluß ziehend, daß irgend ein verspäteter Reisender Obdach suche, war er im Begriff, den großen Riegel, womit die Thüre verschlossen, hinwegzunehmen, als seine alte Mutter, welche lange an der

Indianergrenze gewohnt und wahrscheinlich den fremdartigen Accent besser beobachtet hatte, ihm zurief, er solle bei Leibe nicht öffnen, die Fremden seien Indianer.

Sie weckte sogleich den älteren Sohn, und beide ergriffen sofort die Gewehre, welche stets geladen bereit standen, und waren gefaßt, sich und die Ihrigen zu vertheidigen. Die Indianer, wohl einsehend, daß ihre List mißglückt, rannten nun sogleich mit Heftigkeit gegen die Thüre; allein diese war fest, und ein wohlgerichteter Schuß durch die Zwischenräume in den Holzwänden zwang die Angreifer, sich vorläufig zurückzuziehen. Allein bald darauf entdeckten sie die Thüre zu dem anderen Theile des Blockhauses, in dem die Töchter schliefen. Die Gewehre der Söhne konnten diesen Eingang leider nicht bestreichen, und bald erbrachen die Indianer die Thüre mit einigen Riegeln, welche sie von der Hofumzäunung herbeiholten. Die eine der Töchter wurde sogleich gepackt und ohne Widerstand gebunden; die ältere aber vertheidigte sich verzweifelt mit einem Messer, welches sie am Webstuhle gebraucht hatte, und sie traf einen der Indianer damit ins Herz, ehe es den übrigen gelang, sie niederzumetzeln.

Unterdessen war die jüngste Tochter, welche die Indianer übersehen hatten in ihrem Eifer, sich der beiden erwachsenen Mädchen zu bemächtigen, in den Hof gelaufen und hätte sich durch die Flucht retten können; allein statt sich davon zu machen, lief das unglückliche Kind händeringend um das Haus und schrie gar jämmerlich über den Tod ihrer Schwestern. Die Brüder waren schon im Begriffe, herauszustürzen und das jammernde Kind zu sich hereinzuholen, als sich die Mutter ihnen in den Weg warf und erklärte, man müsse das Kind seinem Schicksale überlassen, da das Herausgehen aus dem Hause alle Uebrigen in Gefahr setze, ohne daß man dem Kinde helfen könne. In demselben Augenblicke schrie dasselbe



Ueberfall auf das Haus der Witwe Scraggs.

nochmals laut auf; allein aus dem darauf folgenden immer leiser werdenden Stöhnen ließ sich deutlich schließen, daß es bereits von den Indianern ermordet sei. Gleich darauf hörte man das Prasseln von Flammen, begleitet von einem Jubelgeschreie der Indianer, denen es gelungen war, den Theil des Hauses, worin die Töchter geschlafen, in Brand zu stecken.

Das Feuer ergriff bald den andern Theil des Hauses, und es blieb nun den Angegriffenen die Wahl, entweder in den Flammen zu sterben oder das Haus zu verlassen. Sie wählten das Letztere, da es die einzige Möglichkeit bot, daß wenigstens Einige sich retten könnten. Der älteste Sohn nahm seine Mutter in Schutz und versuchte sie über die Hofumzäunung zu heben, während die verwitwete Tochter mit ihrem Säuglinge und unterstützt von dem jüngeren Bruder eine andere Richtung einschlugen. Die Feuersbrunst erhellte den ganzen Hof, und man sah deutlich die Indianer in einiger Entfernung auf ihre Schlachtopfer lauern. Sobald die alte Frau an die Verzäunung gelangt war und dieselbe übersteigen wollte, fiel sie, von mehren Kugeln in die Brust getroffen, todt nieder. Der älteste Sohn entging den Kugeln der Feinde wie durch ein Wunder, und seiner außerordentlichen Behendigkeit und Gewandtheit gelang es, sich zu retten.

Die verwitwete Tochter und der jüngere Sohn erreichten ebenfalls die Verzäunung des Hofes, aber als sie dieselbe übersteigen wollten, wurden sie plötzlich von allen Seiten angegriffen. Die Indianer hatten ihre Schießgewehre bei Seite gelegt und drangen mit ihren Streitärten auf sie ein. Der junge Mann vertheidigte seine Schwester auf das äußerste, schoß auf die Angreifer erst und schwang dann sein Gewehr wie einen Prügel gegen sie mit einer solchen Wuth, daß er die ganze Aufmerksamkeit der Feinde auf sich und von seiner Schwester mit ihrem Säuglinge ablenkte, wodurch sie Gele-

genheit bekam, glücklich zu entschlüpfen. Allein er wurde bald darauf überwältigt und niedergemetzelt. Am andern Morgen fand man seinen Leichnahm gräßlich verstümmelt im Hofe liegen. Die jüngere Tochter wurde von den Indianern als Gefangene mitgeschleppt.

Durch den geretteten Bruder wurde sofort die Nachbarschaft in Bewegung gesetzt und mit Tagesanbruch hatten sich an 30 Nachbarn zur Verfolgung der Indianer versammelt. Gegen Morgen war ein wenig Schnee gefallen und die Spur der Indianer war deshalb leicht aufgefunden und rasch zu verfolgen. Sie führte in die bergige Gegeyd am Lickingflusse und es ließ sich deutlich wahrnehmen, daß der Rückzug der Indianer sehr eilig gewesen war. Unglücklicher Weise hatte einer der Weißen einen Jagdhund mitgenommen und dieser verfolgte die Indianerspur nicht nur auf das eifrigste, sondern als die Spur frischer wurde bellte er laut und gab dadurch den Indianern ein Zeichen, daß sie von den Ansiedlern verfolgt würden. Die unglücklichen Folgen davon zeigten sich gar bald, denn kurz darauf fanden sie die jüngere geraubte Tochter mit vielen Wunden bedeckt und blutend und noch warm im Schnee liegen. Als die Weißen ihr naheten hatte sie noch Kraft genug, ihnen mit der Hand zuzuwinken. Ihr Bruder sprang vom Pferde und richtete sie auf; sie murmelte noch einige unverständliche Worte und verschied in seinen Armen.

Die Verfolgung wurde nun rasch wieder fortgesetzt und in weniger als zwanzig Minuten bekam man die Indianer zu Gesichte. Sie hatten einen steilen und oben sehr scharfen Bergrücken besetzt und schienen es darauf abgesehen zu haben, ihre Anzahl in den Augen der Verfolger zu vergrößern, denn sie liefen stets von einem Baume zum andern und schrieen unaufhörlich aus Leibeskräften. Allein ihre Verfolger waren

mit den Listen der Indianer zu wohl bekannt als daß sie sich hätten täuschen lassen. Sie wußten aus den Spuren, daß die Anzahl der Indianer geringer sei als ihre eigne, deshalb stiegen sie von den Pferden, umringten den Bergrücken und erstiegen nun denselben mit so großer Eile, als es die Rücksicht für die eigene Sicherheit erlaubte. Gewehrfeuer begann nun von beiden Seiten und jetzt erst entdeckten die Ansiedler, daß ihnen nur zwei Indianer gegenüberstanden. Sie hatten sich freiwillig für die Sicherheit ihrer Gefährten aufgeopfert. Einer derselben wurde auf dem Flecke erschossen und der andere schwer verwundet, wie sich aus der blutigen Decke, die er zurückließ und aus den blutigen Spuren im Schnee schließen ließ.—Die Verfolgung der übrigen begann nun aufs Neue und wurde bis zum späten Abend fortgesetzt. Dann aber verlor sich die Spur in einem Bache und am nächsten Morgen konnte sie nicht wieder aufgefunden werden, da der Schnee inzwischen geschmolzen war.

Die Vertheidigung von Fort Harrison.

Die Vertheidigung von Fort Harrison gegen eine große Schaar Indianer, war die erste große Kriegsthat des verstorbenen Präsidenten Z. Taylor, der durch seine später in Florida und Mexico geführte Schlachten so berühmt geworden ist.

Während des letzten Krieges zwischen den Ver. Staaten und England war Z. Taylor Hauptmann im 7ten Infanterie-Regimente und diente hauptsächlich im Westen gegen die Indianer, welche von den Engländern aufgewiegelt waren, Partei gegen die Ver. Staaten zu nehmen. 1812 erhielt er Befehl, mit seiner Compagnie das Fort Harrison zu besetzen, welches am Wabashflusse, etwa 75 Meilen oberhalb

Vincennes und etwa 50 Meilen jenseits der äußersten weißen Ansiedlungen im Staate Indiana belegen war. Dasselbe war im Jahre 1811 von General Harrison errichtet, kurz vorher ehe er die berühmte Schlacht gegen die Indianer am Tippecanoe lieferte und bestand lediglich aus einer Umzäunung von aufgerichteten und einige Fuß tief in die Erde eingegrabenen Baumstämmen auf drei Seiten und auf der vierten aus einer Reihe Blockhütten, in welchen die Soldaten wohnten mit einem größeren Blockhause an jedem Ende, in deren einem die Offiziere und in dem anderen die Vorräthe untergebracht waren. Da das Fort aus grünem Holze gebaut war, so hatte es bereits bedeutend von der Witterung gelitten und war deshalb keineswegs fest zu nennen.

Am 3. September 1812 wurden von den Indianern zwei Männer nur einige hundert Schritte vom Forte entfernt gemordet. Spät Abends am nächsten Tage kamen 30 bis 40 Indianer von dem Dorfe des s. g. Propheten und führten eine weiße Flagge mit sich. Die Parthie bestand größtentheils aus Häuptlingen der verschiedenen Unterabtheilungen, aus denen die Bande des Propheten bestand. Sie gaben vor, daß der oberste Häuptling am nächsten Morgen eine Rede an Capt. Taylor zu halten beabsichtige, in der er um Lebensmittel bitten werde. Die List war trefflich angelegt und kühn unternommen; allein der junge Held ließ sich durch gute Worte nicht in Sicherheit wiegen. Er verdoppelte im Gegentheile seine Wachsamkeit, ließ frische Patronen austheilen und die Waffen der Besatzung gehörig nachsehen.

Der Angriff auf das Fort wurde ausgeführt wie er vorausgesehen hatte. Um Mitternacht wurde die Besatzung durch das Schießen eines Wachtposten geweckt, und eilte sogleich an die vorherbestimmten Plätze. Das Gewehrfeuer wurde alsbald von beiden Seiten sehr lebhaft. Da entdeckte

man plötzlich, daß die Indianer das Vorrathshaus von Außen in Brand gesetzt hatten. Die Reservemannschaft wurde mit Feuereimern abgeschickt, die Flammen zu löschen. Allein der Befehl dazu war leichter zu geben als auszuführen. Der Feuerlärm hatte die ganze Besatzung bestürzt gemacht und nur mit der größten Mühe und Kaltblütigkeit gelang es Capt. Taylor die Ordnung einigermaßen herzustellen. Unglücklicher Weise befanden sich einige Fässer Branntwein unter den Vorräthen und dadurch, daß dieselben bald in Brand geriethen, vermehrte sich die Verwirrung außerordentlich und es wurde viel schwieriger, das Feuer zu löschen. Die Indianer freuten sich augenscheinlich über die Verwirrung, feuerten noch einmal so rasch wie vorher und begleiteten jeden Schuß mit dem wüthendsten Geschrei und Geheul, das sich nur denken läßt. Bald ergriff das Feuer auch das Dach des Blockhauses und drohete in Kurzem das ganze Fort in Flammen zu hüllen. Jetzt verloren die Soldaten fast den Muth, sie hielten sich für verloren und gaben kaum Acht auf die ihnen gegebenen Befehle.

Die Unordnung stieg auf's Höchste, und die Scene war schrecklich im äußersten Grade. Das Feuer wüthete und prasselte — die Indianer schrieen und heulten — die Hunde bellten — die Verwundeten ächzten und stöhnten, und schriller als die Elemente und die Feinde ertönte das Angstgeschrei der Weiber, das Schlachtgetümmel noch schrecklicher machend. Der nahe Wald war hell erleuchtet vom Wiederscheine des Feuers und erglänzte noch feuriger, da die Nacht außerdem stockfinster war. Der ganze Auftritt war im Stande, auch das stärkste Herz erbeben zu machen; allein mitten in dem Getümmel und dem Geschrei stand der junge Held wie ein Fels so unerschütterlich und gefaßt, kühn und entschlossen, seine Befehle mit so viel Gleichmuth und Ueberlegung erthei-

lend, als ob er auf dem Paradeplatze stehe, seine Gefährten durch sein Betragen zu Festigkeit, Muth und Kaltblütigkeit anfeuernd und selbst die Frauenzimmer in gewissem Grade ermuthigend. Auf seinen Befehl gelang es, das brennende Dach des Vorrathshauses abzuwerfen und dem Feuer dadurch endlich Einhalt zu thun, daß man die benachbarten Gebäude beständig naß erhielt. Die durch das Abbrennen des Gebäudes entstandene Lücke wurde durch Herbeitragen aller möglichen Geräthschaften eiligst wieder aufgefüllt und das Gewehrfeuer auf die Indianer bis um 6 Uhr Morgens kräftig unterhalten. Um diese Zeit hörte das Feuern von der Seite derselben allmählig auf, und es stellte sich die Gewißheit heraus, daß sie sich zurückgezogen hatten.

Die Besatzung hatte nur einen Todten und zwei Verwundete. Der Verlust der Indianer mußte sehr bedeutend gewesen sein, wie man aus den vielen Blutspuren, die man in der Nähe des Forts hernach fand, deutlich entnehmen konnte.

Capt. Taylor wurde der Ehrenrang als Major für die von ihm bezeigte Umsicht und Tapferkeit ertheilt. Dies war die erste Ehrenrangerhöhung während des Krieges, und er verdiente sie in vollem Maße.





Capitain Isaac Shelby.

Die Schlacht von Point Pleasant.

Der kurze Krieg mit den Indianern, welcher im westlichen Virginien meistens Dunmore's Krieg genannt wird, endete mit einer der blutigsten und hartnäckigsten Schlachten, die je gegen die Indianer geführt sind. Dieser Kampf ist unter dem Namen der Schlacht bei Point Pleasant bekannt. Nachdem verschiedene Ueberfälle und Scharmützel die Ansiedler belehrt hatten, daß nur vereinte und großartige Anstrengungen

den Wilden eine tüchtige Lehre geben können, brachten sie endlich ein Heer von etwa 2500 Mann auf die Beine. Die Mannschaft war in zwei Schaaren getheilt, die erste unter Anführung des General Andreas Lewis und die zweite unter Anführung des Gouverneur Dunmore von Virginien. General Lewis hatte seine Schaar in Camp Union zusammengezogen, und hier erhielt er den Befehl, sich am 2. October 1774 mit der anderen an der Mündung des Kanawhaflusses zu vereinigen.

General Lewis trat am 11. September mit etwa 1100 Mann seinen Marsch dahin durch die damals gänzlich unbekannte und pfadlose Wildniß an. Am 30sten desselben Monats traf er an der Mündung des Kanawhaflusses ein und war sehr erstaunt, den Gouverneur mit seiner Schaar nicht dort anzutreffen. Am 9. October erhielt Gen. Lewis Nachricht, daß der Feldzugsplan abgeändert worden sei, und zu gleicher Zeit den Befehl, daß er sich mit der anderen Schaar am Sciotaflusse vereinigen solle. Am nächsten Tage sollte der Aufbruch dahin stattfinden. Am Morgen dieses Tages aber brachten ausgeschickte Späher die Nachricht, daß ein großer Haufen Indianer heranrücke unter der Anführung des berühmten Cornstalk, des tapfern Logan und anderer Häuptlinge. General Lewis glaubte anfangs, daß die Anzahl der Indianer übertrieben sei, und schickte ihnen deshalb nur ein Regiment unter dem Befehle von Oberst Lewis entgegen. Kaum hatte aber dasselbe die Vorpostenlinie überschritten, als es bereits von den Indianern mit großer Wuth angegriffen wurde. Nun wurde das von Oberst Fleming befehligte Regiment dem ersteren zu Hülfe geschickt, und der Kampf entbrannte von beiden Seiten mit äußerster Wuth. Obgleich Oberst Lewis gleich beim Anfange des Kampfes tödtlich verwundet wurde, so ließ er sich dennoch vom Kampfplatze nicht



Schlacht von Point Pleasant.

forttragen, sondern behauptete seinen Platz, bis er die Schlachtlinie vollständig geordnet hatte, und erst dann wurde er, schon sterbend, vom Schlachtfelde getragen. Nachdem der Kampf eine Zeitlang gedauert, gerieth die Schlachtordnung der Amerikaner in einige Unordnung, und sie würden höchst wahrscheinlich geschlagen worden sein, wenn Gen. Lewis nicht den Oberst Field mit einer Abtheilung zu Hülfe geschickt hätte. Diesem gelang es, die bereits verlorenen Vortheile wieder zu gewinnen und den amerikanischen Truppen dadurch neuen Muth einzuflößen. Der Kampf entbrannte nun heftiger wie je und wurde von beiden Theilen mit der größten Hartnäckigkeit und Kühnheit fortgeführt. Keine der beiden Parteien konnte ohne den blutigsten Widerstand weit vordringen, und keine wollte weichen. Laut über dem schrecklichen Schlachtgetümmel hörte man die Löwenstimme des riesigen Cornstalk, der seinen Kriegern unaufhörlich die Worte zurief: „Seid stark!" — Wer zu fliehen versuchte, den hieb er mit seiner Schlachtart ohne Weiteres nieder. Das Kampfgeschrei der Weißen mischte sich mit dem Schlachtgeheul der Indianer auf eine schreckliche Weise. Gen. Lewis führte den Oberbefehl mit Ruhe, Unerschrockenheit und Entschlossenheit. Gegen 12 Uhr Mittags ließ das Feuern der Indianer allmählig nach, und sie zogen sich langsam zurück. Die Virginier drangen heftig nach; allein ihre Kühnheit kam ihnen mehrmals theuer zu stehen, denn der listige Cornstalk lockte sie dabei in schlau gelegte Hinterhalte. Gen. Lewis, sobald er diese Kriegslist merkte, schickte sofort drei Compagnieen unter den Hauptleuten John Stuart, Georg Mathews und Isaak Shelby unvermerkt seitwärts mit dem Befehle, geräuschlos sich an dem Ufer des Kanawha und Sandy Run hinzuziehen, bis sie soweit vorgedrungen sein würden, daß sie den Indianern in den Rücken fallen könnten. Dieser Zug wurde vortrefflich aus-

geführt, und die Indianer sahen sich gegen 4 Uhr Nachmittags genöthigt, die Schlacht verloren zu geben. Der Sieg blieb zwar den Virginiern, allein sie durften es nicht wagen, den Feind zu verfolgen. Cornstalk's Rückzug wurde zwar eigenthümlich, aber doch meisterhaft ausgeführt. Oft führte er seine Mannschaft unerschrocken gegen die Verfolger, aber, wie es sich später erwies, lediglich in der Absicht, den Rückzug seiner Gefährten und das Hinwegschaffen der Todten und Verwundeten zu decken. Während der Nacht bewerkstelligte er einen ungehinderten Uebergang über den Ohiofluß.

Der Verlust auf beiden Seiten ist niemals genau ausgemittelt worden. Man sagt, die Indianer hätten im Ganzen ungefähr 150 Mann verloren. Die Virginier hatten etwa 200 Todte und Verwundete.

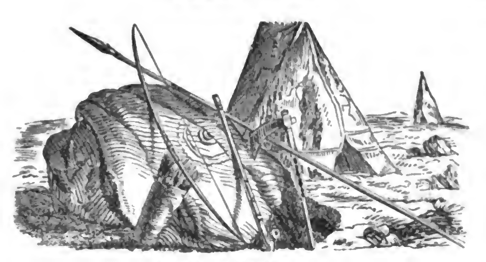
Wenigstens 100 Mann von Gen. Lewis' Commando waren auf einem Jagdzuge abwesend und erfuhren, daß die Schlacht vorgefallen, erst als sie spät Abends in das Lager zurückkehrten. Die Indianer bestanden aus den ausgesuchtesten Kriegern des nördlichen Indianerbundes. Ihr Oberbefehlshaber Cornstalk, ein Schawanee, besaß ausgezeichnete Talente für Krieg und Rath, und stand in keiner Beziehung dem gefürchteten Tecumseh nach. Er war ein wahrhaft großer Mann unter den Indianern. Die Schlacht bei Point Pleasant war eine der blutigsten, welche je gegen die nordamerikanischen Indianer geführt ist. Bald nach derselben wurde Frieden mit denselben abgeschlossen.



Cornstalk.



McColloch's Sprung.



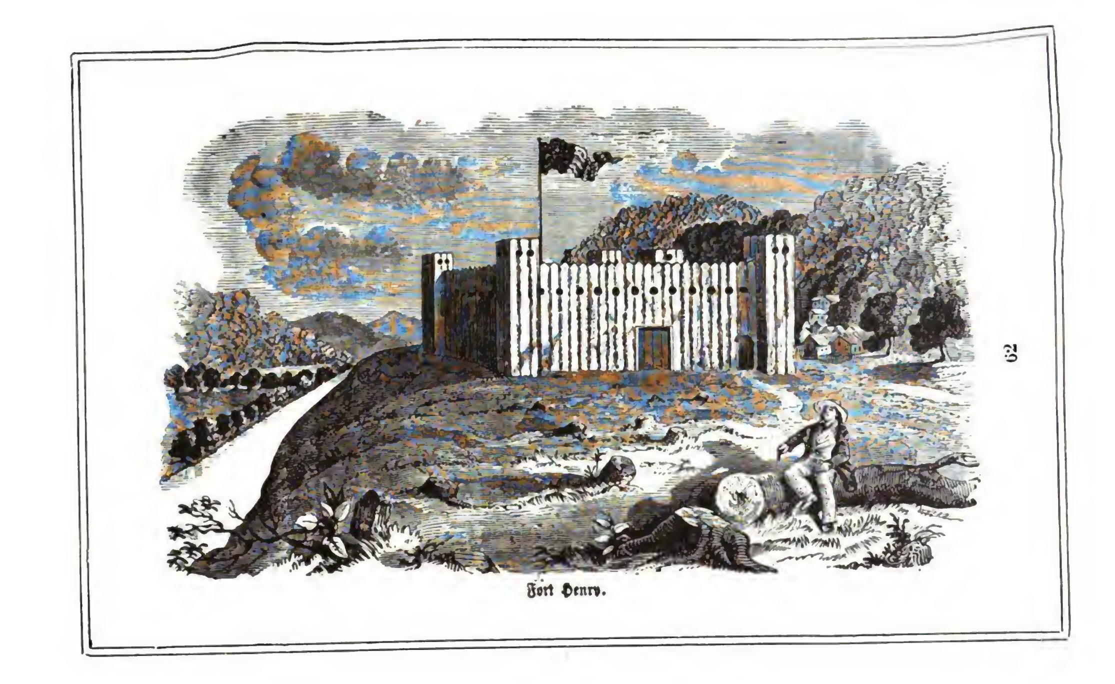
McColloch's Sprung.

Eine der merkwürdigsten Begebenheiten, die sich im westlichen Theile von Virginien zugetragen, ist unstreitig der ungeheure Sprung, den Major Samuel McColloch mit seinem Pferde einen schrecklichen Abgrund hinunter machte und dadurch sein Leben aus den Händen der verfolgenden Indianer rettete.

Die Familie des McColloch war unter den ersten Ansiedlern von Short Creek. Samuel war der zweite Sohn des alten McColloch. Schon als Jüngling erwarb er sich durch seine furchtlosen Jagdunternehmungen einen großen Namen in der Gegend. Auch war er fast unaufhörlich in Zügen gegen die Rothhäute betheiligt und er erwarb sich große Verdienste um die Sicherung der jungen, den Einfällen der Wilden stets ausgesetzten Ansiedlungen. Die Indianer hatten gerechte Ursache, ihn zu fürchten und sie brüteten unaufhörlich Rache gegen ihn.

Im Jahre 1775 wurde unser McColloch zum Major befördert in Rücksicht auf die großen Verdienste, die er sich an der Indianergränze erworben. Seine berühmteste That fiel im Jahre 1777 vor. Kurz nach dem ersten Angriffe der Indianer auf das Fort Henry (in der jetzigen Stadt Wheeling am Ohio) erschien Major McCollock vor der Festung

mit etwa 40 Mann, um ihr Verstärkung zuzuführen. Er brachte alle seine Leute auf sehr geschickte Weise in das Fort; allein in der großen für die Sicherheit seiner Leute gezeigten Sorgfalt vergaß er, an sich selbst zu denken und er war von den Indianern fast vollständig abgeschnitten, ehe er das Fort erreichen konnte. Nur ein Ausweg stand ihm noch offen und der ging über den steilen Berg, welcher über der jetzigen Stadt Wheeling hängt. Der Berg ist an 300 Fuß hoch, und der Abhang ist äußerst steil, an manchen Stellen fast scheitelrecht. McColloch erreichte den Gipfel des Berges zwar glücklich; allein jetzt erst sah er die ganze Gefahr, in die er sich begeben, deutlich ein. Die Indianer hatten ihn vollständig umzingelt. Sie feuerten indeß nicht nach ihm; denn ihre Absicht ging dahin, ihn lebendig zu fangen und langsam zu Tode zu martern. Allein der tapfere Kriegsmann war entschlossen, sich einem solchen Verfahren unter keiner Bedingung auszusetzen. Ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern, setzte er sich fest in den Sattel, ergriff die Zügel mit der Linken, schwenkte seine Büchse in der Rechten und spornte sein Pferd muthig über den furchtbaren Abhang. Die Wilden standen nun erstaunt am Rande desselben und blickten mit der festesten Zuversicht hinab, ihn bald zerschellt am Grunde desselben ankommen zu sehen. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie den Major mit seinem braven Rosse in vollem Galopp über die Landzunge sprengen sahen. Die Kühnheit und der gute Erfolg der wagehalsigen Unternehmung waren in gleichem Maaße bewundernswürdig. Der Abhang ist bis auf diesen Tag als McColloch's Sprung bekannt, und wird den Namen behalten, so lange der Berg steht. Im Jahre 1782 fand McColloch seinen Tod in einem Hinterhalte, den ihm die Indianer gelegt. Man sagt, die Indianer haben sein Herz gegessen, um dadurch tapfer zu werden.



Fort Henry.



Die Abenteuer zweier Späher.

Schon im Jahre 1790 war das Blockhaus und die Pallisaden-Verzäunung oberhalb der Mündung des Hockhockingflusses in den Ohio der äußerste Grenzposten aller unserer Ansiedler zwischen dem Hockhocking und der Sciota und vom Ohio bis zu den großen nördlichen Seen. Damals prangte der Urwald noch in seiner ganzen natürlichen Pracht, und keine Ansiedlungen, wohl aber kleine wunderliebliche natürliche Gras- und Blumenplätze, von den ersten französischen Ansiedlern Prairieen genannt, unterbrachen die feierliche Eintönigkeit desselben hie und da. Die Axt des Holzhauers ertönte noch nicht im Urwalde, und der Pflug des Ackersmannes hatte die Naturschönheiten der Wiesenplätzchen noch nicht verdorben. Unter allen den reichen und üppigen Thälern erfreute sich das des Hockhockings der reichsten Gaben der Natur, und der Platz, wo Lancaster jetzt steht, war unter allen Plätzen im ganzen Thale der üppigste, fruchtbarste und malerischste. Seit „unvordenklichen" Zeiten stand hier ein Indianerdorf. Auf dem Wiesenteppich vor demselben hatten manche Generationen der Indianer ihre Trauerceremonien und Freudenfeste abgehalten und hier hatten oft die Krieger

und Häuptlinge des Westen ihre Rathsversammlungen abgehalten, wenn es sich darum handelte, „einen Kriegspfad zu eröffnen" gegen irgend einen schwächern Theil der immer weiter gegen sie andringenden weißen Ansiedlungen. Während einer solchen Berathung erhielt die kleine Besatzung des oben erwähnten Blockhauses Nachricht, daß die Indianer im obern Theile des Thales irgend einen Streich gegen eine der weit vorgeschobenen Ansiedlungen im Schilde führen. Es galt daher auszumitteln, wie stark die Macht der Indianer und gegen welchen Theil der Ansiedlungen ein Streich im Werke sei. Im Monat October, an einem der wonnigsten Tage des sogenannten Indianersommers schlüpften zwei weiße Männer im hinterwäldlerischen Jagdanzuge durch die dichten Pflaumen- und Haselbüsche, mit denen die eine der größten Wiesenflächen des Thales eingesäumt war, und erklommen mit größter Vorsicht den östlichen Abhang jenes Felsenhügels, der wie ein Vorgebirge, von der Hauptkette fast ganz getrennt, ins Thal weit vorspringt und der den passenden Namen Mount Pleasant erhalten hat. Vom Gipfel aus nach Westen hin konnte man eine große Strecke des Thales übersehen, namentlich auch das erwähnte Indianerdorf und Alles, was um dasselbe vorging. Unsere zwei Abenteurer waren Späher, ausgesandt vom Fort, die Bewegungen der Indianer zu beobachten und zu berichten, sobald etwas Entscheidendes vorfallen würde. Täglich vermehrte sich vor ihren Augen die Zahl der versammelten Krieger und täglich gewahrten sie die Wettläufe zu Pferde und zu Fuße, das Ringen, Springen und Werfen des Tomahawck und die sonstigen Uebungsspiele ihrer dunkelhäutigen jugendlichen Feinde, denen die ältern Krieger, Rathsmänner und Weisen anscheinend theilnamlos zusahen, während die verheiratheten Weiber ihren üblichen sclavischen Haushaltungsgeschäften oblagen und die Kinder sich auf gewöhnliche Art durch



Die beiden Späher.

Nachäffung der ältern Leute belustigten. Die Ankunft jeder neuen Kriegsschaar wurde mit lauten Freudenbezeigungen gefeiert und das abscheuliche dabei ausgestoßene Kriegsgeheul prallte oft gegen die Felsenwände von Mount Pleasant, die es dann in vervielfältigtem Echo in jeden Zickzackwinkel des Thales zurückwarfen, bis es wieder klang als ob Legionen von Teufeln ihre Orgien in diesem lieblichen Thale feierten. Das Kriegsgeheul der Indianer ist freilich wohl geeignet, die Brust dessen mit Schauder zu erfüllen, der es zum ersten Male hört, allein unseren beiden Spähern kam es vor wie eine Kriegsmusik und es übte keinen weitern Einfluß auf sie, außer daß es sie anspornte, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln. Seit früher Jugend hatten sie an der Gränze gelebt und sie kannten auf das Genaueste alle die List und Schlauheit der Indianer, aber auch ihren ganzen blutdürstigen, hinterlistigen und ausdauernden Charakter. Es hielt daher schwer, sie zu hintergehen, sie in eine Falle zu locken oder sie ohne Vertheidigung bis auf den äußersten Blutstropfen zu fangen. Mehrmals erstiegen kleine Streifzüge der Indianer die Höhe, auf welcher unsere Späher verborgen lagen, allein diese verstanden die Kunst, sich in unzugänglichen Felsenklüften und hohlen Bäumen zu verbergen, ohne eine selbst für den Indianer erkennbare Spur zurückzulassen; denn, was Romanschreiber immer fabeln mögen, der Weiße ist dem Indianer selbst in List und Verschlagenheit überlegen, wenn er durch die Umstände genöthigt ist, alle seine Geisteskräfte aufzubieten. Sobald die Streifparthien fort waren, krochen sie aus ihrem Schlupfwinkeln wieder hervor und legten sich nur um so stärker auf die Lauer. Als Lebensmittel hatten sie hinreichend getrocknetes Wildpret und Maisbrod mit sich genommen; allein sie durften nicht daran denken, ein Feuer anzuzünden, um die Speisen dadurch schmackhafter zu machen; der leiseste Rauch

auf dem Gipfel würde eine schleunige Umzinglung des Gipfels und ihren sichern Tod zur Folge gehabt haben. Sie tranken Regenwasser, welches sich in einigen Felsenspalten vorfand, allein in wenigen Tagen war auch dieser Vorrath erschöpft und McClelland und White, so hießen unsere Helden, mußten sich entweder von ihrem Posten zurückziehen oder eine Quelle auffinden, aus der sie unentdeckt schöpfen konnten. — McClelland erbot sich, das Letztere zu versuchen und mit seiner treuen Jagdbüchse auf der Schulter und zwei Kürbisflaschen zum Füllen versehen, stieg er vorsichtig den Abhang hinab und schlüpfte durch die Haselbüsche dem Hockhockingflusse zu. Er erreichte das Ufer und als er, um eine bequemere Stelle zum Schöpfen zu finden, um eine Felsenecke bog, fand er plötzlich jene chrystallhelle Quelle, die jetzt unter dem Namen Cold Spring weit und breit bekannt ist, wenige Schritte vom Flusse aus einem Felsenbecken sprudelnd. Er füllte seine Flaschen und erreichte unbemerkt seinen einsamen Gefährten auf dem Gipfel. Sie beschlossen nun, sich dort täglich ihren Wasserbedarf zu holen und abwechselnd die gefahrvolle Reise dahin zu unternehmen. Bei einer solchen Gelegenheit hatte sich White eines Tages bei der Quelle niedergesetzt, gedankenvoll in den Strudel hinabsehend, als sein wohlgeübtes Ohr plötzlich menschliche Fußtritte in seiner Nähe wahrnahm und als er sich umblickte, sah er zwei Indianerinnen dicht neben sich. Sie hatten soeben die vorspringende Felsenecke umschritten und das plötzliche Erstaunen war durchaus wechselseitig. Die ältere Indianerin faßte sich zuerst und stieß einen jener weithinschallenden Schreie aus, womit Indianer nahe Gefahr auszudrücken und Hülfe herbeizurufen pflegen. White sah die Gefahr seiner Lage mit einem Blicke und die Pflicht der Selbsterhaltung gab ihm sogleich das einzige Mittel an, sich der Indianerinnen auf geräuschlose Weise zu entledigen,

ohne Spuren der Gewaltthätigkeit zu hinterlassen. Er sprang wie ein Tieger auf seine Schlachtopfer, ergriff mit jeder Hand eine der Indianerin bei der Kehle und stürzte sich mit ihnen in den Hockhocking. Es gelang ihm sofort den Kopf der ältern unter die Oberfläche des Wassers zu drücken, während ihm die jüngere mit Heftigkeit widerstand und ihn dabei in gutem Englisch bat, sie nicht zu ermorden. Sogleich ließ er seine Hand von ihrer Kehle schlüpfen und sie theilte ihm nun mit, daß sie eine Weiße, und vor etwa 10 Jahren von den Indianern an den Niederungen des Grave Creek gefangen genommen sei. Ihre Mutter und zwei Schwestern seien damals bei einem Ueberfalle der Wilden vor ihren Augen niedergemetzelt und ihr einziger Bruder sei mit ihr gefangen; er sei indeß in der zweiten Nacht entflohen und sie wisse nicht, was aus ihm geworden. Während sie dies erzählte, ließ White unvermerkt die ältere nun todte Indianerin fahren und ihr Leichnam trieb den Fluß hinab. Er ermahnte das Mädchen, ihm ungesäumt zu folgen und sie machten sich mit der größten Behendigkeit und ohne Geräusch auf den Weg zu dem Gipfel. Sie hatten erst eine kurze Strecke des Wegs dahin zurückgelegt, als sie flußabwärts den Warnungsruf von Indianern hörten. Wahrscheinlich hatte eine Jagdparthie von Hockhocking den Leichnam am Flusse treiben gesehen. White und das Mädchen erreichten indeß glücklich den Gipfel des Berges, von wo aus McClelland ein ungewöhnliches Treiben im Lager der Indianer bemerkt hatte, denn kleine Züge von Kriegern gingen sofort nach dem Warnungsrufe in jeder Richtung aus dem Lager und ehe White und das Mädchen auf dem Gipfel anlangten, war bereits ein Trupp von etwa 20 Indianern im Begriffe, den östlichen Abhang hinaufzuklimmen, überall hinspähend und mit der größten Vorsicht. Bald war der ganze Fuß des Berges von Indianern umzin-

gelt und unsern Helden jeder Rückzug gänzlich abgeschnitten. —Es blieb deshalb nichts übrig als das Leben so theuer wie möglich zu verkaufen und sie beschlossen, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Dem Mädchen riethen sie, zu den Indianern zurückzugehen und ihnen zu sagen, daß sie von den Spähern gefangen gewesen sei. Sie aber sagte: „Nein, der Tod im Angesichte meiner eigenen Leute ist mir zehntausend Mal lieber als das Leben in der Gefangenschaft; gebt mir ein Gewehr und ich will Euch zeigen, daß ich eben so gut fechten wie sterben kann. Diesen Platz verlasse ich um keinen Preis und meine Knochen sollen mit den Eurigen an einem Platze bleichen. Entkömmt aber einer von Euch, so bitte ich die Trauerpost meinen Angehörigen zu überbringen.“ Alle Vorstellungen blieben durchaus fruchtlos und die Späher überlegten nun den besten Vertheidigungsplan. Die Indianer griffen Anfangs von vorne an, wobei sie jedoch einen sehr schmalen Felsenrücken überklettern mußten, der den Gipfel mit der Haupthügelkette verband. Diesen konnten sie nur einer nach dem andern überschreiten, allein sie konnten sich dabei hinter Felsenstücken und Bäumen verstecken und schützen. Allein sobald sie auch nur zwei Zoll ihres Körpers blosgeben, so durften sie darauf rechnen, eine Kugel aus den nie fehlenden Büchsen der Späher in dem Theile zu empfangen. Während sie so die Indianer vorne von sich abhielten, entdeckten sie indeß Gefahr auf einer andern Seite. Die Indianer suchten ihnen in den Rücken zu kommen. In einer Schlucht stand nämlich ein Felsen, von welchem aus der isolirte Gipfel bestrichen werden konnte. Den Fels zu erklimmen war unmöglich; allein er war allenfalls durch einen tüchtigen Sprung von einer nahen Bergwand zu erreichen. Ein kleiner Trupp Indianer hatte augenscheinlich in der Absicht, das Wagestück zu versuchen die Wand erstiegen und die Späher sahen sich ge-

nöthigt, zwei Angriffspunkte rasch und zu gleicher Zeit zu vertheidigen.

McClelland sah einen riesigen Indianer sich zu dem gefährlichen Sprunge anschicken und obgleich die Entfernung weit über hundert Schritte betrug, so war er doch entschlossen, den Schuß zu wagen sobald der Indianer während des Sprunges seinen Körper bloßgeben würde. Er war bereit und sobald der Indianer die Felswand verließ, drückte er los, jedoch der Stein am Gewehre zersprang in tausend Stücke. Er war gewiß, daß der Indianer den Fels erreicht haben müsse, ehe er einen andern Stein aufsetzen könne, allein, von einer andern Kugel als der seinigen getroffen, zuckte der Indianer noch in der Luft zusammen und nach einem Wehgeheul stürzte er als Leichnam den Abgrund hinab. Hundertstimmiges Klagegeheul antwortete vom Fuße des Berges, woraus ersichtlich war, daß ein höchstangesehener Krieger seinen Tod gefunden haben müsse. Die Gefahr war aber damit keineswegs vorüber, denn kurz darauf machte sich ein anderer Krieger zum Sprunge fertig. Zugleich verdoppelten die Krieger auf dem schmalen Rücken ihre Anstrengungen die Späher zu erreichen und beide konnten kaum geschwind genug feuern, um die Vordringenden von sich abzuhalten. Während dem benutzte der zweite Krieger die Gelegenheit, den Sprung zu unternehmen. Kaum hatte er sich aber am Abhange gezeigt, als auch er, noch ehe er den Sprung selbst unternommen, von einer Kugel getroffen wurde, die keiner der beiden Späher entsandt hatte. Er stürzte tödtlich getroffen in den Abgrund. Dieses zweite Schlachtopfer, von ungesehener Hand getödtet, setzte sowohl die Späher als auch die Indianer in nicht geringes Erstaunen und die letzteren zogen sich gerade mit Sonnenuntergang außer Schußweite zurück, wahrscheinlich um einen andern Angriffsplan zu berathen. Die Waffenruhe kam den

Spähern sehr gelegen, denn seit Mittag hatten sie den ungleichen Kampf ohne Unterlaß fortgesetzt.

Erst jetzt hatten sie Zeit zu bemerken, daß das Mädchen sie verlassen, und sie vermutheten, daß die Furcht es dennoch gezwungen haben möge, zu den Indianern zurückzugehen oder daß es im Kampfe gefallen sei. Allein sie blieben nicht lange in Ungewißheit, denn fast in demselben Augenblicke kroch das Mädchen unter einem überhängenden Felsenstücke hervor und hielt eine Büchse nebst Pulverhorn und Kugelbeutel in der Hand. Während der Hitze des Kampfes hatte es einen Krieger fallen gesehen, der etwa 50 Schritte weiter als seine Gefährten vorgedrungen war. Sie kroch zu dem Platze und bemächtigte sich seiner Schießgeräthe, des Kreuzfeuers von beiden Seiten nicht achtend, dem sie dabei ausgesetzt war. Sie hatte den gefahrdrohenden Felsen gleich ins Auge gefaßt und die beiden Häuptlinge erschossen, während sie den Sprung wagen wollten. Sie kannte beide genau und sagte, der Zweite sei der blutdürstigste, listigste und unerbitterlichste Feind der Weißen und Oberhäuptling der Schawanesen. Er war es gewesen, der vor zehn Jahren ihre Familie ermordet, sie genommen und zu einem seiner Kebsweiber ausersehen hatte Die Hand der rächenden Nemesis hatte ihn endlich erreicht.

Im Westen zogen jetzt rabenschwarze Wetterwolken herauf und dieser Umstand machte den beabsichtigten Rückzug der Späher gar schwierig; denn wie konnten sie hoffen, in gänzlicher Finsterniß den sie sicher dicht umstellenden Indianern auszuweichen? Sie beriethen sich nun mit dem Mädchen über die Bewerkstelligung ihrer gemeinsamen Flucht. Es wurde beschlossen, daß sie einige Schritte vorausgehen sollte, da sie jeden Steines in der Gegend kundig war. Da sie zugleich die Sprache der Indianer genau kannte, so war es ihr vielleicht auch möglich, die Indianer zu täuschen, falls sie plötzlich

auf einen Posten derselben stoßen sollten. Der Erfolg zeigte die Klugheit dieser Vorsichtsmaßregel; denn kaum waren sie einige hundert Schritte den Berg hinabgestiegen als ein leises Zeichen von Seiten des Mädchens sie warnte, daß Gefahr vorhanden sei. Die Späher sanken, wie verabredet, auf dieses Zeichen geräuschlos zur Erde und blieben still liegen bis das Mädchen ihnen ein anderes Zeichen geben würde. Sie war über eine Viertelstunde abwesend und die Befürchtungen der Späher wurden mit jeder Minute drückender. Endlich aber erschien sie wieder und flüsterte ihnen zu, daß es ihr gelungen, zwei Wachtposten, die gerade in ihrem Wege standen, unter falschen Vorspiegelungen von ihrem Platze zu entfernen, so daß von denselben kein Lärm zu befürchten stehe. Sie schlichen um den Berg weiter hinunter und kamen ohne Hinderniß im Thale an. Diesem folgten sie fast eine halbe Meile lang ohne Unterbrechung, als sie plötzlich durch das Bellen eines kleinen Hundes stutzig gemacht wurden. Das Mädchen hörte in demselben Augenblicke, wie die beiden Späher die Hahnen ihrer Büchsen spannten. Sie schlich deshalb zu ihnen zurück und zeigte ihnen an, daß sie in der Mitte des Indianerdorfes angelangt seien und daß ihr Leben davon abhänge, ihr ohne weiteres mit der größten Vorsicht und Ruhe zu folgen. Gleich darauf wurde sie von einer Indianerin angeredet, die aus einer Hütte zu ihr sprach. Sie antwortete anscheinend mit der größten Kaltblütigkeit und setzte ruhig ihren Weg fort. Kurz darauf stand sie still und zeigte nun den Spähern an, daß sie das Dorf hinter sich hätten und jetzt verhältnißmäßig in Sicherheit seien. Sie war fest überzeugt, daß die Indianer jeden Ausweg aus dem Thale besetzt haben würden und hatte, ohne ihren Gefährten den Plan mitzutheilen, beschlossen, kühn mitten durch das Dorf zu gehen, weil sie überzeugt war, daß auf diesem Wege die wenigste wirkliche

Gefahr sei, weil die Indianer eine solche Kühnheit schwerlich in Berechnung ziehen würden. Der Erfolg zeigte die Richtigkeit ihrer Voraussetzung. Sie folgten nun der Richtung nach dem Ohio zu, indem sie dem Thale des Hockhocking folgten und in drei Tagen erreichten sie ohne Unfall das Blockhaus der Weißen. Ihrem glücklichen Entkommen hatte man es zuzuschreiben, daß die Indianer diesmal ihren Plan eines Angriffs auf die Ansiedlungen aufgaben und es stellte sich im Verlaufe der angestellten Nachforschungen heraus, daß das Mädchen die Schwester des unerschrockenen Neil Waschburn war, der sich als der beste Späher im Corps des Capt. Kenton, während des großen Freiheitskrieges, einen bedeutenden Namen erworben hatte.



Joe Logston.

Joe Logston war der Sohn eines ganz außerordentlich körperstarken Eltern-Paares. Sein Vater war sechs Fuß 6 Zoll hoch, mit starken Schultern versehen und verhältnißmäßig riesig in seinem ganzen Körperbaue. Seine Mutter war zwar klein aber außergewöhnlich starkknochig und muskelig. Der Sohn machte seinen Eltern Ehre. Er besaß außerordentliche Stärke und dabei zugleich große Gewandtheit. Er war vielleicht nicht ganz so stark wie Simson im alten Testamente, allein wenn man in seiner Gegend jemand als körperkräftig bezeichnen wollte, so pflegte man zu sagen: er ist fast so stark wie der lange Joe Logston. Er wohnte mit seinem Vater in dem unwirthlichsten Theile der Alleghany Gebirge, unfern der Quellen des nördlichsten Armes des Potomacflusses, zwanzig bis dreißig Meilen von jeder Ansiedlung entfernt.

Unser Joe stieg von Zeit zu Zeit von seinen Heimathbergen in die Thäler hinab, um die gesammelten Felle gegen Schießpulver, Blei und Luxusgegenstände zu vertauschen und bei solchen Gelegenheiten ließ er sich gern in die damals unter jungen Leuten so beliebten Leibesübungen, wie Wettlaufen und Springen, Ringen und Schießen, ein. Im Gebrauche der langen Büchse war er besonders geschickt. Er war indeß, wie fast alle sehr starke und von Natur muthige Menschen, durchaus nicht zanksüchtig, sondern vielmehr außerordentlich gemüthlich. Mancher der damals schon vorhandenen Klopffechter und solcher Charaktere, für die die deutsche Sprache keinen ganz passenden Namen hat (wir meinen solche, die auf Englisch mit dem Namen "bully" bezeichnet werden, Kerle wie der lange Philister, den David endlich mit einem geschleuderten Bachkiesel erlegte) würden es sich zur Ehre gerechnet haben, den langen Joe Logston zu überwinden; allein, wenn

sie ihn gehörig in der Nähe betrachteten, so mochten sie wohl mit Fallstaf denken, daß Vorsicht die größte Zierde der Tapfern, denn sie ließen ihn stets in seine Berge zurückgehen, ohne sich an ihm zu reiben.

Als Joe ins Mannesalter trat, starben seine beiden Eltern und da er keine Geschwister besaß, so mußte er nun ganz allein so gut er konnte haushalten, sich gegen die wahrhaft grönländischen Winter in seinen Bergen zu schützen suchen und außerdem noch gegen Bären, Panther, Wölfe, Klapperschlangen und den ganzen Schwarm gefährlicher Säugethiere, Amphibien und Insekten verwahren, von denen die Berggegenden noch jetzt nicht frei geworden sind. Joe hielt sich auf diese Weise mehrere Jahre in dem Theile, den er als sein väterliches Erbe ansah, auf, bis die Ansiedlungen ihm endlich gar zu stark in die Nähe rückten. Es wohnten jetzt schon zwei Familien seitwärts von ihm sechs Meilen entfernt, als aber gar der Vater einer sehr zahlreichen Familie die Vermessenheit hatte, sich zwei Meilen entfernt von Joes Hause niederzulassen, da wurde ihm das Ding zu arg. Er packte seine Habseligkeiten zusammen und zog in eine Gegend, wo er keine andere Büchse knallen hören konnte als seine eigene.

Er verließ die Alleghanies um das Jahr 1787 und zog nach Kentucky südlich vom Green River, wahrscheinlich an den Little Barren River, bis wohin damals noch keine Ansiedler gedrungen waren. Hier lernte er eine neue Sorte von Leben kennen; denn die Vorposten der Civilisation hatten auf diesem sogenannten blutigen Boden nicht blos gegen wilde Thiere sondern noch wildere Menschen häufige Kämpfe zu bestehen Joe gewöhnte sich indeß auch bald an diese Art von Kämpfen und er erwarb sich einen großen Namen unter Freunden und Feinden. Einst wurde er nebst vielen Andern gezwungen, Schutz zu suchen in einem von Baumstämmen erbauten Fort,

da die Indianer in großer Ueberzahl eingedrungen waren und nur große vereinte Massen ihnen Wiederstand zu leisten vermochten. Das eingepferchte Leben in dem Fort behagte ihm indessen durchaus nicht und so oft er nur konnte, machte er sich daraus fort um entweder zu jagen oder verlaufenes Vieh wieder einzutreiben.

Eines schönen Tages war er ganz allein bis spät in den Nachmittag hinein geritten, um Vieh zu suchen, aber ohne dasselbe zu finden, denn die Indianer hatten es theils für ihren eigenen Gebrauch getödtet, theils fortgetrieben. Da kam er während des Heimweges durch eine Stelle des Waldes, auf der herrliche wilde Weintrauben wuchsen. Er hielt an, füllte seinen Hut damit, den er vor sich auf den Sattelknopf setzte und aß ganz gemüthlich seine Trauben, als er plötzlich durch Schüsse auf beiden Seiten seines Pfades aufgeschreckt wurde. Eine Kugel streifte den fleischigen Theil seiner Brust; allein ohne den Brustknochen im mindesten zu verletzen. Eine andere traf das Pferd ins Rückgrath dicht hinter dem Sattel. Es stürzte mit dem Reiter nieder. Er sprang indessen gar bald auf seine eignen Füße, die Büchse in der Hand und er würde sich ohne Zweifel durch die Flucht haben retten können, denn kein Indianer würde ihn eingeholt haben. Allein Laufen war seine Sache nicht so lange er irgend etwas anderes hatte, womit er sich seiner Haut wehren konnte. Er hatte noch kein Schlachtfeld verlassen ohne deutliche Spuren zu hinterlassen, daß er am Kampfe theilgenommen und er beschloß, daß er die alte Gewohnheit bei dieser Gelegenheit nicht ohne Noth brechen wollte. Sobald die Schüsse gefallen waren, sprang ein riesiger Indianer mit geschwungener Streitart auf ihn los. Joe zielte auf ihn und sobald der Indianer dies sah, sprang er hinter zwei junge Bäume, deren keiner indeß stark genug war, seinen ganzen



Joe Logston und die Indianer.

Körper zu decken. Der Indianer schlüpfte nun von einem Baume hinter den andern um Joe das Zielen zu erschweren. Joe wußte sehr wohl, daß er mit wenigstens zwei Feinden zu thun habe und deshalb ließ er den anderen Indianer nie ganz aus dem Auge. Jetzt sah er ihn, wie er sich hinter einem Baume versteckt hatte und eben im Begriffe war, seine Büchse wieder zu laden. Als er die Kugel niederstieß kam

seine eine Hüfte ein wenig hinter dem Baume hervor und rasch wandte sich Joe, legte an und traf mit großer Genauigkeit den Hüftknochen. Nun aber kam der riesige Indianer mit einem höllischen Freudenausrufe und geschwungenem Tomahawk auf Joe los und dann gab es einen Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei der riesigsten Vorkämpfer ihrer beiderseitigsten Nationen, die man mit Recht beide mit Goliath vergleichen konnte. Der Indianer war vielleicht um etwas größer als Joe, aber dieser war dagegen etwas schwerer und muskelkräftiger. Als der Indianer bis auf 15 oder 20 Schritte herangekommen war, blieb er still stehen und warf seine Streitart mit aller Kraft nach Joe. Dieser aber hatte alle Bewegungen seines Gegners genau beobachtet und bückte sich zeitig, so daß die Art, statt ihn zu treffen, weit fortflog. Joe schwang nun seine Büchse wie eine Keule und stürzte damit auf den Indianer los, um ihn damit niederzuschlagen; allein dieser sprang plötzlich in hohe Büsche und die Büchse flog durch die Gewalt, womit Joe ausgeholt hatte, aus seiner Hand. Jetzt waren beide Kämpfer in Ansehung der Waffen wieder ziemlich gleich und gleichzeitig sprangen sie auf einander los, um sich zu packen und der Indianer, da er sah, daß Joe nicht unbedeutend aus seiner Brustwunde blutete, glaubte schon seiner Sache gewiß zu sein. Allein er irrte sich. Joe hatte noch Kraft in Ueberfluß, um mit dem Indianer zu ringen. Joe warf ihn sehr bald auf die Erde, aber es war ihm nicht möglich, ihn nieder zu halten. Der fast nackte Indianer entschlüpfte ihm wie ein Aal und stand wieder auf den Füßen ehe Joe Zeit genug hatte, ihm ernstlich wehe zu thun. Nachdem er ihn fünf bis sechs Mal niedergeworfen hatte, merkte Joe, daß die Anstrengung ihn bald außer Athem bringen werde und er dachte deshalb auf andere Mittel, den Indianer über die Seite zu schaffen. Er warf ihn nochmals nieder,

allein statt jetzt den Versuch zu machen, ihn auf dem Boden festzuhalten, sprang er nun seitwärts und während der Indianer im Begriff war, sich von der Erde aufzuraffen, führte Joe einen kräftigen Faustschlag nach seinem Kopfe und so oft er wieder aufzustehen versuchte, wiederholte er die Faustschläge auf den Kopf. Dem Indianer wurde es nun immer schwerer, wieder aufzustehen und Joe gelang es, ihm endlich einen derben Faustschlag dicht unter das Ohr zu versetzen, wodurch der Indianer äußerst betäubt wurde; allein er war dem Tode noch nicht so nahe, wie Joe glaubte. Dieser stürzte sich nun auf den Indianer und indem er mit der Linken die Gurgel desselben ergriff, suchte er ihn zu erdrosseln. Die Rechte behielt er frei für etwa vorkommende unvorhergesehene Fälle. Joe bemerkte auch sehr bald, daß der Indianer mit seiner Rechten etwas suche und entdeckte, daß derselbe sich bestrebte, sein Messer aus der Scheide zu ziehen, welches am Gürtel hing. Dies stack aber, wie alle Indianermesser, sehr tief in der Scheide, allein Joe ließ ihn ruhig an dem Herausziehen desselben fortarbeiten, kaum aber war es aus der Scheide, so wand es ihm Joe sehr geschickt aus der Hand und stieß es dem Indianer ins Herz, welcher nun auch auf dem Flecke verschied.

Joe gedachte nun auch des andern Indianers und da er nicht wußte, wie weit er ihn kampfesunfähig gemacht habe, so sah er sich nach ihm um. Er fand, daß dieser ungeachtet des Schusses in die Hüfte dennoch auf allen Vieren in die Nähe des Kampfplatzes gekrochen war, seinen Rücken gegen einen Baumstamm gestemmt hatte und im Begriffe stand, auf Joe zu zielen. Allein seine schmerzhafte Wunde verhinderte ihn, die Büchse gehörig zu handhaben und Joe, der der Meinung war, daß er sich für heute genug angenehme Bewegung gemacht habe und sich seiner erworbenen Lorbeeren nicht gern

durch den Schuß eines stark verwundeten Indianers entreißen lassen wollte, machte sich auf den Weg nach dem Fort. Hier traf er mit Einbruch der Nacht ein, und, vom Kopfe bis zu den Füßen mit Blut bedeckt, ohne Pferd, ohne Büchse und Hut gewährte er allerdings einen sonderbaren Anblick. Die Erzählung seines Kampfes nahmen seine Gefährten mit jenem halb zweifelhaften Lächeln auf, mit dem man die Jagdgeschichten eines alten Jägers anzuhören pflegt. Allein er sagte ihnen, sie möchten am nächsten Morgen auf den Kampfplatz gehen und sich mit eignen Augen überzeugen. Dieses geschah. Als man indeß auf dem Kampfplatze ankam, fand man weiter nichts, als Joes todtes Pferd. Allein Joe wußte nur zu gut, daß er nicht geträumt hatte und als er die Umgegend genau durchsuchte, fand er eine Spur, die deutlich zeigte, daß auf derselben etwas fortgeschleift war. Er und seine Gefährten folgten nun der Spur und sie fanden in einiger Entfernung den riesigen Indianer, mit dem Joe gerungen, neben einem Baumstamme liegen und ganz mit dürren Blättern sorgfältig bedeckt und einige hundert Schritte weiter den durch die Hüfte geschossenen Indianer, auf dem Rücken liegend, erstochen, mit seinem eignen Messer in der Brust, als ob er Jedem, der ihn finden würde, zeigen wolle, daß er durch seine eigne Hand gefallen und nicht durch Feindeshand. Nach langem Suchen fanden sie auch das Messer, mit dem Joe den andern Indianer erstochen hatte. Es stack tief im Boden und war augenfällig mit der Ferse eines Menschen hineingestampft. Der verwundete Indianer hatte es unzweifelhaft gethan und die große Mühe, die ihm diese Anstrengungen in diesem Zustande gekostet haben müssen, zeigen deutlich, wozu Indianer fähig sind, wenn es sich darum handelt, ihre Begriffe von Ehre zu verwirklichen.

Einige Jahre nachher wurde Frieden mit den Indianern

geschlossen. Nun aber stellte sich eine andere Plage ein, die eben so schlimm war, wie die Indianer. Verschiedene Banden von Pferdedieben, Räubern und Mördern durchzogen die Grenzansiedlungen und zum Schutze gegen dieselben stifteten die Ansiedler Gesellschaften, die sich die Verfolgung und summarische Bestrafung der Uebelthäter zur Pflicht machten. In einem Gefechte der Ansiedler gegen die Pferdediebe verlor Joe Logston sein Leben.

Ein Charakter wie der unseres Helden möchte zwar in jetzigen civilisirten Ansiedlungen der Ver. Staaten keine gar vortheilhafte Rolle spielen; allein gerade solche Leute wie er, waren als Vorkämpfer der Civilisation nothwendig und es ist billig, daß ihr Andenken der Nachwelt aufbewahrt werde.



1941

